Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Deutsche

Lebensbilder.

Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Erstes Bändchen:

Die Hausgenossen.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Die

Hausgenossen.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Recht in Mitten unſeres deutſchen Vaterlandes liegt eine kleine Univerſitätsſtadt von mäßigen Höhen eingeſchloſſen, die ſich nur an einer Seite nach dem Fluſſe öffnen und ſo der Stadt einen Blick in das weite Land geſtatten, während ſie dieſelbe gegen die rauhen Winde von Norden und Oſten behüten. Nirgend in der ganzen Gegend bringt der Weinſtock ſo viel Trauben, nirgend gedeihen die Roſen prächtiger als hier, und kaum ein Haus findet man in der ganzen Stadt, das der üppigen Umrankung von Weinlaub, des ſchönen Roſenſchmuckes entbehrte. Weſſen Auge gewohnt iſt an die ſtarre Außenſeite großſtädtiſcher Häuſerreihen, an die kaſernenhafte Gleichförmigkeit ihrer Gebäude, an die moderne polizeiliche Strenge, welche die Straßen regelrecht zieht und nirgend einer Willkür Raum geſtattet, dem mußte es fremd und doch behaglich zu Sinne werden, wenn er in das Thal hernieder geſchritten und in das Städtchen eingewandert war.

Gleich das alte Thor, deſſen gehelmte Wartthürme lange zuſammengeſunken waren, und dem man eine ſpitze Ueberdachung aufgeſetzt hatte, ſah behaglich aus, wie ein alter Krieger, der die Waffen abgelegt und ſich's unter den Seinen im Schlafrock bequem gemacht

392483

hat. Das Thor leistete keine Dienste mehr, aber Niemand mochte daran denken, es niederreißen zu lassen. Alle hatten als Kinder unter seinem kühlen Schatten gespielt, Alle waren einmal in Gefahr gewesen, unter der Enge des Bogens von einem Wagen zerquetscht zu werden, Jeder hatte irgend Etwas erlebt, das sich auf dieses alte Mauerwerk bezog, und Niemand wollte es also missen. Mochten die Steinfugen noch so weit auseinanderklaffen, mochten die Bäume, welche allmählich aus den Spalten emporgewachsen waren, noch so sicher dem Bau Verderben drohen, man wollte weder die Bäume entbehren, die man noch ganz klein gekannt, noch das Thor selber; und so ward denn mit Flicken und Mauern, mit Klammern und Stützen an dem Thore von Zeit zu Zeit herumhantiert, das gute, alte Bauwerk zu erhalten, ohne welches die Stadt gar nicht die Stadt bleiben konnte, wie die Bürger einstimmig behaupteten.

Grade wie mit dem Thore, so war es vor etwa dreißig Jahren auch noch mit den Bewohnern der Stadt. Es war unter ihnen Alles geblieben, wie es gewesen seit alter, langer Zeit. Wie vor hundert und mehr Jahren lebten die Leute von den Studenten, sowohl die Professoren, als die Hausbesitzer und Handwerker. Von einem Handelsstande, von großen Fabriken war damals so tief im Lande keine Rede; und da man bisher auch ohne diese Dinge sich wohl befunden, so war man wenig geneigt, Neuerungen zu versuchen. Selbst um Politik kümmerte man sich nicht, trotz der vielen historischen Collegia, die in der Stadt gelesen wurden. Freilich hatte man die französische Knechtschaft, die sehr schwer grade auf diesem Theile von Deutschland gelastet, bitter genug empfunden, freilich hatten auch aus diesem Orte die Waffenfähigen den Kampf für das Vaterland

mitgefochten; aber die Tage waren vorüber. Die Generation der Studirenden, welche einst die Stadt verlassen, um zu den Fahnen zu eilen, war nun lange in Amt und Würden, neue Generationen trieben seit Jahren ihr altes Wesen auf der Universität, und die Professoren und Bürger hatten ihre Freude daran, daß die alten Mauern und das alte rechte Studentenleben doch über all das Revolutions- und Kriegsgetümmel hinaus, ihren festen unwandelbaren Bestand behalten hätten.

Es waren nur Wenige in der Stadt, welche diese Ansichten nicht zu theilen vermochten. Zu diesen gehörte Herr Hansen, ein Gärtner seines Zeichens. Schon sein Vater hatte das Haus mitten auf dem Walle an der Sonnenseite besessen und war Gärtner gewesen, gleichwie der Großvater auch. Es erbte das unter ihnen fort, wie die Arbeitsamkeit und der gute Muth, sagte Herr Hansen. Und wie der eigene Sinn, pflegte seine Frau hinzuzufügen, wenn sie behaglich vor der großen Kaffeekanne saßen.

Herr Hansen hatte die ganzen Feldzüge mitgemacht. Er war als Zwanzigjähriger unter den ersten Freiwilligen gewesen und erst heimgekehrt, als die siegreichen Alliirten zum zweiten Male aus Frankreich zurückgekommen waren. Bei Laon hatte er die Offiziers-Epaulettes, auf dem Montmartre das eiserne Kreuz erworben, und Mancher in seiner Vaterstadt hatte sich gefragt, was denn nun wohl aus dem jungen Hansen werden, und ob er sich nicht für zu gut halten würde, mit dem Grabscheit zu arbeiten, wie die Hansen's es bisher gethan. Aber weder dem jungen Manne, noch den Eltern desselben war darüber irgend ein Zweifel gekommen. Acht Tage lang ging der stattliche Offizier

in seiner Uniform umher, als wolle er den Eltern Zeit lassen, sich daran zu freuen, und den Nachbarn Zeit, sich's fest in's Gedächtniß einzuprägen, was er geworden sei; dann fand man ihn eines Morgens mit Schürze und Hacke unter den anderen Arbeitern und hörte, daß er sich gemeldet habe, Bürger zu werden in der Stadt.

War er nun der Alte gewesen, so lange er die Uniform getragen, so hob er den Kopf plötzlich sehr stolz empor, als er sie von sich legte, und wenn er sich unter seinen Standesgenossen auch schlicht und einfach gab, so hielt er doch streng darauf, daß die Vornehmen ihn als ihres Gleichen achteten. Jeder, der es hören wollte, konnte von ihm den Ausspruch vernehmen, er sei für keinen Menschen zu gut, aber auch für Niemand zu schlecht, und wer seine Schuldigkeit auf seinem Platze thue, der sei vollkommen berechtigt, sich neben die Ersten hinzustellen. Er wolle Nichts sein, als ein tüchtiger Gärtner und ein tüchtiger Bürger im Frieden und im Kriege. Das sei er, und damit dünke er sich grade so gut, wie der erste Professor, und tausend Mal mehr werth, als die Studenten, die noch Nichts gethan hätten und auf der Universität Nichts thäten, als trinken und lärmen und Händel suchen.

In einer kleinen Stadt redet sich Alles leicht herum, weil man nicht viel Neues zu sprechen hat, und der junge Gärtner und sein Hochmuth machten eine Weile den Gegenstand der Unterhaltung aus. Die alten Professoren schüttelten bedenklich die Köpfe dazu, die

Gesinnung kam ihnen demagogisch vor. Die jungen Docenten neckten die Professorentöchter damit, daß sie sich nur auf den Besuch und die Werbung des Spaten-Lieutenants gefaßt machen möchten; aber von allem dem geschah Nichts. Der junge Handwerker blieb unter seines Gleichen, heirathete nach Jahr und Tag die Tochter eines Böttchermeisters, der zu seiner Verwandtschaft gehörte, und jeder Vernünftige mußte eingestehen, daß es keinen tüchtigeren Mann im Orte gab, als den jungen Hansen, der ruhig seinen Weg ging, von Niemandem Etwas forderte und auch Niemandem Etwas in die Quere legte.

Nur mit den Studenten hatte er sich nach seiner Rückkehr niemals recht vertragen können. Anfangs, als sich noch Jünglinge unter ihnen befanden, welche wie Hansen die Kriege mitgemacht, war es ganz erträglich gegangen, und der Gärtner hatte es nicht sonderlich beachtet, wenn sie das kameradschaftliche Verhältniß mehr und mehr zu vergessen geschienen.

Als dann aber diese Generation vorübergegangen war, und neue Studirende diese Universität bezogen hatten, unter denen das Gerücht von dem Stolze des Spaten-Lieutenants (den Namen hatten sie ihm nun ein- für allemal beigelegt) sich fortgepflanzt, da war es erst zu allerlei Neckereien Seitens der Studenten gekommen, bis einmal ein tolldreister junger Edelmann dem Gärtner eine Karikatur an die Thüre gehängt hatte. Sie stellte einen Offizier dar, mit Rüben und Kohlköpfen statt der Waffen ausgerüstet. Den Kopf bedeckte eine Artischoke, statt des Degens hing ihm eine säbelförmige Gurke herab.

Darüber hatte Hansen keinen Spaß verstanden. So-

bald er den Thäter ausgemittelt, hatte er, was ſeit ſeinem Hochzeitstage nicht geſchehen war, die volle Uniform angelegt, und war zu dem Studenten gegangen, Rechenſchaft und Genugthuung von ihm zu fordern. Mit dem Uebermuthe der Unreife hatte dieſer ſie höhnend verweigert. Der Gärtner hatte alſo bei dem Senate eine Klage eingereicht, aber ehe ein Urtheil gefällt, war der Handel ein ganz anderer geworden. Hatten die Studenten ſchon vorher des Gärtners geſpottet, ſo ſprudelten ſie jetzt über in Hohn, gegen den Philiſter, der ſich's unterſtehe, Genugthuung zu verlangen, und der in eigener Perſon ankomme, eine Herausforderung zu überbringen. Sie ſangen Lieder auf ihn in den Kneipen und gingen an einem Abende ſo weit, ſie auch vor des Gärtners Thüre anzuſtimmen. Der hatte ihnen in feſtem Tone befohlen, ſtill zu ſein und fortzugehen. Als ſie aber dieſer Weiſung nicht Folge geleiſtet, war er hinausgetreten und hatte es dem Rädelsführer zu merken gegeben, daß er es gewohnt ſei, die Arme kräftig zu brauchen. Wüthend vor Zorn waren die Studenten über ihn hergefallen; des Gärtners Gehülfen und Burſchen waren zum Beiſtande ihres Herrn herbeigeeilt, andere Nachbarn und Handwerker hatten ſich ihm, Partei nehmend, angeſchloſſen. Aber auch die Studenten hatten ſich Hülfe geholt. Der Ruf: »Burſchen heraus!« war vom Markte durch die Straßen erklungen, und ehe die Scharwache ſich in's Mittel legen konnte, war in der friedlichen Stadt ein Kampf zwiſchen den Bürgern und den Studenten entbrannt, wie man ihn ſeit grauen Jahren nicht mehr geſehen. Es war Blut gefloſſen auf beiden Seiten. Viele Studenten waren arg zugerichtet, der Rädelsführer hatte eine tüchtige Kopfwunde erhalten; auch Herr

Hansen trug den Arm in einer Binde, und die Bürger wie die Studenten waren gleichmäßig erbittert.

Als es dann aber endlich gelungen, die Kämpfenden zu trennen, als es ruhig geworden in den Straßen, und die Bürger in ihren Wohnungen die zerschlagenen Glieder zu fühlen begannen, als es dann vollends am anderen Tage geheißen, die Studenten ständen auf dem Punkte, die Stadt zu verlassen, da hatte sich die Stimmung plötzlich geändert, und der ganze Zorn der Einwohnerschaft hatte sich gegen Hansen gewendet.

Die Professoren, die immer Etwas gegen ihn gehabt, sahen ihn als den eigentlichen Ruhestörer an. Die Bürger und Handwerker meinten, es sei nicht verständig, Alles gleich auf die Goldwage zu legen; Jugend wolle austoben. Man lebe einmal in einer Universitätsstadt, man kenne die Studenten, man habe sein Brod von ihnen, und so ein Studentenwitz schneide einem ansässigen Bürger nicht die Ehre ab. Daß Hansen Offizier gewesen, das sei gut und schön für ihn; jetzt aber sei er Gärtner und Bürger, grade wie jeder Andere, und noch nie, so lange die Universität bestehe, sei es einem Bürger eingefallen, einen Studenten gleichsam zum Duell zu fordern. Der Hansen sei ein hochmüthiger Patron, das sei nun einmal wahr, und sie selber könnten es den Behörden nicht verargen, wenn sie ihn ernstlich zur Verantwortung zögen. Es könnten ja keine Eltern mehr ihre Söhne mit Vertrauen auf die Universität gehen sehen, wenn den Studenten so Etwas von den eigenen Hauswirthen geboten werden dürfte.

Wie sie es meinten, war es auch geschehen. Schon am folgenden Tage hatte man eine Untersuchung eingeleitet. Ein Verhör war schnell dem anderen gefolgt. Große Actenstöße waren voll geschrieben worden, und

wenn der Student auch zu einer Karzerstrafe und zur Unterzeichnung des Consiliums verurtheilt worden war, so hatte doch Herr Hansen ebenfalls eine Gefängnißstrafe wegen der Herausforderung zu erdulden gehabt, und Professoren und Bürger hatten gemeint, er müsse und könne noch recht froh sein, so leichten Kaufes abgekommen zu sein.

Der Gärtner aber sah die Sache anders an. Er meinte, daß ihm Unrecht geschehen sei von den Studenten, von seinen Mitbürgern und von den Gerichten. Er behauptete, wenn der König alle Männer gleich achte, wo es gelte, das Land nach außen gegen den Feind zu vertheidigen, so müßten sie auch einander gleich geachtet werden, wo es darauf ankomme, die eigene Ehre zu vertreten. Er war ein freundlicher Nachbar, ein dienstfertiger und arglofer Mann gewesen bis zu dem letzten bösen Handel, danach aber war er mißtrauisch geworden, und das, was die Gärtnerin den eigenen Sinn der Hansen's nannte, das war immer mehr und mehr bei ihm zum Vorscheine gekommen.

Er war erbittert gegen die Adeligen, weil sie eine besondere Ehre zu haben meinten, er dachte von den Professoren schlecht, weil sie sich ebenfalls für eine eigene Kaste hielten, und er verachtete die Bürger, die sich um äußeren Nutzens willen von Jedem, der es wollte, mißhandeln ließen. Daß der Tod seines Vaters ihn zum vermögenden Manne machte, daß er selber dieses Vermögen durch Fleiß und Umsicht mehrte, das machte die Sache nur noch schlimmer. Wer Niemand braucht, fragt nach Niemandem, und daß er Niemand brauchte, das war des Gärtners größter Stolz.

Sein Haus am Walle war eines der schönsten in der Stadt. Zweistöckig und vier Fenster breit, hatte

es einen großen Garten, der sich weit hinab erstreckte bis zum Flusse; aber weder in das Haus noch in den Garten kam so leicht ein Gast hinein. Herr Hansen wohnte mit Weib und Kind in den Hinterstuben des Erdgeschosses, weil er lieber hinaus in das Grüne als auf die Straße sehen mochte, und die ganze obere Etage stand völlig unbewohnt. Vergebens hatte zu Zeiten einer oder der andere der Professoren und Gerichtsräthe den Versuch gemacht, die Wohnung zur Miethe zu erlangen. Sie waren stets abgewiesen worden, denn Herr Hansen mochte Niemand in seinem Hause dulden, der sich für etwas Besseres hielt und auf ihn herabsehen wollte, während er unter seinem Dache weilte. Und ehe er einen Studenten bei sich einziehen lasse, eher wolle er, so pflegte er zu sagen, die Fenster ausheben, und Schwalben und Sperlinge sollten ihre Nester in seinen Stuben bauen.

Solche Halsstarrigkeit machte den Gärtner unter den angesehenen Einwohnern vollends verhaßt. Hatten ihn früher die Studenten verspottet, so verschrieen die älteren Leute ihn jetzt als einen Sonderling. Man hätte ihm am liebsten die Kundschaft entzogen, wären seine Blumen Gemüse und Früchte nicht die besten gewesen auf viele Meilen in die Runde. Aber man ärgerte sich, daß er den ganzen Handel durch die Frau oder den ältesten Gehülfen betreiben ließ, wenn Eingesessene in den Garten kamen; denn man verlor dadurch den Vortheil, von ihm und seinen Sonderbarkeiten neue Dinge zu berichten. Das wußte Hansen, und darum mied er's, den Leuten zu begegnen, bis er sich selbst daran gewöhnt, sich als einen Sonderling und Menschenfeind zu denken; denn die Meinung, die uns umgiebt, das Urtheil, welches man über den Menschen

fällt, wirken unmerklich, aber bestimmend auf ihn ein, wie das Licht und die Luft, die er beständig sieht und athmet.

Mochte die Frau es unter ihren Blutsverwandten noch so oft erzählen, daß Hansen der verträglichste Ehemann sei, und seine Arbeiter, wie auch die Armen, ihn als den gütigsten und hülfereichsten Herrn preisen, es blieb einmal dabei, er sei ein hochmüthiger und menschenfeindlicher Sonderling. Die Bürger-Ressource, in der er Abends sein Bier zu trinken pflegte, ward ihm dadurch verleidet. Man war auf der Hut gegen ihn, und doch mußte er sich wehren. So blieb er allmählich fort. Er hatte es behaglicher bei Weib und Kind am eigenen Herde. Er fing an, sich viel auf's Lesen zu verlegen, hielt seine Gehülfen auch zur Häuslichkeit und zu den Büchern an, und noch waren nicht fünf Jahre seit dem Handel mit den Studenten über's Land gegangen, als Herr Hansen sein Haus nicht mehr verließ, wenn nicht ein unabweisliches Geschäft ihn dazu nöthigte.

Seine Angelegenheiten befanden sich dabei sehr gut. Die rührige, erwerbslustige Hausfrau hatte Wohlgefallen an dem Handel, an dem Verkehr mit ihren Kunden, und da ihr Wohlstand sich jährlich mehrte, so konnte sie, ihrem guten Herzen genügend, die Pflegerin und Helferin der Armen werden, die sich ihr vertrauend nahten.

Von ihren Kindern war nur ein Knabe, der Aelteste, am Leben geblieben. Kräftig wie der Vater, heiter und liebevoll wie die Mutter, war er ein frischer, schöner Junge geworden, aber die Einsamkeit, in welcher der Vater lebte, wirkte auch auf den Sohn zurück. Seine Schulkameraden würden sich wohl eingefunden haben,

mit ihm zu spielen, indeß der Vater scheute ihre Wildheit seiner Blumen wegen, und wußte des Sohnes Mußezeit dergestalt auszufüllen, daß Konrad sein Alleinsein nur selten gewahrte.

So hatte der Knabe sein zwölftes Jahr erreicht, als an einem hellen, heißen Sommertage ein Wagen vor dem Hause hielt, da Konrad grade aus der Schule kam. Ein Fremder bog sich zum Schlage heraus und fragte, ob hier eine Wohnung zu vermiethen sei.

»Nein!« antwortete Konrad.

»Das obere Stockwerk scheint aber unbewohnt!« wendete Jener ein.

»Das steht immer leer!« entgegnete der Knabe.

»Und weshalb?«

»Mein Vater will Niemand darin haben!« sagte der Knabe trotzig, und sah, ehe er die Klingel an der Thür zog, in den Wagen hinein, der ungeachtet des warmen Tages ein verschlossenes Fenster hatte. Es saß eine Dame neben dem Fremden, und ihr gegenüber saßen zwei Kinder, ein Knabe in Konrad's Alter und ein Mädchen, das mehrere Jahre jünger sein mochte.

Während Konrad diese Bemerkung machte, hatte der Herr mit der Dame einige Worte in einer fremden Sprache gewechselt, und sagte dann Deutsch redend: »Es kommt auf den Versuch an.«

Damit stieg er aus und folgte dem Knaben, dem die Mutter die Thür öffnete, in das Haus.

»Das ist nun ganz umsonst,« rief ihm der Kutscher nach, »der hier vermiethet keiner Seele was.«

Aber der Fremde war dadurch nicht abzuschrecken. Er mochte etwa vierzig Jahre zählen, obwohl er älter aussah. Seine hohe Gestalt war gebückt, seine Brust eingefallen, das Haar vollständig grau, die Züge abgespannt, und nur aus den großen, hellblauen Augen strahlte ein so warmes Licht, daß man davon gefesselt ward. Seine Kleidung war unmodern. Der lose hellbraune Ueberrock mit hohem Kragen paßte nicht für die Jahreszeit, nicht zu dem weißen Filzhut, und dennoch sah der Mann nicht lächerlich, sondern vornehm und besonders aus.

Den Eindruck schien er auch der Mutter zu machen. Denn statt den Fremden zu beobachten, sah sie, ob ihre Hände, ihre Schürze auch sauber genug vor dem Herrn wären, und als Konrad in die Worte ausbrach: »Nicht wahr, wir vermiethen nicht?« — fügte sie wie entschuldigend hinzu: »Nein! es thut mir leid, hier ist keine Wohnung zu haben. Aber drüben an der Ecke ist eine Etage leer, so viel ich weiß.«

»Die Wohnung habe ich gesehen! Sie wäre groß genug, aber sie ist nach Norden gelegen, und der Lärm der Schmiede nebenan ist gar zu arg. Wir sind Beide leidend, meine Frau und ich, deshalb lockt diese Gartenwohnung uns so sehr.«

Der Ton, mit welchem er sprach, hatte etwas sehr Mildes. Die Theilnahme für Kranke wurde in Frau Hansen rege. Sie trat in die Hausthüre, die Dame zu sehen. Das ruhige, bleiche Gesicht derselben und die Schönheit der Kinder rührten sie. Sie wußte, daß hier gar Nichts zu machen sei, aber sie konnte es sich nicht versagen, mit den Fremden zu verkehren.

»Ja!« meinte sie, »geräuschvoll ist's drüben freilich, und Sonne, frische Luft und Stille hätten Sie hier

gewiß; aber der Hansen nimmt keine Miether ein, er selber . . .«

»Hansen?« fiel ihr der Fremde in das Wort, »sagten Sie nicht Hansen? Heißt der Eigenthümer dieses Hauses so?«

»Ja!« so heißen wir, entgegnete die Frau, »kennen Sie meinen Mann vielleicht?«

Eine sichtliche Freude leuchtete in dem Antlitz des Fremden auf. »Ist Ihr Mann Gärtner? Hat er die Feldzüge mitgemacht?« fragte er schnell.

»Ja! zu dienen, die ganzen Kriege als Offizier.«

Das Leuchten in den Augen des Fremden wurde noch heller, eine flüchtige Röthe flog über sein Gesicht, und lebhafter als vorher bat er: »Melden Sie Ihrem Manne einen alten guten Freund.«

Die Frau war verwundert und neugierig zugleich; auch die fremde Dame, die Kinder und Konrad waren aufmerksam geworden. Frau Hansen wollte den Namen des Herrn wissen, aber er verweigerte denselben zu nennen, und wiederholte nur seine Forderung, als Konrad schon davongelaufen war, den Vater zu holen.

Währenddessen ließ der Fremde die Seinigen aussteigen und trat mit ihnen ein, als sei er hier zu Hause. Ueberrascht von dem ganzen Vorgange, öffnete die Hausfrau mit eiliger Hand die Thüre der guten, dunkelblauen Stube zur Rechten des Flurs. Die weißen Mousselinevorhänge waren geschlossen. Ueber dem rothen, mit weißer Leinwand überzogenen Sopha hing Frau Hansen's Protrait in stattlichem braunem Seidenkleide, neben dem Bildniß ihres Mannes in voller Offiziersuniform. Auf der weiß und rothen Decke des Theetisches standen bunte Vasen voll frischer Blumen. Der Duft von Rosen und Jasmin erfüllte

das ganze Zimmer, das von den großen Linden vor den Fenstern kühl beschattet war. Frau Hansen schlug die Vorhänge zurück, und nöthigte dringlich zum Sitzen. Den Fremden that die Stille und die Kühlung doppelt wohl nach der brennenden Hitze der Straße, und mit gastlicher Freude war Frau Hansen bemüht, es Jedem so behaglich als möglich zu machen, als der Gärtner, die Mütze und ein Schlüsselbund in seiner Rechten, in das Zimmer trat.

Mit rascher Bewegung ging der Fremde auf ihn zu. »Hansen!« rief er und breitete die Arme gegen ihn aus, aber wie betroffen trat der Gärtner zurück. Er kannte die Stimme, er kannte das Auge, darum grade erschreckten ihn die gealterte Gestalt, das graue Haupt des Sprechenden; und mit einem Tone, dem man die tiefe Erschütterung anhörte, sagte er: »Herr von Warbeck! Sie hier! und so leidend?«

Er hatte die Mütze und die Schlüssel hastig auf den Stuhl neben der Thüre gelegt. Dennoch nahm er die Umarmung seines Gastes nicht an, sondern reichte ihm nur die beiden Hände mit festem Drucke, während sein Blick unverwandt auf Warbeck's veränderter Gestalt verweilte.

Dieser schien das nicht zu gewahren. Mit nervöser Lebhaftigkeit warf er sich dem Gärtner an die Brust. »Das ist der Mann!« rief er darauf, zu den Seinen gewendet, »das ist der Mann, der mir bei Ligny das Leben gerettet, von dem ich Euch so oft erzählt, der brave, vortreffliche Hansen! Seht her, das Zeichen hier trägt er für Euren Vater!«

Damit streifte er dem Gärtner den rechten Aermel zurück und zeigte auf die breite Narbe einer starken Hiebwunde. Die fremden Kinder drängten sich heran, die

Hausfrau trocknete sich die Augen an der Schürze, Konrad betrachtete den Vater mit Stolz, hielt sich aber fern, als Frau von Warbeck sich erhob und dem Gärtner ihre Hand gab.

»Mein Mann hat uns oft von Ihnen gesprochen,« sagte sie in einem Accente, dem man die Engländerin anhörte. »Er wollte noch heute Abend zu Ihnen gehen, wenn die Sorge um die Wohnung abgethan wäre; nun hat uns der Zufall hergeführt, und ich freue mich, Ihnen die Hand zu drücken.«

Es lag ein Ausdruck großer Schwäche in den Zügen dieser Frau, ihre Schönheit war von Krankheit überschattet, und Kummer und Sorge hatten der klaren Stirn schon tiefe Furchen eingeprägt.

Ohne auf den Enthusiasmus des Mannes und den Dank der Frau anders als mit freundlichem Verneigen zu antworten, ging Hansen zu der Frage über: »Sie suchen eine Wohnung, Herr von Warbeck? Sie wollen Sich also hier am Orte niederlassen? Ich las aber in der Zeitung, daß Sie nach England gehen würden.«

»Nein, mein Freund! ich denke hier zu bleiben. Wir trafen am Morgen hier ein, der Gastwirth gab uns die Adressen der wenigen leeren Wohnungen im Orte, die Deine befand sich nicht darunter, und . . .«

»Ich pflege meine Wohnung niemals zu vermiethen,« sagte Hansen zögernd, während ein düsterer Schatten über seine Stirn flog.

»Aber wir bleiben bei Dir!« schmeichelte das kleine Mädchen, das sich an Frau Hansen geschmiegt hatte, »es sind so schöne Blumen hier, so schöne Rosen!«

Frau Hansen und Konrad sahen den Vater bittend an. Er selbst betrachtete mit schnellem Auge Warbeck und seine Gattin. Er hatte demselben einst das Leben

gerettet — es schien, als neige dieses Leben sich dem Untergange zu — er wollte, was an ihm war, thun, es zu verlängern, zu erhalten. Er fühlte sich gedrängt, eine Zusage zu machen, und hielt doch inne. Man scheidet nicht leicht von einer zur Gewohnheit gewordenen Idee. Es war ihm, als gehe er eine schwere Verpflichtung ein, indem er die Fremden in sein Haus aufnahm, und er hätte eine Weigerung aussprechen mögen, so hart ihn diese dünkte. Die Seinen, die Fremden sahen gespannt auf ihn, er blickte die fremden Kinder an. Der Entschluß rang schwer in ihm, endlich aber sich zusammenfassend, sprach er fest: »Sehen Sie die Räume an, sie waren lange Jahre unbewohnt, aber sie sind gut im Stande. Wenn die Wohnung Ihnen paßt, so sollen Sie willkommen sein.«

»Ja! herzlich willkommen!« rief Frau Hansen, wie von einer Sorge befreit, und folgte mit der kleinen Phöbe an der Hand ihrem Manne, der den Fremden schnell nach dem oberen Stockwerke voranschritt.

Das Zuziehen einer Familie ist an einem kleinen Orte ein Ereigniß, welches Vornehm und Gering beschäftigt. Namentlich mußte die Ankunft eines Mannes wie Warbeck Theilnahme erregen. Er hatte in einem Nachbarstaate als Professor das Sanskrit gelehrt und einige Zeit dort gelebt, war dann aber in die Demagogenprocesse verwickelt und, ohne daß ihm eine Schuld nachgewiesen, mit einer Pension von seinem Amte entlassen worden. Da er nach dem Kriege lange in England, na-

mentlich in Oxford gelebt, und sich dort mit der Tochter eines Gelehrten verheirathet, so hatte man angenommen, und auch die Zeitungen hatten es berichtet, daß er sich nach England wenden wolle. Um so mehr überraschte seine unerwartete Ankunft an diesem Orte, und die Verwunderung stieg auf's Höchste, als man erfuhr, der Professor habe keine der ihm vorgeschlagenen Wohnungen passend für sich gefunden, sondern ziehe hinaus auf den Wall zum Gärtner Hansen.

Niemand wollte das glauben. Indeß schon am folgenden Tage konnte man sehen, daß Herr Hansen eigenhändig die Krampen und Haken seiner Fenster untersuchte, daß die Frau von ihrer Magd die Scheiben putzen und die saubere Wohnung nochmals säubern ließ, was doch eigentlich der Professorin obgelegen hätte; und obschon Konrad in der Schule den ganzen Hergang der Sache erzählte, zerbrach man sich die Köpfe darüber, wie Hansen zu dem Entschlusse gekommen sei. Die Wahrheit ist oft zu einfach, um Glauben zu finden.

Schon am zweiten Morgen wurden vor dem Hause Kisten und Kasten abgeladen, des Gärtners Leute halfen sogar dabei, und am Ende der Woche war die Familie des Professors in des Gärtners Hause eingerichtet.

Damit begann ein neues Leben für alle Theile. Während der Vorkehrungen, die er für Warbeck's Einzug machte, während der Unruhe desselben war Herr Hansen düster und nachdenklich gewesen, wie keiner der Seinen ihn zusehen gewohnt war. Er zürnte mit grübelndem Verstande seinem weichen Herzen. Er stellte sich die Störungen vor, denen er durch die Einwohner unterliegen, ihm bangte vor den Besuchen, die zu Warbeck kommen würden. Selbst des Professors herzliche Zuneigung, seine treue Dankbarkeit erschienen ihm unbe-

haglich, und verstimmten ihn. Man hatte Hansen einst zu schroff, zu hart, den Unterschied der Stände fühlen lassen, als daß ihm die Weise wohl thun konnte, in der Warbeck ihn als seines Gleichen behandelte. Der Bürger, der die Gleichheit der bürgerlichen Stellungen so warm, so leidenschaftlich verfochten, wollte die Trennung der Stände jetzt aufrecht erhalten wissen, weil er sie als eine Gränze hatte einsehen lernen, hinter der er sich vor jeder Unbill sicher wußte, wenn er selber sie nicht überschritt.

Es war ihm peinlich gewesen, als Warbeck ihn mit dem kameradlichen Du ihrer Jugend angesprochen, und mit unabweislicher Beharrlichkeit hatte er es gleich in den ersten Tagen durchgesetzt, daß derselbe dieser Vertraulichkeit entsagte. Warbeck war Anfangs von dieser Forderung des alten Waffengefährten betroffen gewesen. Sie hatte ihn stutzig, fast mißtrauisch gemacht; aber kaum hatte Hansen die desfallsige Zusage erlangt, so war er ruhiger geworden, und seine gleichmäßige Stimmung war allmählich wieder zurückgekehrt.

Wenn Jemand lange unter einer falschen Stellung gelitten hat, kommt er dahin, sich den Druck wegzuläugnen, der auf ihm lastet, obschon er nicht aufhört, ihn zu fühlen; und wie die Hand hart werden muß, die schwere Arbeit thut, trachtet der Mensch zuletzt dahin, sich gegen das Schwere abzuhärten, das er zu ertragen hat. Der Selbstbetrug wird in diesem Falle zur Pflicht der Selbsterhaltung, und dieser Pflicht hatte Hansen Jahre lang durch die Starrheit zu genügen gemeint, mit der er sich in seine Einsamkeit zurückzog. Jetzt aber, wo der Zufall ihm Menschen in sein Haus geführt, die er verpflichtete, jetzt ward sein Wesen sichtlich milder. So fest er sich eingebildet, daß es ihm wohl sei in der

Abgeschiedenheit, in der er lebte, daß es ihm unerträglich sei, Fremde und vollends Vornehme unter seinem Dache zu dulden, hatte er doch seine Freude daran, es Warbeck bequem zu machen. Es machte ihm Vergnügen, dem Jugendgenossen ein Obdach zu bieten, wie Niemand im Orte es ihm gewähren konnte, wie Hansen es bisher allen Denen versagt, die es erstrebt. Es that ihm wohl, wieder einmal mit einem Kriegskameraden der Jugend zu gedenken, der Wünsche, die sie Beide für das Vaterland gehegt, und auch Warbeck freute sich des Wiedersehens und des Zusammenlebens mit dem alten Freunde.

Dennoch war Warbeck nicht mehr derselbe, den Hansen einst in ihm gekannt hatte. Die Wunden, die er erhalten, hatten seine Gesundheit untergraben, seine Brust war krank, und lange, unausgesetzte Arbeit hatte das Uebel sehr erhöht. Abgewendet von der Außenwelt, in der keine seiner Hoffnungen für Deutschland sich verwirklicht, hatte er sich in seine Studien versenkt, und über der Herrlichkeit und Phantastik alt-indischer Vergangenheit die Gegenwart zu vergessen getrachtet, bis ohne allen Grund die politische Verfolgung gegen ihn erhoben worden war. Die Widerwärtigkeiten und Qualen derselben hatten ihn noch mehr entmuthigt, noch in sich gekehrter gemacht, die Pensionirung den Vermögenslosen doppelt schwer getroffen. Seine Lage war beschränkt, und die Sorge um die Zukunft drückte ihn tiefer, als er selber es sich eingestand.

Er hatte den Vorsatz gefaßt, keine Geselligkeit zu suchen, und er hielt denselben fest. Er würde nach seiner Neigung und bei seinem beschränkten Vermögen sich auf dem Lande niedergelassen haben, hätte er nicht für seine Studien einer öffentlichen Bibliothek, zur Pflege

seiner Gesundheit ärztlicher Hülfe bedurft. Aber schon die ersten Tage, welche die fremde Familie im Hause des Gärtners verlebte, belehrten Hansen und seine Frau, daß hier noch andere Pflege, anderer Beistand als der des Arztes nöthig sei.

In einem Reichthum erzogen, der ihrer Familie später verloren gegangen war, an englische Sitte gewohnt, hatte Frau von Warbeck sich niemals recht in ihre späteren Verhältnisse zu finden, niemals jene strenge Ueberwachung des Haushaltes zu erlernen vermocht, welche die geringen Mittel ihres Mannes nöthig machten. Sie war keine praktische Natur, und Warbeck's finanzielle Lage hatte unter diesem Uebelstande sich nur noch verschlimmert. So sehr die Frau sich auch auf ihre Weise mit dem Haushalt mühte, so bereit sie stets gewesen war, sich persönlich zu beschränken, es war ihr nie gelungen, ihre Einnahmen und Ausgaben in das Gleichgewicht zu bringen, und beide Eheleute litten unter dem Bewußtsein einer, wenn auch nicht bedeutenden, so doch mehr und mehr anwachsenden Schuldenlast.

Mit wehmüthigem Empfinden sah Warbeck die einst so strahlenden Augen seines Weibes von kummervollem Wachen getrübt, ihre schönen Hände von ungewohnter Arbeit entstellt. Sie hätte Erholung, Stärkung, Freude haben müssen, wie sollte er ihr von Einschränkungen sprechen, ihr, die schon so viel gewohnter Bequemlichkeit entbehrte? Er fühlte, wie unter der Sorge um des Lebens Nothdurft die Theilnahme erlosch, welche sie sonst für seine Studien gehabt, wie sie ihrer ganzen Kraft bedurfte, um mit sich selber fertig zu werden. Er wagte es nicht mehr zu ihr zu flüchten, wenn trübe Gedanken ihn beängstigten, sie mochte ihm nicht klagen,

was zu ändern er nicht im Stande war. Jeder trauerte um die hinsiechende Gesundheit des Anderen, Beide wollten einander schonen, und mit einer unveränderten Liebe im Herzen traten sie einander fern und ferner, bis Warbeck sich zuletzt gänzlich in seine Sprachforschungen, die Frau sich in ein entsagendes Gottvertrauen flüchtete.

Die Kinder erwuchsen in solcher Umgebung wie Frühlingsblumen, die sich hervordrängen trotz des Wetters Ungunst. Die eingeborene Kraft ließ sie gedeihen, aber ihnen fehlte die Heiterkeit ihres Alters. Emil begriff mit frühem Verstande die Sorge seiner Eltern, er war überlegt und nachdenklich. Er kannte und schätzte den Werth des Geldes, und oftmals, wenn er die Mutter seufzen hörte, hatte er sie liebkosend auf die Zeit vertröstet, da er ein Mann, und im Stande sein werde zu erwerben, um den Eltern das Leben zu erleichtern. Die kleine Phöbe aber, die beständig bei der Mutter war, hatte ein leises Wesen angenommen, wie die Nähe nervenschwacher Menschen es den Kindern auferlegt. So jung sie war, kannte sie die Bedürfnisse und Wünsche der kränkelnden Eltern besser als irgend ein Anderer, und mit ruhiger, stiller Emsigkeit fand man sie überall beschäftigt, wo sie sich nützlich machen konnte.

Frau Hansen war die Erste, welche den Bekümmerten zu Hülfe kam. Unter dem Vorwande, ihr die erste Auskunft an dem fremden Orte zu geben, trat sie im Haushalt für Frau von Warbeck ein, und bald überwachte und leitete sie die ganze Wirthschaft der Professorin, ohne daß diese es auch nur gewahrte. In gleicher Weise hatte sie die kleine Phöbe an sich gewöhnt, und so befremdlich die heitere, laute Manier der Gärtnerin dem stillen Kinde auch gewesen war, so kannte

es doch bald keine größere Lust, als mit derselben in Hof und Garten zu hantieren, während die beiden Knaben in der Schule oder sonst beisammen waren.

Das Haus war durch die neuen Einwohner nicht geräuschvoller als zuvor, es kamen auch jetzt keine Gäste in dasselbe. Wenn der Professor Morgens nachdenkend im Garten umherging, oder Frau von Warbeck in einer Laube Phöbe unterrichtete, so hinderte das Niemanden, während die Gärtnerin an ihrer verdoppelten Haushaltssorge ihre Freude hatte, und Hansen es als einen Vorzug empfand, am Abende gelegentlich den Professor über jene Bereiche des Wissens sprechen zu hören, denen sich zu nahen, dem strebsamen Manne ein Genuß war.

Als dann der Winter kam, sah man sich noch seltener, und trotz aller Dankbarkeit, welche Warbeck und seine Gattin für ihre Wirthe bezeigten, hatten Hansen und die Frau ein zu richtiges Empfinden, um ein vertrauliches Verhältniß zu erstreben, dem bei der Ungleichheit ihrer beiderseitigen Bildung der richtige Boden fehlen mußte.

Um so ungehinderter und häufiger war das Beisammensein der Kinder, um so bedeutender die Wirkung, welche es auf dieselben äußerte, weil die Kindheit sich von den Gegensätzen angezogen fühlt. Ward durch seinen Umgang mit den Warbeck's in Konrad der Trieb nach geistiger Beschäftigung, die Lust am Schönen gefördert, die er vom Vater ererbt, nahm er an Sittenfeinheit zu, so entwickelten sich Emil und Phöbe zu einer ihren Eltern fremden praktischen Thätigkeit. Der sorgenlose Frohsinn im Kreise ihres Wirthes, die Zufriedenheit der Arbeiter, machten auf die fremden Kinder einen befreienden Eindruck, wenn sie aus der stillen Wohnung ihrer Eltern kamen. Nie hatten sie ein Wort der Sorge, nie eine Angst vor den kommenden

Tagen, nie eine Klage über körperliches Leid von den Hansen's gehört. Alle waren gesund, Alle machten geringere Ansprüche als die Eltern, aber was man bedurfte, war für Alle reichlich vorhanden. Konrad ward nie ermahnt, an die Zukunft zu denken, in der er selbst sein Brod gewinnen, in der er die Stütze seiner Eltern werden sollte. Man hielt ihn zum Lernen an, weil er nun bald zum Vater in den Garten sollte; indeß von einer besorgenden Befürchtung für spätere Zeiten war eben so wenig die Rede, als von Sehnsucht nach einer besseren Vergangenheit. Im Kreise des Professors athmete Alles tiefe Resignation, im Hause des Gärtners war Alles lauteres Behagen. Die Kinder aber suchen mit dem Instinkte der Selbsterhaltung heitere Umgebung, deren sie zum Gedeihen eben so wenig entbehren können, als die Blumen des Lichtes, und unwillkürlich prägte sich ihnen die Vorstellung ein, nur Handarbeit mache die Menschen heiter und mache sie reich; studiren aber mache arm und traurig.

Was der Gärtner in seinem Widerwillen gegen die Ausnahmestellung der Studenten zu erzählen pflegte, was der Professor von dem geringen Lohne und Erwerbe sprach, den seine Arbeiten ihm brächten, was die Gehülfen Hansen's von ihren Wanderungen Fröhliches berichteten, erhöhte diesen Eindruck in Emil. Wenn Phöbe auch von Jugend an die Neigung hatte, sich wie die Mutter mit Lesen, mit Zeichnen, und mit feiner Arbeit zu beschäftigen, so sah sie doch die Augenblicke, die sie in den reichgefüllten Vorrathskammern, in der Küche der Gärtnerin zubringen konnte, als ihre eigentliche Erholung an, und es bedurfte kaum der Erinnerung, daß sie zur Stütze der kranken Mutter eine Wirthin werden müsse, um dem Kinde die Neigung dazu einzuflößen.

So vergingen mehrere Jahre in einer friedensvollen Stille, wie sie sonst nur die Zurückgezogenheit des Landlebens zu gewähren pflegt. Die Umsicht, mit welcher Frau Hansen sich der Warbeck'schen Angelegenheiten annahm, verbesserte dieselben wesentlich. Es konnten allmählich die quälendsten Schulden bezahlt werden, die Sorgen verminderten sich, und Dankbarkeit von der einen Seite, das Bewußtsein treuen Beistandes von der anderen, schufen ein Verhältniß zwischen den beiden Familien, das Allen täglich werther wurde. Niemand dachte daran, am wenigsten die Kinder, daß es jemals anders werden könne.

Sie merkten es kaum, daß sie selber heranwuchsen, daß die Knaben sich dem Alter näherten, in dem sie die Wahl für ihren Beruf zu treffen hatten. Für Konrad war das leicht gethan. Er war gern im Freien, er liebte den Garten, an den sich alle Erzählungen vom Großvater und Urgroßvater knüpften, und wenn ihn der Abgang aus der Schule auch betrübte, weil er ihn von dem Freunde trennte, so hatte er dafür den Trost, daß er künftig zu Hause noch häufiger mit Phöbe zusammen sein würde, die mehr an ihm als an dem Bruder hing, weil Konrad's sanftes Wesen besser zu ihr paßte, als Emil's unruhige Thätigkeit.

Herr von Warbeck seinerseits hatte beschlossen, Emil studiren zu lassen, ohne daß man seine Neigung dabei wesentlich zu Rathe gezogen hätte. Es war ihm ein Familienstipendium zugesichert, das noch über die eigentlichen Studienjahre hinausreichte, und da man in der Schule über den Knaben nicht zu klagen hatte, so beachteten die Eltern es nicht sonderlich, daß er in seinen Mußestunden allerlei Handarbeiten trieb. Dennoch war sein ganzer Sinn grade auf diese Beschäf-

tigung gerichtet. Er fühlte eine lebhafte Neigung, Etwas zu schaffen, dessen Nutzen er augenblicklich übersehen konnte. Die Arbeit jedes Handwerkers zog ihn daher an, und er strebte sie nachzuahmen. Pappe, Holz, Wachs und Thon kamen dabei nach einander an die Reihe, bis endlich das Formen aus Thon seine ganze Vorliebe gewann.

Die Geräthschaften des Haushaltes nachzubilden, sie an der Sonne zu trocknen, sie zu bemalen und sie dann in einem selbstgebauten Ofen, der nur aus locker auf einander gelegten Backsteinen bestand, nothdürftig verglasen zu lassen, das war eine Beschäftigung, ein Vergnügen, für das der Knabe jedes andere hingab. So lange seine Versuche mißglückt waren, hatte er noch Ruhe für die Schularbeit gehabt, als er aber eines Tages eine kleine Vase zu Stande gebracht, ward die Lust an diesem Formen so mächtig in ihm, daß er plötzlich mit dem Verlangen auftrat, man solle ihn aus der Schule nehmen, und ihn ein Handwerk lernen lassen, oder ihn in einer Fabrik zur Lehre unterbringen.

Die Eltern sahen das für eine Grille an, weil es ihren Planen widersprach; da der Knabe aber bei der Forderung beharrte, da er die Schularbeit mehr und mehr vernachlässigte, um sich mit seinem Ofen zu beschäftigen, begann man ihm einen Widerstand zu leisten, den er um so härter empfand, je läßlicher die Eltern sich bis dahin gegen ihn bewiesen hatten. Man hielt ihm die Wichtigkeit des Familienstipendiums vor, man sprach ihm von der Mittellosigkeit seiner Eltern, die ihm die Pflicht auferlege, den Weg einzuschlagen, der ihnen die geringsten Kosten mache. Der Knabe war davon betroffen, er schwieg, und die Eltern sahen dieses

Schweigen als ein Zeichen des Gehorsams an. Indeß schon am Abende desselben Tages ging Emil in die Wohnung des Gärtners hinunter, als müsse ihm von diesem Freunde Trost kommen, von ihm ein Ausweg dargeboten werden.

Es war kalt, Regen und Hagel trieben gegen die Fensterladen, die Nacht brach früh herein, und die Arbeitszeit war für den Gärtner kurz in diesem Theile des Jahres. In der Stube nahe bei dem großen eisernen Ofen, in dem ein helles Feuer knisterte und sauste, saß Herr Hansen in seinem alten ledernen Sorgstuhl am Tische. Er war angezogen wie am Tage, mit der Tuchweste und dem braunen Flausrock, mit seinen hohen Thranstiefeln über der grauen Hose; denn einen Schlafrock und Pantoffeln kannte der thätige Mann noch nicht. Die Schlüssel zu den Treibhäusern und zur Verkaufsstube hingen an den Nägeln auf dem Brette an der Wand, grade über dem Bücherschrank, der eine nicht unbedeutende Bibliothek enthielt, und Herr Hansen hatte in bequemer Ruhe die starken, braunrothen Hände über einem großen Buche liegen, in dem er las. Konrad und ein anderer Lehrling saßen mit großen Holzschalen voll Sämereien an demselben Tische, um mit einer Wage den Samen lothweise in Papiere zu wägen, welche die Mutter zuschnitt und faltete.

Das Pendel der großen englischen Stehuhr, die in ihrem hohen Nußbaumkasten noch von der Großmutter herstammte, welche sie als Erbstück mit der Ausstattung in die Familie und in das Haus gebracht, schlug gewichtig die Secunden an, und Konrad berechnete mit seinem Kameraden, leise sprechend, wie viel »Prisen« sie in der Viertelstunde wägen und verpacken könnten. Das Zimmer war sehr warm. In dem großen Bauer am Fenster

gurrten die einſchlafenden Lachtauben. Der Pudel träumte nahe am Ofen. In der Röhre brodelte das nach Ingwer duftende Warmbier, das für den Hausherrn als Zugabe beim nahen Abendbrod bereit ſtand.

Emil's Eintritt unterbrach die verſchiedenen Beſchäftigungen nur einen kurzen Augenblick. Man war gewohnt, ihn häufig um dieſe Stunde kommen zu ſehen. Herr Hanſen fragte, was der Vater mache, der ſchon ein paar Tage nicht ausgegangen war, dann, als er eine günſtige Antwort erhalten, fuhr er zu leſen fort, und Frau Hanſen rückte nach der Seite, um für Emil Platz zu machen, während ſie ſich erkundigte, ob Phöbe nicht herunterkomme, für die ſie ein Paar ſchöne Birnen zurecht gelegt.

Emil verneinte es. »Ich muß auch gleich wieder hinauf,« ſagte er.

»Weshalb?« fragte Konrad, »ich bin gleich fertig.«

»O, ich muß!« wiederholte der Andere, »ich muß eben Alles!«

Der Ton fiel Konrad auf, er blickte den Freund an, man konnte ihm den Mißmuth anſehen. »Was iſt Dir paſſirt?« fragte er leiſe.

»Ach, nur die alte Geſchichte!« entgegnete Emil, »ich ſoll nicht von der Schule fort.«

»Haſt Du's denn geſagt, daß Du nicht bleiben willſt?«

»Ja!«

»Heute?«

»Ja!«

»Und Du ſollſt bleiben?«

»Ja! Wir wären nicht reich genug.«

Die flüſternde, kurze Art, in der die Beiden ſprachen, verrieth, daß es ſich um einen oft beredeten Gegenſtand

zwischen ihnen handeln müsse. Die Mutter, welche es wußte, daß sie immer ihre Besonderheiten hatten, achtete nicht darauf, aber der Gärtner hatte auf ihr Gespräch mit halben Ohren hingehört, und der tiefe Seufzer Emil's fiel ihm auf. Dennoch sagte er Nichts; auch Konrad schwieg, als lasse sich darüber jetzt nicht reden.

Emil half ihm noch eine kurze Weile bei der Arbeit, bis sie beendet war, dann wurde der Tisch abgeräumt, die Mutter nahm aus der Presse des mächtigen Nußbaumschrankes das Tischtuch hervor und deckte zum Abendessen. Die Gehülfen kamen herein, die Magd trug die rauchende Suppe auf, und Emil ging mit dem Versprechen, zurückzukommen, wenn er den Thee getrunken hätte, zu den Seinen hinauf.

Als er wiederkehrte, war das Abendbrod vorüber. Der Gärtner rauchte seine Pfeife vor dem verdeckten Warmbierkruge, die Mutter strickte an einer wollenen Jacke; man konnte jedoch merken, daß sie am Tage viel gearbeitet hatte, denn sie steckte bald die fünfte Nadel, unter der Haube weg, über dem Ohre in das Haar und nickte leise ein. Das war aber die Stunde, in welcher Hansen sich am liebsten mit den beiden jungen Leuten zu schaffen machte, und auch jetzt wollte er in gewohnter Weise sagen: Nun, Jungen, erzählt mir Etwas! als Emil plötzlich mit der Frage hervortrat: »Kostet es viel, Herr Hansen, sich zum Fabrikanten auszubilden?«

»Ja!« sagte Herr Hansen, »denn der Besuch der Gewerbeschule ist theuer; es sind auch meist viel Hülfswissenschaften für den Fabrikanten nöthig, und selbst das Lehrgeld in den Fabriken ist oft sehr hoch.«

Emil war still. »Wie kamst Du zu der Frage?« forschte Hansen, obschon er es sich sagen konnte.

»Ich wollte es nur wissen!« entgegnete Emil mit der ihm eigenthümlichen Verschlossenheit; aber Konrad fragte: »Hättest Du mich wohl studiren lassen, Vater?«

»Nicht gern!« antwortete der Vater; »denn der Garten, den ich und mein Vater und mein Großvater in die Höhe gebracht haben, wäre dann in fremde Hände gekommen.«

»Aber Du hättest es doch gelitten?«

»Wenn Du besondere Lust und besondere Anlagen dazu gehabt hättest, hätte ich mich darein finden müssen.«

Emil und Konrad wechselten schnelle Blicke des Einverständnisses, und mit Einem Male fuhr Emil heftig auf und rief: »Ja, Sie! Sie sind auch kein Edelmann und kein Gelehrter! und Ihr Großvater war kein General-Major oder gar Rector in dem miserablen Oxford!«

»Was soll das heißen, Emil?« fragte der Gärtner verwundert.

»O, Sie haben keine so unvernünftigen Vorurtheile!« rief der Knabe, nur noch heftiger. »Sie finden nicht, daß es eine Schande ist, ein Handwerker zu werden, wenn man kein Geld hat, ein Fabrikant zu sein!«

»Schande?« unterbrach ihn Hansen.

Emil hörte es vor Aufregung nicht.

»Und ich wollte doch wahrhaftig lieber,« fuhr er fort, »mit dem Ranzen auf dem Rücken laufen und mich durchschlagen wie tausend Andere, und was werden, wozu ich Geschick habe, als mein Leben lang über den Büchern sitzen, die mir zuwider sind wie der Tod, und bei denen ich es niemals zu was Rechtem bringen kann!«

Sein Zorn hatte sich in diesem Ausbruche genug gethan. Er schämte sich und ward stille, aber seine

Wangen flammten, und er fuhr mit der Hand über die Augen, die Thränen des Unmuthes zu verbergen, die darin auftauchen wollten.

Frau Hansen hatte sich ermuntert von dem lauten Sprechen. Gutmüthig, wie sie war, that ihr der Knabe leid, aber ihr erster Gedanke galt der Frau von Warbeck.

»Es hat wohl Verdruß gegeben?« fragte sie besorgt.

Sie erhielt keine Antwort. Emil saß verlegen da, es that ihm wehe, die Eltern angeklagt zu haben, und doch konnte er das Gesagte nicht widerrufen.

Der Gärtner war aufgestanden, hatte wie in Zerstreutheit die grüne regengebleichte Sammetkappe vom Nagel genommen, die er aufzusetzen pflegte, wenn er hinausging, und sie mit ärgerlicher Bewegung sich auf das starke dunkle Haar gedrückt. Er schritt im Zimmer auf und ab, und schüttelte in zorniger Verwunderung den Kopf, als habe er unangenehme Gedanken.

»Es steckt ihnen im Blut!« sagte er halb laut, setzte sich wieder nieder, trank einen langen Zug und schlug mit einem mürrischen »Meinetwegen denn!« den Deckel des Kruges zu, daß er klappend niederfiel.

Die Mutter konnte keinen Mißmuth leiden. Es machte sie gleich unruhig, wenn nicht Alles heiter um sie war. Sie rückte die kleine Piquéhaube mit dem Faltenstreif, die sie Abends aufsetzte, wenn Niemand mehr kam, zurecht, band die schwarze Tibetschürze fester und höher um den vollen Körper, putzte die Lichter, aber sie wußte doch nicht recht, wie sie die Stimmung der Anderen in's Gleiche bringen sollte. Es kam ihr freilich vor, als hätte Emil Unrecht, und ihr Mann noch mehr, weil er mehr Einsehen haben sollte. Er verstand nur in gewissen Punkten keinen Spaß und

liebte in solchen Dingen keine Widerrede. Dennoch ließ es ihr nicht Ruhe. So konnte sie Hansen nicht zu Bett gehen lassen, denn er schlief schlecht, wenn er verdrießlich war, und Emil so trotzig zu den Eltern zurückkehren lassen, das wollte sie vollends nicht.

So saß sie und fing an mit der Stricknadel ein Tröpfchen vergossenes Bier in allerlei Kreisen auf dem Tische umher zu ziehen. Sonst war der kleinste Fleck auf der Platte ihr ein Aergerniß, jetzt sah sie auf die Kreise und Zacken nieder, als wäre es ein zauberischer Kaffeesatz, aus dem ihr die Weisheit kommen sollte; bis sie sich endlich zu der zögernd gesprochenen Bemerkung entschloß: »Lieber Gott! verdenken kann man's ihnen nicht.«

»Was kann man nicht verdenken und wem nicht?« fragte der Vater, obschon er wußte, was die Frau im Sinne hatte.

»Ich meine,« sagte sie ausweichend, »man kann es Keinem verdenken, wenn er seine Kinder zu seines Gleichen machen will; und es will im Grunde doch lieber Jeder höher hinaus, als umgekehrt!«

»Du auch? Du willst auch höher hinaus mit Deinem Jungen!« rief der Vater, und die Frau fühlte, daß das Verbot, zu schweigen, nicht mehr fern für sie sein dürfte. Sie suchte sich also einen Ausweg zu bahnen.

»Von uns ist ja die Rede nicht!« meinte sie. »Wir haben, Gott sei gedankt, was wir brauchen, und für den Konrad wird es auch da sein, und einmal für seine Kinder auch, wenn er das Unsrige zusammenhält wie wir. Von uns ist nicht die Rede, da ist Alles am besten, wie es ist; aber daß die Eltern, die ihren Kindern nicht grade Haus und Hof zu hinterlassen haben,

darauf denken, daß sie nicht aus ihrem Stande herunterſteigen . . . daß . . .«

»Daß ein Gewerbe und ein Handwerk eine Schande ſind, das denkſt Du auch!« fuhr Hanſen auf. Und ſich bemeiſternd, ſprach er ruhiger: »Laß Dich auf Nichts ein, Chriſtine, was Du nicht verſtehſt. Sieh Du zu dem Deinen, und damit Baſta!«

Er war wieder aufgeſtanden, und ſah im Umhergehen nach der Uhr. »Es iſt ſpät! geht zur Ruhe, Kinder!« ſagte er plötzlich. Die jungen Leute erhoben ſich; die Frau, der es nach ſolcher Scene nicht heimlich war, that desgleichen. Sie wickelte das Strickzeug zuſammen, holte die Birnen herbei, die ſie für Phöbe zurecht gelegt, und bat Emil, ſie für die Schweſter mitzunehmen.

Konrad begleitete den Freund hinaus. »Was wird denn mit Dir werden?« fragte er.

»Was thäteſt Du?« entgegnete der Andere.

»Ich habe nie daran gedacht,« erwiderte Konrad, »ich wußte ja, daß der Vater mich zu Nichts zwingen würde.«

»Wenn er es aber thäte?«

»Dann — « Konrad ſtockte — »dann,« ſagte er plötzlich und ſchnell, »dann glaube ich, hätte ich's wie tauſend Andere gemacht, ich wäre in die weite Welt gegangen.«

Emil antwortete nicht darauf. »Ich komme morgen herunter,« entgegnete er, »ehe ich in das verdammte Loch, die Schule, muß. Gute Nacht! Sei Du froh, daß Du kein Edelmann biſt!«

Damit ſtieg er die Treppe hinauf, Konrad ging in die Stube zurück, und in des Gärtners Wohnung herrſchte bald tiefe Stille, während der Profeſſor noch leſend neben ſeiner Frau ſaß, die den ganzen Abend nachdenkend und ungewöhnlich ſtill geweſen war.

Digitized by Google

Die zwölfjährige Phöbe war lange zur Ruhe gegangen, auch Emil hatte sich entfernt und der Professor sich in die Zeitung vertieft, als ein Seufzer der Frau sein Ohr berührte. Er sah empor, die große Traurigkeit in ihren Zügen fiel ihm auf. Er fragte, was ihr fehle.

»Ach!« sprach sie, »es drückt mich so, daß die Erfolge unserer Handlungen so wenig in unseren Händen sind, daß wir uns selber Unheil bereiten, wo wir nach bestem Wissen handeln. Ich sage mir freilich, daß Gottes Weisheit waltet, daß Freude erwachsen kann, wo wir im Augenblick nur Trübsal sehen, aber . . .«

»Liebes Weib!« rief der Professor, »was bringt Dich grade heute zu solchen Vorstellungen?«

»Die menschliche Kurzsichtigkeit ist so traurig,« entgegnete sie, »wo es sich um das Glück der Kinder handelt, deren Dasein Gott in unsere Hände legte. Ich kann es Dir nicht sagen, wie die Unterredung mit Emil noch in mir nachklingt.«

Der Professor legte die Zeitungen zusammen und rückte näher zu der Frau heran. »Du nimmst die Sache zu schwer!« tröstete er. »Junge Menschen fühlen selten einen so entschiedenen Hang für irgend einen Beruf, daß es nicht Ueberlegungen und Erörterungen mit ihnen gäbe, ehe sie zu fester Wahl gelangen.«

»Aber Emil hat einen entschiedenen Willen, eine entschiedene Neigung,« wandte Frau von Warbeck ein, »und daß es eine so niedrige ist, daß wir ihm die Veranlassung zu einer solchen gegeben haben, das ist es eben, was mich peinigt.«

»Wir?« wiederholte der Professor. »Ich dächte, weder von Dir noch von mir kann er seine Vorliebe für das Technische gewonnen haben. Er hat es sehen

müssen, wie es geistige Beschäftigungen, wie es allein das geistige Leben gewesen ist, das uns aufrecht erhalten in den schwersten Zeiten. Er wird das mehr und mehr begreifen lernen, ich werde ihn mehr noch an mich heranziehen, es ist gar Nichts zu befürchten. Er scheut die angestrengte Arbeit, er scheut das Stubenleben, möchte wie Konrad im Freien sein — das ist in seinem Alter sehr gewöhnlich, und wird sich geben mit der Zeit.«

Frau von Warbeck kannte diese Weise ihres Mannes, sich über Unannehmlichkeit und Sorgen fort zu helfen. Sie ließ ihn meist darin gewähren, aber als er auf's Neue zu den Tagesblättern greifen wollte, hielt sie ihn davon mit der Bemerkung zurück, daß er sich in Emil's Charakter täusche.

»Emil ist gut und wahrhaft!« meinte der Professor.

»Ja, sehr gut, sehr wahrhaft, Gott sei Lob!« rief die Mutter aus, und hob dankend die schmalen, weißen Hände gegen ihre Brust. »Er ist ein treuer, ein liebevoller Sohn, er hat Dein gutes Herz, aber sein Sinn ist starr und nicht zu beugen, Du kennst ihn nicht. Dein Idealismus ist nicht in ihm — und wir haben es verschuldet, daß er nichts Höheres kennt, als Geld und Gut, als Sorgenfreiheit und Erwerb.«

Der Professor stutzte und schwieg. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und das Haupt in die Hände geborgen. Plötzlich ließ er die Rechte mit mattem Falle sinken und sagte seufzend: »Er hat zu früh gesehen, wie Sorgen drücken.«

Es klang, als ob er sich selber einen Vorwurf damit machte, oder als ob er einen Tadel zu hören geglaubt. Seine Gattin erschrak, sie umfaßte ihn zärtlich.

»Ach!« bat sie, »denke nicht daran, das Schwerste

ist ja überstanden, es ist heller um uns her, Dank den braven Hansen's! Aber das ist es eben, was mich so beängstigt, daß wir die Kinder, daß wir uns selbst künftig ferner von diesen guten Menschen halten müssen. Unten bei Hansen's ist es, wo den Kindern die Geringschätzung gegen die Vorzüge der Geburt und des Standes, die Geringschätzung gegen allen Idealismus eingegeben wird. Die braven Hansen's meinen es nicht böse, aber sie verderben uns die Kinder; die Kinder bekommen eine unedle Lust an Hab und Gut, es muß eine Aenderung stattfinden, eine Trennung gemacht werden, das fühle ich als Nothwendigkeit.«

»Hätten wir den praktischen Sinn unserer Freunde besessen, unsere Lage wäre freilich eine andere gewesen!« meinte der Professor in dem früheren Tone.

»Schilt mich nicht,« bat die Frau, »ich tadle Dich ja nicht, und der Himmel weiß es, ich that, was ich konnte, ich that oft über meine Kräfte!« —

Die Thränen waren ihr in die Augen getreten. Warbeck sah in ihr bleiches Gesicht, drückte sie an sein Herz und küßte ihre Stirn, ihre Hände. Sie hielten sich liebevoll umschlungen. Aber es ist ein Unglück, wenn das eigene Bewußtsein der Eheleute ihnen ein gemeinsames Unrecht, gemeinsame Fehler vorwirft. Jedes Wort wird dann zu einer schmerzlichen Berührung, die Selbstanklage breitet ihren Schatten über Alles, und aus Scheu, einander weh zu thun, kommt eine falsche Schonung, eine üble Halbheit in das Verhältniß, die fast so schlimm als Lüge sind. Die Ehe bedarf zu ihrer inneren Gesundheit des guten Gewissens von beiden Theilen, und wo den Gatten das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung fehlt, bleibt ein kränkelndes Mißverstehen trotz aller Liebe niemals aus.

Endlich richtete Frau von Warbeck sich empor. »Ein Entschluß ist unabweisbar,« sagte sie seufzend, »wir müssen aus dem Hause fort!«

»Fortziehen?« wiederholte der Professor bestürzt. »Du kannst nicht daran denken. Wo fänden wir eine Wohnung wie eben diese? Du bist ja aufgelebt in diesem Hause. Du kannst den Garten, Du darfst ihn nicht entbehren, theure Emmy! Und meine Bibliothek! Welche Last des Umzuges! Welche Kosten! — Und die braven, treuen Menschen!« fügte er nach einer Pause hinzu. »Welcher Einfall, liebes Weib! Hansen hat nicht seines Gleichen an Treue! Welcher Einfall!«

Des Professors Wangen hatten sich geröthet, seine Augen leuchteten, er war sehr aufgeregt. »Das ist Undank!« rief er. »Das ist mir völlig fremd in Dir, in Deiner Seele, Emmy!«

»Ich habe die Mutterpflicht, nur an die Kinder zu denken,« antwortete Frau von Warbeck fest, »mein persönliches Empfinden muß davor verstummen. Soll Emil ein Arbeiter werden? Soll der Enkel meines Vaters handeln und feilschen wie ein Jude? Soll ein Herr von Warbeck mit einem Ränzel auf dem Rücken durch die Länder ziehen?«

»Uebertreibe nicht!« sagte der Professor und stand auf. Er trat an das Fenster und sah in die Nacht hinaus, die Stirn gegen die kalten Scheiben gepreßt. Frau von Warbeck schwieg. In Beiden kämpfte eine Heftigkeit, die sie besiegen wollten, Beide schauten in die Vergangenheit zurück, und diese Erinnerungen verstimmten sie noch mehr. Die Stille wurde immer lastender.

»Was sinnst Du?« fragte Frau von Warbeck endlich.

»Emil hat offenbar die größte technische Begabung!« sagte der Professor nachdenklich.

»Um Gottes willen, theurer Mann,« rief seine Gattin ängstlich, »Du kannst nicht daran denken!«

»Nein! nein!« sagte er, und versank dann in sein früheres Schweigen, bis er in die Worte ausbrach: »Emil muß fort, er muß fort! Nicht wir! wir bleiben! Ich werde morgen meinem Bruder schreiben. Emil soll in die Residenz, zu meinem Bruder, und das bald.«

»Das giebt Gott Dir ein!« rief die Mutter. So schwer sie der Gedanke traf, sich von dem Sohne zu trennen, der ihr schon ein stützender Freund geworden war, fühlte sie sich doch getröstet und über ihrer Kinder Zukunft beruhigt durch diesen schnell gefaßten Plan, zu dessen Ausführung man gleich am nächsten Tage die nöthigen Schritte that. Die träumerische Unentschlossenheit des Professors ging in den Fällen, in denen er sich zu einer Entscheidung gezwungen sah, stets in ein gewaltsames Handeln über. Sein früheres Feuer loderte dann plötzlich aus der Asche auf, er fürchtete, nicht zu vollbringen, was nicht gleich geschah, und des Sohnes Entfernung aus der Nähe Hansen's lag der Mutter zu sehr am Herzen, als daß sie, ihrer Liebe folgend, ein zögerndes Verweilen ihres Kindes wünschen konnte.

Ohne alle Vorbereitung erhielt Emil eines Tages die Nachricht, daß er die Seinen verlassen und zu dem Onkel nach der Hauptstadt kommen sollte, und ehe er zu irgend einer Ueberlegung, zum Schmerze über diese Trennung Raum gewann, war er von dem Vaterhause, von den Eltern und von den Freunden schon geschieden.

Dadurch entstand eine empfindliche Lücke in beiden Familien. Emil war bereits seinen Eltern ein Gesellschafter geworden, den sie vermißten. Er hatte eine große Zärtlichkeit für die Schwester gehabt, sich gern und oft mit ihr beschäftigt, das fehlte ihr jetzt; und auch Konrad kam selten herauf, da nun sein eigentlicher Genosse fern war. Wollte Phöbe wie sonst zu den alten Freunden hinunter gehen, so hieß es, sie sei schon zu alt zum Umherlaufen und zum Spielen, sie müsse bei der Mutter bleiben. Bat sie, daß Konrad zu ihr kommen möge, so bedeutete sie Frau von Warbeck, Konrad habe jetzt auch Besseres zu thun und Nöthigeres zu lernen in seinen Mußestunden, und Phöbe müsse nur mit Mädchen umgehen. Man lud plötzlich bald die eine, bald die andere ihrer Altersgenossen zu ihr ein. Frau von Warbeck selbst näherte sich einzelnen Frauen ihres Standes, und langsam und unmerklich bildete sich ein Umgang mit den Familien der Professoren, ohne daß Warbeck es sonderlich gewahrte. Kamen einige Frauen, kamen junge Mädchen in das Haus, oder brachte Frau von Warbeck mit Phöbe einige Stunden außer demselben zu, so geschah es in der Zeit, in welcher ihr Gatte seinen Studien oblag, und nur Hansen und die Seinen waren von der Umwandlung betroffen, welche sich unter ihren Augen zutrug.

Es war eine täglich wachsende Befangenheit über Frau von Warbeck gekommen. War sie früher freundlich mit ihren Wirthen gewesen, so wurde sie jetzt höflich; hatte sie sonst mit unverhohlener Dankbarkeit die Hülfeleistungen empfangen, die man ihr bot, so schien sie jetzt scheu und bedenklich dieselben anzunehmen. Sie hatte Konrad gemeinsam mit ihrem Sohne im Englischen und Französischen unterwiesen. Der Unterricht

ward auch nach Emil's Entfernung pünktlich fortgesetzt, aber Konrad wurde nicht, wie früher, zum Verweilen nach demselben aufgefordert. So freudig er sonst die Wohnung des Professors zu allen Stunden betreten hatte, so lange überlegte er jetzt, ob er es wagen dürfe, ungebeten hinauf zu gehen. Er fühlte sich verlegen, beängstigt, wenn er dort war. Selbst Phöbe's zutrauliche Heiterkeit that ihm nicht wohl, ja er scheute dieselbe; denn das Mädchen ward getadelt, wenn es sich derselben überließ. Hatte Konrad die Stube dann verlassen, fragte er sich, warum es ihm so unbehaglich, so drückend dort gewesen sei, so wußte er es sich nicht mehr zu sagen. Es war im Grunde Alles ganz wie sonst, und doch so anders, daß es ihm das Herz zusammenschnürte. Er hätte es der Mutter erzählen, mit dem Vater davon sprechen mögen; aber so oft er es zu thun versuchte, stockte das Wort ihm auf der Zunge, und er schwieg um auf's Neue hinzugehen, auf's Neue sich davon gedrückt zu fühlen.

So gingen zwei Jahre vorüber, und Phöbe's vierzehnter Geburtstag kam heran. Er fiel auf einen Sonntag. Von jeher war es eingeführt gewesen, daß die Gärtnerin ihrem Liebling eine große, von ihr selbst gebackene Torte schenkte, die sie selbst ihm in der Frühe brachte, und daß dann Konrad später am Tage mit den Blumen nachkam. Die Torte war auch richtig übergeben, und Konrad schnitt im Treibhause die Blumen ab, die Phöbe zum Strauße haben sollte, als die Mutter mit der Nachricht herunterkam, es sei zum ersten Male Gesellschaft zu dem Feste eingeladen, und es würden viele junge Mädchen zum Frühstück kommen.

Konrad war bestürzt darüber, er wußte nicht, weshalb. Mit wachsender Eile band er den Strauß zu-

sammen, er wollte ihn Phöbe bringen, ehe die Gäste anlangten. Schnell lief er hinein, sich anzuziehen, aber der Vater rief ihn zurück. Er mußte den Anderen beim Abdecken der Strohvorhänge und beim Oeffnen der Fenster noch behülflich sein, und doch flogen ihm die Hände, daß er wenig nützte. Endlich war die Arbeit beendet, er hatte die Sonntagskleider an und stand mit seinen Blumen oben an der Thüre.

Er hörte lachen, viele Stimmen plauderten durch einander, und er ließ den Drücker wieder los. Er hatte nicht gern mit Mädchen zu thun, und vollends jetzt waren sie ihm zuwider. Was mochten sie vorhaben? Wie würden sie ihn ansehen, wenn er nun klopfte und er, er ganz allein, mit seinem Strauße eintrat?

Wären es junge Leute! dachte er, oder wäre nicht grade ihr Geburtstag! — Er wollte umkehren, den Strauß in das Zimmer des Professors tragen, ihn in der Küche lassen, Alles gefiel ihm nicht. Er hatte ihn nun doch einmal für Phöbe abgeschnitten und mußte ihr doch gratuliren!

»Was können sie mir auch thun?« rief er sich plötzlich ermuthigend zu, klopfte an die Thüre, und trat auf den Anruf ein.

Die Mädchen guckten auf, alle die Köpfchen wandten sich nach ihm hin. Frau von Warbeck nickte ihm zu, Phöbe sprang empor, ging ihm entgegen und küßte ihn, wie es an solchen Festen stets geschehen war. Er erschrak davor, daß er es nicht erwiderte. Er konnte eigentlich Nichts sehen, Nichts hören. Die Sonnenstäubchen funkelten wie Leuchtkäfer dicht vor seinen Augen, es sauste ihm vor den Ohren, als ob alle Mädchen sprächen oder lachten. Sie thaten es auch

vielleicht, denn sie waren älter als Phöbe, und nicht so einsam aufgewachsen.

»Wie schöne Blumen bringen Sie, Konrad!« rief Frau von Warbeck ihm entgegen; »Sie haben dem Vater ja förmlich die Treibhäuser geplündert.«

Konrad hielt Phöben noch bei der Hand, er drückte sie ihr wie in wüthendem Schmerze. Phöbe schrie auf und schlug nach ihm mit lachender Miene.

»O, pfui, Phöbe! schäme Dich! Was sollen Deine Freundinnen von Dir denken?« tadelte die Mutter. Dann wandte sie sich zu Konrad. »Kommen Sie!« sprach sie einladend, »setzen Sie Sich her und trinken Sie eine Tasse Chocolade mit uns, so viel Zeit werden Sie doch haben.«

»Ich danke! ich danke! ich muß fort!« das war Alles, was er hervorstoßen konnte. Er war bleich geworden, und Phöbe roth und starr vor Schreck.

»Mama!« fragte sie, »was ist das denn? — Konrad, gehe nicht fort, bleibe doch, Konrad!« bat sie lebhafter, und in Thränen ausbrechend, rief sie: »Warum nennst Du ihn denn Sie, Mama, wie einen fremden Menschen?«

»Weil Konrad kein Kind mehr ist!« entgegnete die Mutter ruhig, und schenkte eine Tasse für ihn voll; aber er sah und hörte es nicht mehr. Er hatte das Zimmer verlassen, war die Treppe hinabgeeilt und hinaus in das Freie.

Der Hund an der Kette bellte ihm im Hofe entgegen und sprang freudig an ihm empor. Er stieß ihn mit der Faust zurück.

»Wohin, Konrad?« fragte seine Mutter, die vom Hühnerstalle kam; er hörte es nicht und gab ihr keine Antwort. In blinder Hast durchschritt er den Hof,

den großen Mittelweg des Blumengartens, das Gitter zum Küchengarten, bis er vor der Stiege am Teiche ſtand. Da machte er Halt. Es ſchauerte ihm über den Rücken. Er drehte um und lief eben ſo haſtig und ſinnlos zurück. — »Aber wohin?« rief es in ihm.

Oben aus den Fenſtern des Profeſſors konnten ſie ihn bis an die letzte Gartenmauer ſehen. Hätten die Bäume nur ihr volles Laub, die Sträucher nur Blätter gehabt! aber es war Alles noch ſo kahl! Da ſtand das Treibhaus offen. Wie ein Verfolgter ſtürzte er hinein und warf die Thüre hinter ſich zu.

Nun war er ſicher! nun war er allein! jetzt ſah ihn Niemand! Er athmete auf. Das helle, heiße Sonnenlicht, das durch die Scheiben fiel und aus dem kräftigen Grün der Gewächſe den feuchten Duft hervorlockte, die tiefe Stille überraſchten ihn zum erſten Male, weil ſie im Gegenſatze zu ſeinem Innern ſtanden. Ein paar Vögel, welche ſich durch die offenen Fenſter hereingewagt, ſchaukelten ſich heiter zwitſchernd auf den Aeſten eines Orangenſtammes.

Die Ruhe war ihm verhaßt. Er ballte die Hände gegen die Bruſt, es wollte ihm das Herz zerſprengen, er mußte ſich Luft machen, er mußte Etwas zerſtören. Mit blinder Raſerei ſchlug er gegen die ihm zunächſt ſtehende Blumenreihe. Ein paar Töpfe fielen herunter und zerbrachen in Scherben vor ſeinen Füßen. Das brachte ihn zur Beſinnung. Die zerknickten Pflanzen jammerten ihn. Er hatte ſie ſeit Monaten gepflegt.

»Die können Nichts dafür!« ſagte er, und hob ſie auf. Dann zog er den Rock ab, holte ſeine grüne Schürze und ein paar andere Töpfe herbei und fing an, die Pflanzen wieder einzuſetzen. Aber während er mit breitem Meſſer das Geflecht der Wurzeln beſchnitt,

die Gewächse in den neuen Töpfen mit frischer Erde festdrückte, die gebrochenen Blätter abputzte, die Stäbchen auf's Neue einsteckte, und die Blumen mit schmalem Baste behutsam daran festband, hielt er oftmals inne und schüttelte wie zweifelnd den Kopf. »Emil! Emil!« rief er endlich, »wenn Du das wüßtest!« — Er setzte sich auf den Kasten in der Ecke und weinte bitterlich.

Mittags beim Essen fragte ihn die Mutter, was es oben bei dem Professor gegeben habe. Er wußte aber nicht recht Bescheid, wußte nicht einmal zu sagen, welche Mädchen dort gewesen wären. Alle seine Antworten klangen der Mutter wunderlich; sie drang mehr und mehr in ihn, er wurde ungeduldig, verlegen, verdrießlich, und rief endlich, sie möge ihn nicht quälen, das sei ja Alles einerlei.

»So hab' ich Dich doch mein Leben lang noch nicht gesehen!« meinte Frau Hansen. »Was ist Dir nur?«

Konrad war still. Der Vater, der den großen Sonntagsbraten schnitt, blickte von der Schüssel auf, sah den Sohn ernsthaft an, und sagte Nichts. Konrad wurde roth, daß ihm die Ohren brannten. Er konnte keinen Bissen hinunterbringen. Sobald sie abgegessen hatten, und die Gehülfen und Lehrlinge den Tisch verließen, machte er sich mit ihnen davon. Die beiden Eltern blieben allein. Die Frau trug den Rest des Bratens und die übrig gebliebenen Backpflaumen in die Speisekammer; der Vater stopfte am Schreibpult seine Pfeife, und nahm ein Buch vom Borde.

Als er im Lehnstuhl am Fenster, hinter den kleinen weißen Vorhängen saß, setzte sich die Frau ihm gegenüber, stützte den Kopf auf die Hand und sah hinaus,

wie die Nachbarn ihre Häuser verließen, um mit Frau und Kindern vor das Thor zu gehen.

»Was die drüben für Staat treiben dieses Jahr, das geht in's Weite!« sagte sie. »Das ist nun das zweite neue Umschlagetuch in wenig Wochen.«

Hansen antwortete nicht darauf; sie erwartete es auch nicht, es drückte sie etwas ganz Anderes auf dem Herzen.

»Es muß rein in der Luft liegen,« hob sie nach einer Weile wieder an, »denn auch oben wird mit einem Male Alles ganz statiös. Wie die Professorin mit Phöbe vorgestern zum Kaffee zu Appellationsraths ging, kannte ich sie ordentlich nicht wieder. Alles war neu. Und das Mädchen wird groß, daß man seinen Augen nicht traut. Nun sie die langen Kleider trägt, sollte man denken, sie wäre ein erwachsenes Frauenzimmer.«

»Ja, sie wird groß und schön!« bekräftigte Hansen, schlug lesend ein Blatt um, und brachte mit stärkerem Athemzuge die Pfeife in frischeren Brand, ohne sich weiter stören zu lassen.

Das war es aber nicht, was die Frau gewollt hatte. Sie wäre gern auf einem Seitenwege an ihr Ziel gekommen. Es gelang ihr nicht; sie mußte sich also entschließen, grade darauf los zu gehen.

»Wenn Du erst einmal in das Lesen kommst, siehst und hörst Du auf der weiten Welt Nichts mehr!« rief sie aus.

»Was soll ich denn sehen? Was giebt's denn?« fragte Hansen, ungeduldig gemacht, und ließ die Hand mit dem Buche auf das Knie sinken.

»Mein Gott!« entgegnete sie, »es ist Nichts, aber es ist doch merkwürdig mit dem Konrad. Oben geht was vor.«

»Was geht vor?« rief der Gärtner. »Du weißt's, ich kann das halbe Reden bis in den Tod nicht leiden. Sag's endlich einmal grade heraus. Was willst Du? Was soll es mit dem Jungen sein?«

»Ja,« meinte die Mutter und zuckte die Achseln, »das ist's ja eben, daß ich es nicht weiß. Aber vorgegangen muß Etwas sein. Schon an die Monate und Monate läßt er sich erinnern an die Stunden bei der Professorin. Er thut, als vergißt er sie. Sonst konnte er's nicht erwarten, daß er hinauf ging, jetzt — wenn ich nicht daran denke, kommt er nicht hinauf . . .«

»Der Emil ist fort,« unterbrach sie der Vater, »was soll er nun auch dort?«

»Nein! nein!« gegenredete Frau Hansen, »das macht's nicht. Er konnte sonst stundenlang mit Phöbe kramen . . .«

»Der Junge ist eben kein Kind mehr, Mutter!« wandte der Vater wieder ein; aber sie ließ sich nicht beruhigen.

»Du siehst's nicht!« rief sie lebhafter, »das heißt, Du willst's nicht sehen mit Deinen sehenden Augen, und Du hast doch sonst Verstand für Drei, aber oben ist's nicht mehr wie sonst. Sie lassen das Kind nicht mehr herunter, sie lassen sie nun mit einem Male zum Prediger gehen, was erst über's Jahr geschehen sollte, und das Alles bloß, damit sie keine Zeit hat, bei mir unten zu sein. Sie haben ihr die langen Kleider angezogen und putzen sie wie eine große Mamsell heraus, damit sie nicht mehr in dem Garten herumklettern soll; und nun vollends all die Besuche mit einem Male bei all den Professoren und erst bei den Gerichtsräthen! Das hat Alles 'was zu bedeuten, das ist Alles nicht für Nichts, und ich merk's auch, wo das hinaus soll.«

Hanſen war aufgeſtanden und ging im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er vor der Frau ſtehen: »Hat Dir der Junge Etwas geſagt?« fragte er beſtimmt.

»Der und ſagen!« rief die Mutter, »der ließe ſich ja todtſchlagen, ehe er gegen Warbeck's Etwas ſagte. Gott bewahre! Aber es iſt ihm was paſſirt, heute, grade heute, da laſſe ich meinen Kopf zum Pfande. Er wird ihnen bald zu ſchlecht ſein mit ſeiner Gartenſchürze, und . . .«

Hanſen's Stirn verfinſterte ſich. Er wies die Frau mit abmahnendem Laute zur Ruhe, indeß ſie achtete nicht darauf.

»Wir Alle, Du und ich, paß nur auf, ſind ihnen bald zu ſchlecht,« wiederholte ſie noch lebhafter. »Aber darauf kannſt Du Dich verlaſſen, ich will's herausbringen, was es iſt, ſo gewiß als . . .«

»Du ſollſt Nichts herausbringen!« rief der Gärtner plötzlich mit eiſerner Strenge. »Hörſt Du, Du ſollſt Nichts herausbringen, Nichts, gar Nichts! Ich will Nichts davon wiſſen! — Und Du ſollſt auch Nichts hineinbringen, weder in mich, noch in den Jungen, kein Spioniren, kein Mißtrauen, Nichts! gar Nichts! Merk Dir das!«

»Aber der Junge!« wagte die Mutter noch einmal anzufangen . . .

»Der Junge iſt ſeine ſiebenzehn Jahre alt, er geht in's achtzehnte. Er wird ſich ſelber helfen.«

»Aber er ſpricht ja nicht!«

»So ſchweig Du auch!« befahl Hanſen, nahm die grüne Sammetkappe und ging zur Stube hinaus.

»Es iſt ein Elend mit den Weibern!« brummte er unter der Thüre. »Sie können keine Ruhe halten!«

Und Ruhe ließ es der Frau Hanſen nun einmal nicht mehr. Es konnte ihr auch keine laſſen. Konrad war wie umgewandelt; Frau von Warbeck lag krank zu Bette, und Phöbe kam nicht aus der Mutter Stube. So oft Frau Hanſen hinaufging, nach der Leidenden zu ſehen, ward ſie mit Dank und Freundlichkeit überhäuft, aber es wurde ihr nicht mehr wohl dabei wie ſonſt, beſonders weil Phöbe ihr noch ſonderbarer vorkam, als ihr Konrad.

»Kommſt Du denn gar nicht herunter, Kind?« fragte ſie eines Tages. »Laufe doch in den Garten, Dir die Füße zu vertreten, Du wirſt ſelber noch krank werden, wenn Du immer einſitzeſt. Ich will oben bleiben, geh' Du nur hinab!«

Phöbe wollte antworten, ſie ſtanden beiſammen an der Treppe, da kam die Magd dazwiſchen, und ſie verſtummte. Es zuckte um ihren Mund, als wollte ſie weinen; ſie unterdrückte es jedoch und ſagte: »Ich werde ſchon kommen, nur heute nicht, morgen vielleicht!«

Indeß der nächſte Tag verſtrich, viele andere folgten ihm nach; Phöbe ging bisweilen mit den Mädchen aus, mit denen ſie den Religionsunterricht genoß, in den Garten aber kam ſie niemals. Hanſen that, als merke er es nicht, Konrad machte es eben ſo, und der Mutter war es ja verboten, ihre Verwunderung zu äußern, ihrem Argwohn Worte zu verleihen.

So gingen der ganze April und der Mai zu Ende, und es war in den erſten Tagen des Juni. Das Frühjahr war zeitig gekommen, der Jasmin brach überall mit ſeinen weißen Blüthen durch, auch die Mairoſen kamen zum Vorſchein. Hanſen pflegte alljährlich von den erſten Roſen einen Strauß für Frau von Warbeck zu binden und ihn ihr zu geben, wenn ſie Morgens

den Garten beſuchte. Jetzt, da ſie noch das Zimmer hütete, ſchickte er ihn hinauf. Er wollte es von ſeiner Seite an Nichts fehlen laſſen.

Die Mutter ſchlief noch, nur Phöbe war im Zimmer, als die Blumen kamen. Den ganzen Morgen ſchon hatte ſie mit unbeſchreiblichem Verlangen auf die Sträucher geblickt, die ſich in Einer Nacht mit der duftenden Blumenfülle bekleidet hatten. Sie hatte den ſüßen Geruch bis in das Zimmer empfunden; nun die Roſen vor ihr auf dem Tiſch ſtanden, drückte ſie das Geſicht tief in den thauigen Strauß, daß die feuchten Tropfen ihr an den Wangen hangen blieben.

»Es iſt, als hätte ich geweint,« dachte ſie, und — »es iſt auch zum Weinen,« rief ſie, »daß ich nicht hinunter ſoll!« Sie ſetzte die Blumen fort, kniete nieder auf dem Stuhl am Fenſter und ſah hinab in den Garten.

»Als ich klein war,« ſagte ſie ſich innerlich, »als ich zu Schaden kommen konnte, da hatte ich meinen Willen und konnte thun und machen, was ich wollte, und nun ich groß bin, behandeln ſie mich wie ein kleines Kind. Es glaubt's ja doch Niemand, daß ich nicht hinunter darf. Sie denken Alle, ich laufe noch wie ſonſt mit Konrad im Garten herum. Sie necken mich ja damit. Das iſt aber nur der Mutter Schuld, nur vom Geburtstag her. Ich kann nicht dafür und Konrad auch nicht.« —

»Der gar nicht!« ſagte ſie plötzlich laut, während die Erinnerung an jenen Augenblick mit einem Male in ungewohnter Klarheit vor ihr ſtand. Sie hatte Mitleid mit Konrad. Es war ihm Unrecht geſchehen. Für allen ſeinen guten Willen hatten ſie ihn gekränkt; denn das konnte die Mutter ſich ja vorſtellen, daß es ihn kränken mußte, wenn ſie ihn wie einen Fremden

anſprach, da er doch ſo gut war. Sie fand es ſehr unrecht von der Mutter. Was mochte Konrad nur dazu meinen? Was mochte er dazu ſagen, daß ſie nicht mehr herunter kam? Was mußte er denn von ihr denken, daß ſie ſich das gefallen ließ, daß ſie ihm Nichts weiter geſagt hatte? Sie wenigſtens mußte ihm das abbitten. Es war ja faſt einen Monat her, daß ſie mit ihm keine Sylbe mehr geſprochen hatte. Abbitten mußte ſie es jedenfalls! Sie mußte ihm doch ſagen, daß man ihr verboten, in den Garten und zu Hanſen's zu gehen, wie ſonſt, daß man ihr verboten, ihn noch Du zu nennen! Und gleich, gleich jetzt wollte ſie's ihm ſagen, ſonſt kam ſie nicht dazu. Das konnte ihr Niemand, auch die Mutter konnte ihr das nicht verbieten.

Mit einem raſchen Entſchluſſe war ſie an der Thüre, mit ſchnellen Schritten die Treppe hinunter und in dem Garten. Wie einem Vogel, der dem Käfich entrann, ſo froh und ſo bange ſchlug ihr das Herz. Sie hätte aufjubeln mögen vor Vergnügen, ſie hätte Konrad rufen mögen, damit er wiſſe, daß ſie da ſei; aber der Gedanke, gegen den Willen ihrer Eltern zu handeln, machte ſie plötzlich wieder beklommen. Es war ihr wie im Traum. Sie wollte laufen, rufen, ihre ganze Seele wollte vorwärts, und die Füße gingen nicht vom Fleck, die Lippen ſprachen das Wort nicht aus. Sie empfand Gewiſſensbiſſe, empfand Reue, aber ſie konnte ſich doch nicht zur Rückkehr entſchließen. »Vielleicht kommt er von ſelbſt!« ſagte ſie ſich. »Sie werden heute Roſen zur Stadt ſchicken, und er wird ſie ſchneiden kommen. Kommt er, ſo habe ich ihn nicht gerufen, und daß ich in dem ſchönen Wetter einmal einen Augenblick hinunter gehe, darüber kann die Mutter ja Nichts ſagen.«

Sie stand und stand, aber Konrad kam nicht.

»Wo er nur sein mag?« dachte sie und ging plötzlich weiter. Er war nirgend zu sehen. Sie guckte in die Treibhäuser, er war nicht da.

Die Arbeiter trugen die letzten Gewächse in's Freie hinaus, die zur Vorsicht noch darin geblieben waren. Fragen nach ihm, das wollte sie nicht, aber wenn sie ihn zufällig träfe! —

Plötzlich wandte sie um und ging schnellen Schrittes nach dem Hause, das Hansen erst vor zwei Jahren zur Cultur der Orchideen eingerichtet hatte. Es lag mit allen seinen Fenstern gegen Süden hin, die Sonne brannte trotz der Tagesfrühe heiß darauf. Die Thüre war nur angelehnt. Geräuschlos schlüpfte sie hinein. Ein betäubender Duft voll fremdartigen Aroms zitterte in der feuchten Atmosphäre, die grünen Blätter glitzerten verlend in dem Sonnenlichte, das durch die Fenster drang, allerlei gaukelndes Gerank hing von den Pflanzen hernieder und wiegte seine märchenhaften Schmetterlingsblumen in der Luft.

»Die freuen sich ordentlich, daß ich komme!« dachte sie, und stellte sich auf die Fußspitzen, den Duft einer schönen Stanhopia einzuathmen, die sich durch die sorglichste Pflege schon jetzt zu entfalten begonnen. In demselben Augenblicke rief vom anderen Ende des Hauses eine Stimme: »Phöbe!«

Phöbe fuhr zusammen, der leichte Blumenstengel, den sie angefaßt, zerbrach, die Blüthe blieb ihr in der Hand, und betroffen über dieses Unglück wie über jenen Ruf, lief sie auf Konrad zu, der ihr entgegentrat, und umfaßte seinen Arm, indem sie ihr Gesicht an demselben verbarg.

»Phöbe!« wiederholte er verwundert, »wo kommst

Du her? was fehlt Dir? warum zitterſt Du?« — Er hatte ſich von ihr losgemacht, aber ihm klopfte das Herz, daß er kaum ſprechen konnte; auch Phöbe war athemlos. Er wußte nicht, was er mit ihr beginnen ſollte, da ſie heftig zu weinen anfing.

»Sei kein Kind, ſei nicht ſo albern, Phöbe!« rief er halb ärgerlich, halb ermuthigend, während ihm ſelber immer bänger wurde. »Sprich doch ordentlich! Was ſoll ich denn, Phöbe?« bat er dringend.

»Du, ach Du!« ſchluchzte ſie, »Du ſollſt gar Nichts. Ich habe die Stanhopia abgeriſſen.«

»Phöbe!« rief Konrad, »was wird der Vater ſagen?«

»Das iſt's ja eben! Das iſt's ja! aber ich kann Nichts dafür, Konrad, gewiß nicht!« bekräftigte ſie nun plötzlich freier. »Ich wollte nur daran riechen! Da riefſt Du, darüber erſchrak ich, und ich mußte doch einmal herunter kommen und Dir ſagen, daß ich Nichts dafür kann, daß ſie es mir oben befehlen, und daß ich es nicht darf.«

»Was darfſt Du nicht?«

»Herunter kommen.«

»Du darfſt alſo nicht herunter kommen? Gar nicht herunter kommen?« fragte Konrad mit einem Tone, den Phöbe nie von ihm gehört.

»Nein, gar nicht!« wiederholte ſie, »und ich ſoll Dich auch nicht Du nennen! Niemals mehr! es ſchickt ſich nicht. Du biſt nun Gärtner, und ich bin erwachſen, und Du . . .«

Sie ſchwieg verwirrt, weil Konrad ſo ſtill da ſtand. Er kam ihr mit einem Male viel größer und älter vor als ſonſt. Sie ſchämte ſich vor ihm und wußte nicht weiter zu ſprechen. »Du biſt auch ſchon ſo groß!« ſagte ſie endlich, ganz ohne allen Zuſammenhang.

»So gehen Sie doch, großes Fräulein!« rief Konrad spöttisch. »Gehen Sie doch, Sie könnten sich Ihr weißes Kleid an meiner Gärtnerschürze schmutzig machen? Gehen Sie!«

Er drehte ihr den Rücken zu und biß die Zähne zusammen, um nicht aufzuschreien oder zu weinen vor innerer Wuth. Phöben schwindelte der Kopf. Sie wußte nicht, wollte sie sich an ihm halten oder wollte sie ihn hindern fortzugehen. Sie ergriff ihn beim Arme. Er stieß sie zurück und ging vorwärts. Da lief sie ihm nach und hängte sich an ihn. »Konrad!« rief sie, »lieber, guter Konrad! meinst Du denn nicht, daß ich mich Tag und Nacht darum gräme, daß ich nicht herunter kann? Und glaubst Du denn, daß ich so schlecht sein könnte? Ich schwöre Dir, das schwöre ich Dir, Konrad, ich bleib' Euch Allen treu, und Dir zu allererst. Das schwöre ich Dir.«

Ihre Wangen brannten, ihre Lippen bebten, sie schluchzte wie ein Kind. Konrad stand wortlos vor ihr. Er hatte die beiden Hände in den Brustlatz seiner Gartenschürze gesteckt und starrte sie an, wie man ein Wunder anstaunt. Er kannte sie nicht wieder, er kannte sich nicht wieder. Phöbe war ihm ganz fremd, er sich selber noch viel fremder. Er hatte sie immer so lieb gehabt, nun aber hatte er sie gehaßt, er hätte sie umbringen können, und das war auch vorüber, Alles war vorüber, Alles neu, Alles unbegreiflich!

Phöbe sah ihn mit ihren großen blauen Augen an. »Bloß abbitten wollte ich!« sagte sie besänftigend. »Konrad, sei doch gut mit mir!«

Da fuhr es ihm wie ein Strahl durch das ganze Wesen. Er umfaßte sie mit beiden Armen. »Und wie gut!« rief er, und lief davon.

Phöbe blickte ihm verſteinert nach. Am Ende des Treibhauſes wandte er ſich zurück. »Geh hinauf!« ſagte er, »und ſprich Nichts von der Stanhopia! ich nehme es auf mich! hörſt Du! Geh hinauf, Phöbe!« Und Phöbe ging, und Niemand ward es gewahr, welch eine Blume ſich in den beiden jungen Herzen aufgethan hatte.

Einige Wochen ſpäter, als Frau von Warbeck ihre Zimmer verlaſſen und den Garten wieder beſuchen konnte, ſahen Konrad und Phöbe ſich öfter, und jetzt erſt wurden die Eltern des Letzteren gewahr, daß Frau von Warbeck und Phöbe ihn nicht mehr Du nannten, wie in früherer Zeit, daß die Mutter das Mädchen ſichtlich von ihm zu entfernen ſuchte.

Frau Hanſen empfand das als eine bittere Kränkung. Sie ſchalt die Undankbarkeit, den Hochmuth der Vornehmen; ſie gelobte ſich's, den Leuten nicht das Geringſte mehr zu Liebe zu thun, ſich gar nicht mehr um ſie zu kümmern. Sei Konrad ihnen jetzt zu ſchlecht, ſo wäre ſeine Mutter auch zu gut, ihnen weiter beizuſtehen. »Magddienſte habe ich den Warbeck's geleiſtet,« ſagte ſie zornig zu Hanſen. »Was ich nicht für mich ſelber that, das habe ich ihnen gethan, und das iſt jetzt der Dank dafür!«

Hanſen ließ ſie ruhig ſchelten, dann ſetzte er ihr auseinander, daß Phöbe herangewachſen ſei, daß ſie und Konrad verſchiedenen Ständen angehörten, daß freilich alle Stände gleich wären, — »aber,« fügte er

hinzu, »Du haſt es ja dem Emil einſt ſelbſt geſagt: man kann es Niemandem verargen, wenn er in ſeinem Stande bleiben will. Ich liebe den meinen, mein Junge ſoll auch darin bleiben; ſie lieben den ihren und wollen ihre Kinder darin erhalten, das kann ich ihnen nicht verdenken.«

Die Frau ſah ihn verwundert an. »Verdenken kannſt Du es ihnen nicht, aber Du brauchſt es nicht zu ertragen, und wir wollen es auch nicht ertragen, hier in unſerem eigenen Hauſe.«

»Was willſt Du nicht ertragen?«

»Daß die ganze vornehme Sippſchaft uns nun durch unſer Haus läuft, daß nun ſo viele Fremde kommen, und daß ſie uns nicht mehr kennen, ſo wie ſonſt.«

»Uebertreibe nicht!« unterbrach ſie Hanſen.

»O!« rief ſie, »alſo Du willſt es wirklich dahin kommen laſſen, bis Du es an Dir ſelbſt erlebſt? Da warſt Du doch ein Anderer, wie Du jung warſt. Das hätte Dir damals Einer bieten ſollen. Damals warſt Du klüger, als Du oben Alles leer ſtehen ließeſt, um mit den hochmüthigen Profeſſoren Nichts zu thun zu haben; aber ſo wahr Gott lebt, ich habe keine Stunde mehr Ruhe und Frieden hier im Hauſe, ehe ich nicht wieder allein darin bin, ehe die Warbeck's nicht fort ſind, denen wir Nichts als lauter Gutes gethan haben, und denen unſer einzig Fleiſch und Blut nun zu gering iſt.«

Hanſen wußte, daß man ſie gewähren laſſen müſſe, und daß Vernunftgründe in den Augenblicken der Gereiztheit Nichts über ſie vermochten. Aber ihm ſelber ging die Sache doch auch im Kopfe herum. Früher als die Seinen hatte er der Frau von Warbeck Abſicht

durchschaut. Er vermochte sie deshalb nicht zu tadeln, obschon es ihn verletzte und ihm wehe that. Indeß er kannte seine Frau darauf, daß sie jetzt nicht Frieden halten, daß sie überall Ursache zu Klagen gegen ihre Miether haben würde, und er hätte es gern gesehen, wenn die Warbeck'sche Familie aus eigenem Antriebe zur Wahl einer anderen Wohnung geneigt gewesen wäre. Sie ihnen zu kündigen, Warbeck aus dem Hause zu weisen, in dem der Leidende sich behaglich fand, dazu fehlte ihm der Muth. Er hing an Warbeck wie an den Pflanzen, die er pflegte, nur daß die Neigung für den Freund noch uneigennütziger war.

Ohne besondere Krankheitsfälle erlitten zu haben, war der Professor immer schwächer geworden. Er konnte sich nicht mehr so angestrengt wie sonst den Studien überlassen, er las und schrieb wohl noch, indeß die schönen Tage des Sommers brachte er meist in stillem Hinbrüten unter den Bäumen und Blumen des Gartens zu. Er war noch milder geworden als vorher, und er schien es gern zu sehen, daß seine Frau sich um der Tochter willen dem Leben zuwandte, während er sich von demselben scheiden fühlte.

Eines Abends, als Frau von Warbeck und Phöbe ausgegangen waren, saß der Professor, wie er pflegte, auf einem kleinen Hügel des Gartens, der noch spät die vollen Strahlen der Sonne empfing. Der graue Hausrock war ihm zu weit geworden, und hing lose um seinen Körper. Die kleine gestickte Mütze schloß die eingesunkenen Schläfen ein. Müde hatte er die Füße auf die Bank gezogen. Sein von dem untergehenden Tageslicht geröthetes Antlitz hatte er auf den Arm geneigt, der sich auf die Seitenlehne stützte. In diesem Augenblicke trat raschen Schrittes der Gärtner heran.

»Wie geht es Ihnen, lieber Herr Professor?« fragte er, setzte einen Korb voll Aprikosen, die er mit eigener Hand gepflückt, zum Boden nieder, und reichte dem Leidenden ein paar ausgewählte Früchte dar.

»O!« erwiederte Warbeck, »im Grunde geht's mir wohl. Ich komme mehr und mehr in jenes sanfte Hinträumen hinüber, das mir stets so verlockend aus der indischen Poesie zugewinkt hat. Ein Leben, wie die Menschen unserer Zeit es führen, ist das nun freilich nicht, aber es wird wohl seine Berechtigung haben, da es sich mir so gegen meinen Willen aufdrängt. Ich fühle und höre gleichsam mit einer Art von beschaulichem Vergnügen die Elemente meines Wesens sich lösen und verklingen, und hätte ich die Meinen nicht, es wäre mir recht leicht um's Herz.«

Hansen schüttelte den Kopf. »Das ist Krankheit,« sagte er; »es werden Tage kommen, in denen Sie anders empfinden. Ich selbst kenne keine Todesfurcht. Wir haben dem Tode in unserer Jugend nahe genug in's Auge sehen müssen, um mit ihm vertraut zu sein. Eine schlimme Nothwendigkeit bleibt er deshalb doch.«

»Ja, für den Gesunden! für den, der sein Leben zu seiner Zufriedenheit gelebt hat.«

»Das haben Sie ja auch!«

»Nein!« entgegnete der Professor sehr entschieden, »nein, das hab' ich nicht, mein Freund.«

Hansen war betroffen, und Jener fuhr fort: »Es kommt bei solcher Einsicht nicht viel heraus, darum thut man wohl, sich nicht mehr als nöthig mit ihr zu beschäftigen. Indeß, wenn man auf dem Punkte angelangt ist, auf dem man sein eigener unthätiger Zuschauer wird, so mag man es sich eingestehen — — denn Reue zu fühlen, ist man dann zu müde.«

»Und was hätten Sie zu bereuen? Sie grade?« fragte der Gärtner voll schmerzlicher Theilnahme, und rückte einen Stuhl herbei, auf den er sich neben dem Kranken niederließ.

»Nur Irrthümer und Schwächen!« erwiederte Warbeck, »aber sie lasten auf mir, denn die Meinigen büßen sie. So sehr ich meine Frau geliebt habe, ist sie doch unglücklich mit mir gewesen. Ich hätte das einsehen können, ich hätte sie nicht in Verhältnisse ziehen sollen, die ihr nicht angemessen waren. Der Egoismus meiner Liebe brachte meine Einsicht zum Schweigen, und auch die arme Phöbe wird davon zu dulden haben. Ein Mädchen von Stande, mit Erinnerungen, wie sie sie aus ihren beiderseitigen Familien mit sich bringt, ist übel daran, wenn es arm ist wie mein Kind.«

»Phöbe's Neigungen sind einfach!« tröstete der Gärtner.

»Sie werden es nicht bleiben unter ihrer Mutter Leitung,« meinte der Vater. »Um Emil ist mir nicht bange. Er hat sein Examen gemacht, ist jetzt Student, und sieht er nur erst deutlich die Straße vor sich, die er zu gehen hat, so wird er sie auch nicht verlassen.«

»Seine Abneigung gegen das Studium scheint mir aber nicht vermindert,« wendete Hansen ein. »Seine Briefe an Konrad sprechen alle in dem alten Tone. Er möchte fort, er möchte in die Welt.«

»Wer hat das nicht gewollt mit achtzehn Jahren?« fragte der Professor. »Wer hat nicht Scheu gefühlt vor dem regelmäßigen Gange des Lebens? Und zuletzt! — Es ist wohl denkbar, daß er zufriedener auf anderem Wege werden könnte; indeß ihm ist ein abenteuerndes Dasein nicht vergönnt. Er hat dereinst für eine Mutter und für eine Schwester zu sorgen, das

habe ich ihm im letzten Briefe noch geſagt, und ſeine Antwort zeigte, daß er die Bedeutung fühlte, die Würde, die ich ihm damit auferlegt. Sein Schreiben hat mir wohlgethan, mich ſehr beruhigt.«

Hanſen mochte dem Vater nicht die Freude ſtören, man rief auch nach ihm, und er entfernte ſich.

Am anderen Morgen war es früh lebendig in der Wohnung des Profeſſors. Phöbe kam verſtört die Treppe herunter, ſie rief nach Konrad und eilte in den Garten, ihn zu ſuchen.

»Was geht denn vor?« fragte Frau Hanſen.

»Der Herr iſt krank geworden!« berichtete die Magd.

Konrad lief in Hemdärmeln von der Arbeit fort zum Arzte.

»Ihr Vater ſtirbt!« antwortete er der Mutter, als ſie ihn fragte, wohin er wolle.

Frau Hanſen ging hinauf, ihr Mann folgte.

Es war am Abend ſpät ein Brief gekommen, und wie immer, hatte die Magd ihn bis zum Morgen liegen laſſen. Früh hatte ſie ihn dem Herrn hineingetragen, und kaum daß er ihn geleſen, war er ſprachlos zuſammengebrochen.

Die Profeſſorin weinte und erſchöpfte ſich in Sorgfalt um den Gatten; Phöbe kniete bald vor dem Vater, bald ſchaute ſie am Fenſter nach Konrad und dem Arzte aus. Eine Angſt, eine Unruhe, die nicht allein dem Kranken galten, waren in Frau von Warbeck und in Phöbe ſichtbar. Vergebens wollten Hanſen und die Frau wiſſen, was denn der Brief gebracht habe. »Fra-

gen Sie nicht, nur jetzt nicht!« bat die Profeſſorin, »ich mag's nicht denken, jetzt nicht denken!«

Kaum aber war Konrad eingetreten, als Phöbe auf ihn zu eilte und ihm leiſe ſagte: »Emil iſt fort.«

Konrad wechſelte die Farbe. »Und davon ſtirbt Dein Vater?« fragte er.

Phöbe hatte nur Thränen zur Antwort.

»Herr Gott im Himmel!« rief Konrad und eilte hinaus.

Niemand achtete darauf, Alle waren um den Kranken beſchäftigt; der Arzt erklärte den Zuſtand für gefährlich. Während Phöbe nicht von des Vaters Seite wich, und Frau Hanſen alles Nöthige mit alter Hingebung beſorgte, reichte Frau von Warbeck Hanſen den Brief, der dieſes Unheil angerichtet. Er war von ihrem Sohne.

»Lieber Vater!« ſchrieb er, »je dringlicher Du mir von jeher die Pflicht auferlegt haſt, einmal die Stütze meiner Mutter und meiner Schweſter zu werden, um ſo ernſtlicher muß ich darauf bedacht ſein, einen Weg einzuſchlagen, auf dem mir dieſes Ziel erreichbar iſt. Ich habe Deinen Willen befolgt, mein Examen iſt gemacht, und meine Zeugniſſe haben Dir bewieſen, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe. Weiter aber vermag ich nicht zu gehen. Denn das hat die Geſchichte mich gelehrt, daß Jeder nur auf dem Platze Etwas geleiſtet hat, auf den er mit ſeinen Fähigkeiten hingehörte. Ich bin nicht geboren zum Stubenſitzen, nicht zum Gelehrten, noch weniger zum Beamten. Ich habe hier fleißig gezeichnet und mir mancherlei Geſchicklichkeiten erworben, die mir forthelfen können. Der Onkel hatte mir zur Erholung eine Reiſe nach Hamburg verſprochen, und mir das Geld dazu geſchenkt. Morgen reiſe ich fort,

und ich kehre für jetzt nicht wieder. Ein Freund hat mir die Mittel verſchafft, nach Amerika zu kommen. Ich werde dort Unterricht geben, wenn ich nicht gleich die Möglichkeit finde, in einer Fabrik Arbeit zu bekommen und mich techniſch auszubilden, wonach von jeher mein Sinn geſtanden hat. Kehre ich zurück, ſo werde ich Dein Alter erleichtern, und Mutter und Schweſter hoffentlich eine feſte Stütze werden können. — Verzeiht mir, liebe Eltern, mein Fortgehen, ich wußte aber keinen anderen Ausweg. Möge ich Euch geſund wiederfinden! Es wird mir gewiß gut gehen; denn wenn der Menſch mit ganzer Seele bei einem Unternehmen iſt, ſo gelingt es ihm. Ehe ich etwas Gutes zu berichten habe, ſchreibe ich nicht. Gott erhalte Euch, habt keine Angſt um mich, und lebt Alle recht wohl! Wenn Ihr den Brief empfanget, bin ich auf dem Meere. Lebt recht wohl!«

Hanſen las den Brief und las ihn wieder. Er konnte ſich bei Warbeck's Charakter die Wirkung erklären, die er auf ihn hervorgebracht; aber ihm ſelber mißfiel der Entſchluß des Jünglings nicht. Er war von jeher der Anſicht geweſen, daß Emil zum Techniker geboren ſei, und daß der junge Menſch ſich ſelber half, wo Niemand ihm helfen wollte, das war ganz in ſeinem Sinne gehandelt.

So gut er es vermochte, ſprach er der Mutter Troſt ein, verſuchte er auch den Vater zu beruhigen; aber dieſer war zu krank, um irgend einer Vorſtellung Gehör zu geben. Der Gedanke, daß er ſeinen Sohn verloren habe, daß er ſelber ihn zu ſolch gewaltſamer Entſcheidung hingedrängt, hatte ſich ſeiner bemächtigt und ſchwebte ihm beängſtigend im Halbbewußtſein ſeiner Fieberträume vor.

Die Sorge um Warbeck hatte das ganze Haus ergriffen. Niemand aber schien tiefer davon zu leiden, als Konrad. Es duldete ihn nicht bei der Arbeit, nicht in der Ruhe. Eine wilde Angst war über ihn gekommen, eine Verzweiflung, wie selbst die Anhänglichkeit an die Warbeck'sche Familie sie nicht zu erklären vermochte.

Frau Hansen war, als Warbeck's Zustand sich gegen die Nacht verschlimmert hatte, zum Beistande der Frauen oben geblieben. Hansen hatte sich in den Kleidern auf sein Bett geworfen, des ersten Rufes gewärtig zu sein, und auch Konrad vermochte den Schlaf nicht zu finden. Die Gedanken, die ihn peinigten, waren mit doppelter Gewalt über ihn hereingebrochen, als er in der Stille dalag. Mit jähem Schrecken sprang er empor, als er oben in den Zimmern schneller gehen hörte.

»Vater! Er stirbt!« rief er mit dem Tone des Entsetzens.

Hansen horchte auf; auch ihm war die plötzliche Bewegung in den oberen Zimmern beunruhigend. Er erhob sich und ging hinauf, Konrad folgte.

»Bleib unten!« befahl der Vater. Der Jüngling beachtete es nicht.

Schon auf der Treppe kam die Mutter ihnen entgegen. »Den Doctor! den Doctor!« rief sie dringend, und wie ein Pfeil flog Konrad zum Hause hinaus, abermals den Arzt zu holen. Mit diesem zugleich trat er in das Zimmer ein.

Warbeck athmete tief und schwer. Seine Frau unterstützte sein Haupt, Phöbe hielt seine Hände. Hansen hatte sich zu Füßen des Bettes in den Stuhl gesetzt und sah traurig prüfend in das bleiche, ruhige Antlitz

des scheidenden Lebensgenossen. Der Arzt blickte Warbeck an, und untersuchte seinen Pulsschlag.

»Legen Sie ihn tiefer!« sagte er darauf leise zu den Umstehenden; den Frauen und Hansen schnitt es in das Herz. Sie verstanden den Befehl. Hansen selbst hob Warbeck's Kopf empor und zog ihm behutsam die Kissen fort, aber die Hand zitterte, mit der er es that. Es war der letzte Dienst, den er dem Freunde leisten konnte. Noch ein paar Athemzüge, immer schwächer und schwächer, und Warbeck hatte geendet.

Mit lautem Aufschrei brach die Frau zusammen. Man trug sie in ein anderes Zimmer. Hansen blieb bei dem Todten. Er hatte sich wieder auf den Sessel niedergelassen und blickte nur von Zeit zu Zeit nach Phöbe hinüber, die regungslos an ihres Vaters Lager stand. Kein Laut kam über ihre Lippen, keine Thräne in ihr Auge. Sie konnte offenbar das Geschehene nicht fassen. Es war das erste Sterbebett, das sie sah, und der Gestorbene war ihr Vater.

Ihre Starrheit wurde Hansen ängstlich. »Liebe Phöbe! wie ist Dir?« fragte er besorgt. Sie antwortete nicht. »Phöbe!« rief er zum zweiten Mal, »hörst Du mich nicht, mein Kind?« —

Da fuhr sie wie aus einem Traume empor, blickte Hansen an, und blickte im Zimmer umher. Endlich blieb ihr Auge an Konrad haften, als hätte sie seine Anwesenheit bis dahin nicht bemerkt, und mit einem Tone, dessen stille Klage herzzerreißend war, sagte sie leise: »Ich habe nun keinen Vater mehr!«

»Nein! nein!« rief Konrad, und stürzte neben ihr nieder, ihre Knie umschlingend, »nein! keinen Vater mehr, und ich bin sein Mörder!«

Phöbe schrie auf, indem sie sich von ihm losriß.

Hansen ergriff ihn beim Arm und zog ihn empor. »Was soll das, Konrad? Was sprichst Du?« sagte er streng.

»Ich! ich bin sein Mörder!« wiederholte der Jüngling. »Ich habe Emil das Geld gegeben, mit dem er fortgegangen ist! Phöbe, ich habe Deinen Vater umgebracht!«

»Du?« rief Frau von Warbeck, die während dessen in das Zimmer eingetreten war und seine letzten Worte vernommen hatte. »Du?« fragte sie bitter, und preßte mit krampfhafter Heftigkeit seine Hand. »So werde das Elend der Deinen, wie Du unser Fluch geworden bist für alle Zeit!« stieß sie gewaltsam hervor und ließ schaudernd seine Rechte los.

Konrad sank in einen Stuhl. Phöbe warf sich der Mutter in die Arme: »Nein, nein!« schrie sie, »ach nein, liebe Mutter!« — Aber in der Maßlosigkeit ihres Schmerzes um Mann und Sohn achtete Frau von Warbeck nicht darauf.

Hansen war bleich geworden. »Sie reden irre, gnädige Frau!« sagte er fest. »Geh hinunter, Konrad! — Nimm ihn hinunter, Mutter!« gebot er seiner Frau, die weinend und händeringend vor ihrem Sohne stand. »Geht!« befahl er nochmal; indeß Konrad war wie gebannt an diese Stelle. Seine Augen hingen an Phöbe; sie empfand den Blick und wandte sich zu ihm.

»Armer Konrad, geh!« sagte sie sanft, trat an ihn heran und gab ihm die Hand. Sie fingen Beide zu weinen an. Aber Frau von Warbeck zog die Tochter fort, als drohe Konrad's bloße Nähe ihr Verderben. Da er Phöbe nicht mehr sah, folgte er seiner Mutter, die mit ihm das Gemach verließ. Und wieder blieb Hansen ganz allein bei dem Todten zurück.

So ruhig er schien, hatte die Scene ihn doch überwältigt, die grelle Dissonanz an dem Sterbebette seines Lebensgenossen ihn tief erschüttert, und die aufgeregte Leidenschaft aller Betheiligten ihm enthüllt, was in den Herzen seiner nächsten Umgebung ihm noch verborgen geblieben war. Sorgenbeladen saß er neben Warbeck's Leiche.

Der Fluch, den Frau von Warbeck in der Zurechnungslosigkeit des Schmerzes gegen Konrad ausgesprochen, kümmerte ihn nicht, aber er fürchtete die Wirkung, die er auf seinen Sohn und dessen Mutter üben würde. Konrad's Liebe für Phöbe, die Verschlossenheit, mit welcher er und Emil die Flucht des Letzteren zu bewerkstelligen gewußt, Emil's Schicksal, Konrad's Entwickelung, und die Zukunft Phöbe's und ihrer Mutter bedrängten ihn auf einmal.

Frau von Warbeck war nach dem Tode ihres Mannes auf eine Witwen-Pension beschränkt, die kaum der äußersten Nothdurft zu genügen vermochte. Hansen hatte oft an diesen Fall gedacht und stets den Vorsatz gehegt, den Frauen die Wohnung künftig ohne Miethzins zu überlassen, da man an einander gewohnt und er nicht gewillt war, Fremde in dem Hause aufzunehmen. Indeß die Zurückhaltung, welche in den letzten Zeiten zwischen den Familien obgeherrscht, hatte ihn zweifelhaft gemacht. Jetzt war eine Entscheidung nöthig — und er faßte sie schnell. Sie sollte seinem Sohne und den Verwaisten gleichzeitig zu Hülfe kommen.

Lautlos erhob er sich, bettete den Todten zurecht, öffnete das Fenster, trat dann noch einmal vor das Sterbebett, sah lange in das bleiche, stille Antlitz des Geschiedenen und drückte noch einmal des alten Freun-

des Hand. Die Augen ſchwammen ihm voll Thränen, er wiſchte ſie fort, als ſchäme er ſich ihrer, und verließ dann ruhig das ſtille, nun einſame Gemach.

Als er herunter kam, fand er Mutter und Sohn beiſammen. »Laß uns allein!« ſagte er zur Erſteren, »ich habe mit Konrad zu reden.«

Frau Hanſen zauderte. Sie fürchtete Vorwürfe, harten Tadel für den Sohn; aber der Vater wiederholte den Befehl.

»Konrad hat gefährliche Entſchlüſſe ohne meinen Rath gefaßt,« ſprach er, »er muß ſich alſo fähig glauben, ſich auf ſich ſelbſt zu ſtützen, wie ein Mann. Darüber habe ich mit ihm zu ſprechen, und das iſt Nichts für Frauen. Geh hinaus.«

Die Frau gehorchte. Als ſie ſich entfernt hatte, ſchritt der Vater mehrmals im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor Konrad ſtehen, der am Fenſter lehnte.

»Konrad,« ſagte er, »Du haſt noch andere Briefe von Emil erhalten, als diejenigen, die ich geſehen habe. Du haſt ihm — denn Du beſitzeſt kein anderes Geld — die Sparſumme gegeben, welche die Mutter für Dich geſammelt, und welche ſie Dir nicht zum Gebrauche, ſondern zur Bewahrung anvertraute. Beides war unredlich. Ich hatte Beſſeres von Dir erwartet . . .«

»Vater!« fiel ihm Konrad in das Wort, »hätteſt Du geleſen, wie Emil mir klagte, wie er mir vorſtellte, daß ein Freund dem anderen helfen müſſe, daß es Pflicht ſei . . .«

»Pflicht? In Deinem Alter hat man keine Pflicht, als die des Gehorsams und der Wahrheit gegen seine Eltern. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Oben, an dem Sterbebette eines trostlosen Vaters, bei der Verzweiflung der Verwaisten, wirst Du begriffen haben, was Du thatest.«

»Vater!« sagte Konrad sehr bewegt, »Deine Worte liegen auf mir wie der Fluch, den . . .« Er konnte es nicht aussprechen, ihm schauderte davor. »Ich habe Reue genug!« fügte er kaum hörbar hinzu.

»Reue?« wiederholte der Vater. »Reue ist sehr wohlfeil. Wer, wie Du, das Schicksal Anderer bestimmen hilft, darf sich's nicht so bequem machen mit der Reue. Du hast ein schweres Unrecht begangen an der Warbeck'schen Familie, das mußt Du büßen und sühnen, so weit Du es kannst. Was soll geschehen?«

Der Jüngling schwieg.

»Nun?« fragte der Vater. »Du hast ja bisher so selbstständig entschieden, entscheid' auch jetzt.«

»Wüßte ich Emil zu finden!« sagte Konrad.

»Du weißt es also nicht?«

Konrad verneinte. Emil hatte ihn vor der Verlegenheit bewahren wollen, Auskunft über ihn zu geben.

Es entstand eine Pause, die der Vater geflissentlich nicht unterbrechen zu wollen schien.

»Ich kann Emil's Mutter nicht unter die Augen treten!« sagte Konrad endlich.

»Das glaube ich Dir!« bekräftigte der Vater. »Ihr Schmerz muß Dir ein Vorwurf sein, und daß sie so früh den Ernährer, daß Phöbe so früh den Vater verlor, das ist zum Theil, ich sage, nur zum Theil, Dein Werk. Frau von Warbeck und Phöbe sind arm von dieser Stunde ab.«

»Das ist's! das ist's!« rief der Jüngling mit hervorstürzenden Thränen. »Den ganzen Tag und die ganze Nacht hat diese Angst mir im Kopfe gebrannt, aber ich wußte keinen Rath. Das Einzige, was ich wüßte, das wirst Du nicht wollen.«

»Und was ist das?« fragte der Vater.

Der Jüngling zögerte.

»Laß sie im Hause bleiben!« sagte er gepreßt. »Meine Lehrzeit ist im Frühjahre um. Sprich mich frei, Vater! und — — ich will gehen.«

Eine wahre Freude zuckte in des Vaters Augen auf, aber er unterdrückte sie, um sie voller zu genießen. Mit ruhigem Blicke sah er Konrad an, ihn zum Sprechen aufzufordern. Der Sohn verstand ihn.

»Ich will gehen!« wiederholte er, und der Billigung des Vaters nun versichert, fügte er lebhafter hinzu: »Ich bin stark und kann arbeiten, wie jeder Andere. Ich brauche Nichts. Ich kann mir selber helfen. Emil hilft sich ja auch selbst. Gieb es ihnen — gieb es Phöben — und ich will gehen.«

Seine Stimme brach bei diesen Worten. Er wandte sich ab, auch Hansen war bewegt. Er faßte Konrad's Hand und drückte sie ihm mit ganz ungewohnter Herzlichkeit. »So soll es sein!« sagte er fest. »Du sollst fort, und das bald, noch vor dem Winter.«

»Aber Warbeck's bleiben im Hause?«

»Das versteht sich!«

»Und Du wirst sie nicht verlassen, Vater?«

»Nein! Sie bleiben, und ich helfe ihnen, so gut ich es kann.«

Konrad fiel dem Vater um den Hals. Je seltener solch ein Beweis der Liebe zwischen ihnen war, um so mehr ergriff er Beide. Hansen schloß den Sohn in seine Arme.

Der Jüngling weinte ſeine Reue, ſeine Erſchütterung und ſeine Schmerzen an des Vaters Buſen aus. Aber weder der Eine noch der Andere nannte Phöbe's Namen wieder, obwohl Hanſen den Antheil kannte, den ſie an des Sohnes Thränen hatte, und es dieſen drängte, dem Vater Alles zu vertrauen. Beide fürchteten die Mittheilung, Beide ſcheuten bewußt und unbewußt das geſprochene Wort.

Nur wenig Augenblicke gönnte Hanſen dem Sohne für ſeine weiche Stimmung. »Jetzt geh an die Arbeit!« ſagte er, indem er ihn emporrichtete; »Du weißt nun, was Du zu thun haſt, und das macht ruhig. Geh nun, Konrad!«

Vor der Thüre aber rief er ihn noch einmal zurück. »Sprich weder mit der Mutter, noch mit ſonſt Jemand, wer es auch ſei, von Dem, was zwiſchen uns vorgegangen iſt. Was Du thun willſt, muß ſtill und ganz gethan werden, alſo ſchweig.«

Und Konrad ſchwieg. Er ſah die Leiche des Profeſſors zu Grabe beſtatten, er ſah Frau von Warbeck und die blaſſe Phöbe in ihren düſteren Trauerkleidern, er hörte von ſeiner Mutter, wie ſchwere Sorge die Verwaiſten belaſte, und er ſchwieg, ſo oft es ihn auch trieb, zu reden.

Die Vorbereitung zu ſeiner Freiſprechung und zu ſeiner Abreiſe wurden inzwiſchen gemacht. Frau Hanſen konnte es Anfangs nicht faſſen, daß ſie ihren Einzigen ſo unerwartet von ſich geben ſollte, daß man ihn, einen Gärtner, grade zum Winter in die Fremde ſchicken wolle. Plötzlich aber ſchien ſie ſich darin gefunden zu haben, ſei es, daß ſie die Beweggründe des Vaters errathen hatte, oder daß er ſie ihr vertraute, um ihre Einwendungen dadurch zu beſchwichtigen.

Mit eifriger Sorge betrieb sie alle Vorkehrungen für den Sohn. Sie pflegte ihn noch besonders, als wolle sie ihm Kräfte schaffen für die Zukunft, sie war zärtlich gegen ihn wie in seiner Kinderzeit, und doch war es, als traue sie sich nicht mehr an ihn heran, als sei er ihr fremd geworden, und dem Vater näher getreten, seit es fest stand, daß man ihn sich selber überlassen werde.

Phöben sprach Konrad nur sehr selten. Aber grade diese äußere Entfernung fesselte ihn noch mehr an sie, wie das Bewußtsein, ihr ein Opfer zu bringen, sie ihm noch theurer machte. Es genügte ihm, sie zu sehen, wenn sie durch den Flur ging, ihr nachzublicken, so weit er irgend konnte. Und waren sie sich begegnet, hatten sie einmal ein paar flüchtige Worte gewechselt, so reichte das aus, ihm tagelang das Herz in Freude zu bewegen.

Indeß je näher der Tag seiner Abreise kam, um so mehr änderte sich sein Empfinden. Die Vorstellung der Trennung ließ ihm keine Ruhe. Wie eine Wüste schwebten ihm die Welt und die Zeit vor, in die er treten sollte. Es schien ihm wie der Tod. Er konnte sich den Tag nicht denken, an dem er scheiden, er wußte nicht, wie ein Tag vergehen sollte, an dem er Phöben nicht mehr sehen würde. Je genauer er ihr Leben kannte, je deutlicher das Bild war, das er von ihrem Thun und Treiben hatte, um so marternder wurde ihm die Unbekanntschaft mit der eigenen Zukunft.

Was wird denn sein? was werde ich denn machen? fragte er sich unwillkürlich, und daß er sich keine Antwort darauf zu geben wußte, das drückte ihn immer tiefer nieder.

Am Abende vor der Abreise, als seine Sachen gepackt da standen, war es ihm, als habe er nun Nichts mehr

zu thun auf der Welt. Die Mutter sah immer und immer wieder nach, ob Alles in der rechten Ordnung sei, der Vater durchlas den Paß und die Atteste des Sohnes, und gab ihm mündlich Auskunft über die Kunstgenossen und Handelsfreunde, an die er sich zunächst zu wenden hatte. Er trug ihm Grüße und Bestellungen auf an diesen und an jenen Gärtner, dem er ihn empfohlen. Er gab ihm auch noch einige Sämereien als Proben für seine Freunde mit, damit Konrad gleich Etwas hätte, womit er sich willkommen machen könne. Er legte sie ihm selber in das Gärtnerbesteck, das er besonders aus Solingen für ihn verschrieben, und sprach dazwischen von der eigenen Jugend, von Frankreich und von England und von Holland, die er dazumal gesehen, und die Konrad nun auch durchreisen sollte.

»Ein paar Jahr werden darüber hingehen!« meinte der Vater, »aber ich war länger fort, und obenein in anderen Zeiten, und im Kriege. Jetzt ist ja solch ein Abschied Nichts. Je weiter man weg ist, desto weniger merkt man's, je länger man fort ist, um so leichter wird's. Du wirst's ja an Dir selbst erleben, wie Jeder es erlebt. Die Hauptsache aber ist: mach' Deine Augen auf, denn sonst hilft Dir das Reisen Nichts.« — Er sagte und betrieb das Alles ganz geschäftsmäßig, es war ihm aber auch nicht leicht dabei um's Herz.

Wie es dunkel wurde, und die Essenszeit herankam, wurden Alle still. Der Mutter war es lieb, daß sie in der Küche Etwas zu thun hatte, und der Vater steckte sich die Pfeife an, obschon es eigentlich nicht seine Zeit war.

Konrad hätte viel darum gegeben, wenn Jemand

gekommen wäre und mit ihm geſprochen hätte, bloß damit er das Ticken der Uhr nicht ſo deutlich hörte. Die Gedanken jagten ſich in ſeinem Kopfe, aber keiner hielt recht Stich. Sobald er von einer Sache anfangen wollte, war ſie ihm entſchwunden, und nur die Uhr tickte unerbittlich und quälend weiter.

»Wenn Ihr von Emil Etwas erfahrt,« ſagte er endlich, »ſo ſchreibt mir's doch!«

Der Vater nickte zuſichernd, blies die Pfeife an, und wieder ward es ſtill, und noch ſchwerer legte ſich die ſchweigende Angſt über Konrad's junges Herz. Er konnte es faſt ſchlagen hören in der Stille.

»Haſt Du denn oben ſchon Abſchied genommen?« fragte der Vater endlich, als die Pfeife recht im Zuge war, und drückte den geflochtenen Drahtdeckel darauf feſt.

»Nein!« ſagte Konrad, und das Blut klopfte ihm in den Schläfen.

»Da wirſt Du doch nun hinauf müſſen!« meinte der Vater, »denn morgen früh, wenn Du gehſt, ſchlafen ſie oben noch.« — Das waren die Worte, die Konrad den ganzen Abend mit ſteigender Qual zu hören erwartet hatte. Nun waren ſie geſagt, nun mußte es ſein. Er raffte ſich zuſammen und eilte nach der Thüre.

»Wo willſt Du hin?« fragte der Vater.

»Hinauf!« antwortete Konrad, und Beide wußten, was damit geſagt war.

Oben ſaßen die Profeſſorin und Phöbe bei der Arbeit. Die kleine Studirlampe, die der Vater ſonſt benutzt, brannte auf dem Tiſche und beleuchtete das

große Zimmer nur ſpärlich. Eine kleine Theekanne ſtand zwiſchen den beiden Frauen. Es ſah ärmlich und kümmerlich aus, wenn Konrad es mit dem wohlgeordneten, hell erleuchteten Theetiſche verglich, auf den Frau von Warbeck ſonſt ſo viel gehalten hatte. Sie drehte die Lampe um, daß die helle Seite dem Eintretenden zugewandt war, während ſie und Phöbe im Schatten der dunklen Seite ſaßen.

»Sie kommen Abſchied nehmen!« ſagte ſie. »Es bleibt alſo dabei, daß Sie morgen gehen?«

Der Jüngling bejahte es.

»Es wird nun auch bei Ihren Eltern recht einſam werden!« fügte ſie hinzu, und ſo einfach die Bemerkung war, traf ſie Konrad wie ein ſchwerer Vorwurf. Er hatte ſo Vieles auf dem Herzen gehabt, er hatte die Mutter um Vergebung bitten, er hatte ihr mit voller Wahrheit und Wärme ſagen wollen, wie das Alles gekommen ſei, er hatte gehofft, Phöbe noch einmal recht lange und ruhig, wenn auch im Beiſein der Mutter, zu ſprechen. Jetzt war das Alles unausführbar.

Frau von Warbeck nöthigte ihn nicht zum Bleiben, nicht einmal zum Niederſitzen. Phöbe ſah nicht von der Arbeit auf, obſchon ihre Hand unſicher war und kaum einen Stich zu treffen vermochte. Dennoch ſtand er ſtill. Er meinte, es müſſe doch noch anders werden. Er faßte es nicht, daß er alſo ſcheiden ſollte.

»Wann brechen Sie morgen auf?« fragte Frau von Warbeck nach einer peinlichen Stille.

»Um ſechs Uhr,« gnädige Frau! »mein Vater giebt mir das Geleit, und muß zeitig zurück ſein.«

»So leben Sie wohl!« ſagte die Profeſſorin, indem ſie ſich erhob, »und reiſen Sie glücklich.«

Sie bot ihm nicht die Hand. Er wußte nicht, was er ſagen, was er thun ſollte. Er ſah Phöbe an, er meinte, ſie müſſe ihm helfen, dieſen Augenblick zu überſtehen; aber ſie war nicht minder davon gedrückt, als er.

»Adieu, Phöbe!« ſagte er endlich, da er nicht einſah, wie er länger bleiben ſollte.

»Adieu!« wiederholte ſie kaum hörbar, aber die lange verhaltenen Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und das Geſicht in die Hände bergend, floh ſie in das Nebenzimmer.

Wie Konrad zu ſeinen Eltern gekommen, wie der Abend vergangen war, wie er das Haus verlaſſen, und ſich dann von ſeinem Vater getrennt hatte, deſſen konnte er ſich nicht erinnern, als er ſich am anderen Mittag allein auf ſeinem Wege fand.

Der Vater hatte ihm für die erſten Tage ſeine Straße vorgezeichnet, die Orte angegeben, an denen er raſten und übernachten ſollte. Er wußte ſich alſo noch gewiſſermaßen unter des Vaters Schutz und Auge, aber das Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit kam dennoch über ihn.

Am Abend, als er ſich in dem fremden Orte, in dem fremden Zimmer zur Ruhe legen wollte, griff er noch einmal nach der Brieftaſche, ihren Inhalt zu muſtern, weil dieſer ihm von Hauſe kam. Der Anblick der Briefe, des Geldes, welche der Vater ihm mitgegeben hatte, rührte ihn, als empfände er jetzt zum

ersten Male die Wohlthat der sorglichen Elternliebe. Sein ganzes Erinnern galt dem Vaterhause. Jeder Platz in demselben war ihm lieb, jeden strebte er sich zu vergegenwärtigen, als habe er ihn zum letzten Male, als habe er ihn schon lange nicht gesehen. Es half ihm nicht, daß er sich sagte, er werde in drei Jahren wiederkehren in das Haus, das einst sein eigen sein würde. Drei Jahre sind eine Unendlichkeit, wenn man zehn Stunden der Trennung noch als etwas Schweres, Ungewohntes empfindet. Und mitten in dem eigenen Wehgefühle trat ihm die Lage seines Freundes vor die Seele, der noch viel einsamer, der verwaist und ohne die Aussicht auf eine solche sichere Heimath, jenseit des Oceans die Wege für sein Leben suchte.

Das machte ihn noch ernster, aber auch gefaßter. Er durfte nicht schwächer sein als Emil. Er packte die Briefe, das Geld und die anderen Kleinigkeiten wieder in das Portefeuille zusammen, und wollte sie in den Rock stecken, als ihm ein kleines, fest gefaltetes Papier in die Hand gerieth, das er bis dahin in seiner Tasche nicht bemerkt hatte. In dem Glauben, daß es ihm von seiner Mutter komme, die es heimlich hineingethan, schlug er es eilig von einander, und eine weiche, blonde Locke glänzte daraus hervor. Der ganze Schmerz der Trennung überfiel ihn noch einmal mit seiner vollen Schwere, und Phöbe's Namen auf den Lippen, schlief er endlich müde ein.

Aber der Morgen, die Fremde, und das Gefühl, nun auf sich selbst gestellt zu sein, halfen ihm vorwärts. Er fand durch die Empfehlungen seines Vaters bald Beschäftigung, er mußte ernster, länger arbeiten als zuvor, und tauchte dann das Bild der Geliebten

in den Feierstunden vor ihm auf, so war es ihm ein Sporn zu allem Guten. Er arbeitete emsig wie der Aermste, denn er arbeitete um ihretwillen, er strebte, sich zu bilden, um sich ihrer werth zu machen, und je sittlicher und männlicher sein Charakter sich entwickelte, um so fester wuchs die Liebe zu der Gespielin seiner Kindheit in sein Herz.

Der Vater erwähnte Phöbe's nie in seinen Briefen, desto mehr sprach die Mutter von ihr. Sie erzählte, bald nach seiner Abreise, wie schwer es gewesen, Frau von Warbeck zu überreden, daß sie die Wohnung unentgeltlich beibehielt. Nur Phöbe's dringender Wunsch, in dem Hause zu bleiben, habe die Mutter endlich dazu vermocht, Hansen's Anerbieten vorläufig anzunehmen. Sie berichtete von Phöbe's Einsegnung, von ihrem Eintritt in die Welt, von dem Aufsehen, das ihre Schönheit unter den Studenten und Docenten mache, von den Entbehrungen, welche die Mutter sich und dem Mädchen auferlege, um in der Gesellschaft angemessen zu erscheinen; und nicht lange währte es, so sprachen Frau Hansen's Briefe auch von Bewunderern und von Bewerbern, die sich der schönen Phöbe nahten. Es waren gut gemeinte Briefe. Sie sollten den Sohn vor trügerischen Hoffnungen bewahren, und doch schlich sich bisweilen eine Zeile ein, die es unwillkürlich verrieth, daß Phöbe nach Konrad frage, daß sie seiner nicht vergessen habe. Mehr aber bedurfte es nicht, die Liebe und die Zuversicht zu nähren, die der Jüngling in seinem Herzen trug. Worauf seine Hoffnungen sich gründeten, was er erwartete, wie er einst zum Besitze der Geliebten gelangen würde, das wußte er selbst noch nicht. Er liebte und er glaubte.

Konrad war fast drei Jahre von Hause entfernt, er befand sich in England, als plötzlich ein Brief von Emil ihn erreichte. Er war aus ihrer gemeinsamen Heimathstadt, aus dem Vaterhause datirt. Plötzlich, wie er die Seinen verlassen, war Emil zu ihnen heimgekehrt. Sein Talent als Zeichner hatte ihm in Amerika schnell Arbeit in einer Porzellanfabrik geschafft. Er hatte, bei seinen Anlagen für Plastik, leicht die Fabrikation erlernt, es ging ihm wohl, er erwarb mehr, als er bedurfte, er hatte Aussicht, einmal als Theilnehmer in die Fabrik zu treten, und er war gekommen, dieses Wohlergehen den Eltern mitzutheilen, sein Fortgehen dadurch zu rechtfertigen und Vergebung zu erlangen.

Das Grab des Vaters, die Dürftigkeit der Mutter und der Schwester sprachen anklagend gegen ihn, und warfen ihn darnieder; doch raffte er sich schnell empor. Er mußte helfen und vergüten, was er konnte. Seine neue amerikanische Heimath war ihm lieb geworden, sie hatte den Strebsamen begünstigt. Er durfte sich's zutrauen, Mutter und Schwester dort zu unterhalten, und kaum hatte er die ersten schmerzlichen Eindrücke überwunden, als er den Seinen den Vorschlag machte, ihm nach Amerika zu folgen.

Aber was ihn selber an Amerika fesselte, die Freiheit des Einzelnen, die alleinige Werthschätzung des persönlichen Verdienstes und der Arbeit, das grade verstieß gegen die aristokratischen Vorurtheile seiner Mutter, und es verletzte sie doppelt, wenn Emil sich mit Stolz einen Arbeiter nannte, wenn er der Schwester vorhielt, was sie selbst in Amerika durch ihrer Hände Arbeit zu gewinnen vermöge, wenn er sie tadelte, daß sie nicht gleich nach des Vaters Tode zu einer erwerbenden Thätigkeit geschritten sei.

Drei Jahre, in Amerika verlebt, hatten Emil's Charakter und Ansichten gefestigt. Er war nicht gewohnt, leicht nachzugeben, wo es eine Ueberzeugung galt, und obschon er der Mutter nicht wehe thun, der Schwester keinen Zwang auflegen wollte, hoffte er, sie zu dem Entschlusse zu bewegen, den zu fassen er nothwendig für die Seinen glaubte. So hoch er Hansen und dessen großmüthige Treue schätzte, wünschte er Mutter und Schwester nicht länger abhängig von ihm zu sehen. Er sprach sich gegen Hansen selbst darüber aus, der seine Beweggründe begriff und ehrte.

Emil verlangte, daß die Mutter das Opfer bringe, die Tochter ihren beschränkten Mitteln nach leben und arbeiten zu lassen. Er erbot sich, ihnen ein Jahrgeld zu geben, mit dem sie eine kleinere Wohnung bezahlen, mit dem sie, neben ihrer Staatspension, gut auskommen konnten, wenn sie dem Leben in der Gesellschaft entsagten, wenn Phöbe für sich selbst zu schaffen und zu sorgen begann. Die Kümmerniß der Seinen, die sich unter falschem Schein verbarg, die schweren Entbehrungen, die man sich heimlich auferlegte, um es öffentlich den Wohlhabenden gleich zu thun, dünkten ihn eben so nachtheilig für die Gesundheit der Mutter, als für der Schwester künftige Zufriedenheit.

Mitten in diesen Verhandlungen ging ihm der Befehl zu, sich zum Militärdienste einzustellen, da er das Land verlassen hatte, ohne seine Dienstpflicht erfüllt zu haben. Er war bestürzt, denn der Eintritt in das Militär mußte ihn aus der glücklich begonnenen Laufbahn herausreißen; er setzte alle seine Mittel in Bewegung, sich von der Verpflichtung zu befreien, aber seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Eine zweite Flucht war unmöglich, wollte er nicht als Deserteur

verfolgt sein, wollte er sich nicht für immer der Freiheit berauben, in die Heimath zurückzukehren, und schnell gefaßt, fügte er sich in das Nothwendige, so hart es ihm auch ankam.

Die Mutter war voll Angst und Sorgen, Hansen selbst beklagte ihn. Emil allein blieb guten Muthes. Die Summe, die er für seine Rückkehr bestimmt, reichte aus, ihn während eines Jahres nothdürftig zu erhalten, und gewohnt, auf Hindernisse zu stoßen, gewohnt, sie zu besiegen und zu seinem Vortheil zu wenden, gab ihm das oft erprobte Lösungswort der Amerikaner, das tröstliche »Vorwärts und den Kopf hoch!« auch jetzt die Zuversicht und die Ausdauer, deren er bedurfte.

Was ihn am schwersten drückte, war die Arbeitslosigkeit, zu der er sich verdammt sah; indeß der Thätige findet überall zu thun.

Eines Abends, als er mit der Schwester vor dem Thore spazieren ging, fiel ihm ein neues Fabrikgebäude auf, das sich nahe vor der Stadt erhob, und das erst nach Emil's Entfernung aufgerichtet worden war. Es war das einzige am Orte. Er fragte, wem das Haus gehöre?

»Unserem früheren Nachbar, dem Töpfermeister!« antwortete Phöbe. »Er ist zu Geld gekommen, und sie sagen, er treibe sein Handwerk jetzt im Großen.«

Emil kannte den Mann. Er hatte als Knabe manche Hand voll Thon von demselben erbeten, um seiner Lust am Formen zu genügen, und erfreut, daß es dem alten Bekannten so wohl ergehe, bat er Phöbe, ihn zu begleiten, da er den Töpfer wiedersehen wolle. Kaum aber hatten die Beiden sich begrüßt, kaum hatten sie die ersten Worte über ihr gegenseitiges Ergehen ausgetauscht, als Emil in die Werkstatt geführt zu werden forderte.

Der Besitzer zeigte mit Behagen die Erweiterungen, die er vorgenommen; Emil erläuterte mit Kenntniß, welcher Verbesserungen die Anstalt fähig sei. Beide waren eifrig, Beide fanden Freude an dem gegenseitigen Eifer. Für die Drehstühle, für die Oefen, für die Färbung, wie für die Glasur wußte Emil nützliche Rathschläge zu geben. Er bezeichnete und berechnete, die Arbeiter hörten und sahen ihm staunend zu, Jeder hatte Etwas von ihm zu lernen, Jedem wußte er eine Erleichterung, einen Kunstgriff mitzutheilen, und was er that und sagte, gewann an Werth durch den Freimuth und die Offenheit seines Wesens, durch den edlen Anstand seiner ganzen Person.

Der Töpfer dankte ihm und bat um seine baldige Wiederkehr. Emil ließ sich dazu nicht mahnen. Schon nach wenig Tagen war er zum zweiten Male in der Fabrik. Er erinnerte sich aus seiner Kindheit, daß er bei den Spaziergängen mit seinen Lehrern auf Röthelerde und auf die Lager von feinem Sande aufmerksam gemacht worden war, die sich in der Gegend fanden. Die Möglichkeit, den Röthel für die Verschönerung der gewöhnlichen Töpferarbeit, die der Fabrikant betrieb, anzuwenden, und den Glasirsand hier gleich an Ort und Stelle zur Fayence-Fabrikation zu nutzen, lag sehr nahe. Er sprach mit dem Töpfer davon, er erbot sich, die Arbeiten zu leiten, die Formen zu zeichnen, und noch waren nicht acht Wochen nach der Ankunft Emil's verflossen, als er eine Wohnung in der Töpferei bezog, und als Theilnehmer der neuen Anlagen zu arbeiten begann, soweit seine Dienstzeit es erlaubte.

Hatte schon Emil's Rückkehr Aufsehen im Orte erregt, so steigerte dieses sich durch seinen jetzigen Entschluß. Ein Herr von Warbeck, der Sohn eines Pro-

fessors, der mit einem ordinären Töpfer gemeinschaftliche Sache machte, der es als ein Glück ansah, mit diesem Manne sich verbinden zu können, war eine zu befremdliche Erscheinung. Und wie einst sich die Lachlust gegen den Spaten-Lieutenant gekehrt hatte, so wandte sich der Spott jetzt gegen den adeligen Töpfer; denn die Vorurtheile kleiner Städte sind unsterblich. Glücklicherweise fochten sie Emil nicht an. Er hatte Arbeit, er hatte einen Erwerb, er sah auch hier eine günstige Zukunft für sich offen, und er fing an, die Stunde zu segnen, die ihn in der Heimath festgehalten, da er den günstigen Einfluß gewahrte, den er auf Phöbe gewann.

Ihr ganzes Wesen hatte etwas Insichgekehrtes gehabt, ihre Ruhe hatte einer schmerzlichen Entsagung ähnlich gesehen. Hatte er mit ihr von ihrer Kindheit gesprochen, so war sie traurig geworden, und wenn er ihre Blicke auf die Zukunft gerichtet, so hatte ihre Muthlosigkeit ihn stets befremdet. Es war ihm vorgekommen, als erwarte sie Nichts für sich, als habe sie sich beschieden, ihr Leben in Dürftigkeit als Pflegerin der kränkelnden Mutter hinzubringen, und als falle diese Aussicht ihr dennoch gar zu schwer. Phöbe hatte offenbar Mitleid mit der Mutter, aber auch mit sich selber. Die Mutter beklagte die traurige Jugend der Tochter. Die Eine legte sich für die Andere schwer empfundene Entbehrungen auf, die Beide der Welt verbargen, und Beide fühlten sich unglücklich unter dem falschen Anschein eines friedlichen und geselligen Lebens. Es war ein Dasein, zu welchem Vorurtheile, Eitelkeit und falsche Pietät Tausende von Familien verdammen, die sich mit und unter uns bewegen.

Emil's Ankunft, seine muthige Entschlossenheit, seine

Arbeitsfreude, wirkten auf die Schwester wie ein frischer Luftzug in schwüler Atmosphäre. Daß er nach keinem fremden Urtheil fragte, daß er Selbstbefriedigung als das höchste Glück erstrebte, öffnete ihr die Augen über ihr bisheriges Leben. Er hatte, da er nur kurze Zeit am Orte bleiben wollte, bei seiner Ankunft nur wenige Besuche gemacht, und dann, durch den Militärdienst und durch seine Erwerbsthätigkeit doppelt in seiner Zeit beschränkt, sich ganz von einem Umgangskreise zurückgezogen, der ihn nicht gelten ließ, und dem er nicht geneigt war, Zugeständnisse zu machen.

Eines Tages, als die Mutter und Phöbe von einer Abendgesellschaft heimkehrten, fanden sie Emil in ihrer Wohnung, der nach dem Feierabende in die Stadt gekommen war und sie erwartete. Phöbe umarmte ihn heiter, die Mutter war sichtlich verstimmt, so daß der Sohn sie um den Grund ihres Mißmuthes befragte, ohne jedoch eine rechte Antwort erhalten zu können. Sie schützte Ermüdung, Kopfweh vor, zog sich in ihr Zimmer zurück, und die Geschwister blieben allein.

Emil, dem das Rauchen in Amerika zu einem Bedürfniß geworden war, welches er in der Gegenwart der Mutter nicht zu befriedigen wagte, steckte eine Cigarre an, schob sich auf gut amerikanisch einen Stuhl unter die Füße, und so behaglich ausgestreckt, sagte er zur Schwester: »Nun, Phöbe, was hat denn die Mama?«

Phöbe zuckte die Schultern und schwieg. Der Bruder wiederholte die Frage, und mit einem Erröthen, das ihr schönes Gesicht noch anmuthiger werden ließ, sagte Phöbe: »Mama hat wieder eine Enttäuschung erfahren.«

»Eine Enttäuschung, und welche?«

»Man hat ihr von einer neuen Verlobung erzählt! Die Tochter des Kurators heirathet den Professor Tiedebrecht.«

»Aber was kümmert das die Mutter?«

»Jede Verlobung bekümmert sie!« antwortete Phöbe lächelnd. Plötzlich aber zog ein Schatten über ihre Züge, und mit einer Heftigkeit, die um so gewaltsamer erschien, als sie unvorbereitet ausbrach, sagte sie: »Ach, Du weißt es nicht, Du weißt es nicht, und Niemand kann es wissen, was ich davon erduldet habe!«

»Phöbe,« rief Emil und richtete sich auf, »was ist geschehen, was fehlt Dir Phöbe?«

»Sie sprechen von Erniedrigung,« fuhr sie fort, »sie schaudern vor dem Sklavenmarkte, auf dem die Sklavenhändler willenlose Geschöpfe in buntem Flitter vor dem Käufer ausstellen. Als ob wir das hier nicht alltäglich erlebten! Als ob ich das nicht hätte ertragen müssen!«

Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten, ihre ganze Gestalt hatte sich gehoben. Der Zorn lieh ihr seine Kraft, das junge Mädchen stand vor dem Bruder wie ein reifes Weib. Emil erkannte die Schwester kaum wieder.

»Sieh!« rief sie, »es ist, als fielen mir Fesseln ab, nun ich es einmal ausgesprochen habe. All' die Zeit, wenn Du erzähltest von der Selbstständigkeit der Kinder, der Töchter in Amerika, hat es in mir geschrieen um solche Freiheit. Du weißt es nicht, Du weißt es nicht, was ich hier erdulde!«

»Aber was ist denn geschehen?« fragte Emil. »Was hat man Dir gethan?«

»Nichts! Nichts!« antwortete sie, als falle es ihr unmöglich, sich weiter auszusprechen. —

Sie stand auf, trat eine Weile an das Fenster, kam dann zurück und sagte mit Fassung: »So, nun ist's gut! Nun laß es sein und sprich nicht mehr davon!«

Die Kraft dieser Selbstbeherrschung befremdete den Bruder mehr noch als die frühere Erregung. Er liebte die Schwester, sie war ihm in diesem Augenblicke theurer als je zuvor, und sie mit Bruderzärtlichkeit umfassend, sagte er: »Phöbe, warum verbirgst Du Dich vor mir, warum mißtraust Du mir?«

Da umschlang sie ihn mit ihren Armen, und den Kopf an seine Brust gelehnt, fing sie still zu weinen an. Emil streichelte ihre Wangen und küßte ihr Haupt. Sie fühlte sich geborgen bei dem Bruder.

Es war spät geworden, die Lampe war erloschen, nur der Mond, der grade über dem Fenster stand, beleuchtete das Zimmer und die Umarmung der Geschwister. Phöbe beruhigte sich bald, die Dunkelheit gab ihr den Muth, zu sprechen.

»Halte mich nicht für thöricht,« sagte sie, »nicht für undankbar gegen Dich, daß ich mir so entreißen lasse, was ich Dir hätte frei bekennen sollen.« — Sie hielt einen Augenblick inne, dann fuhr sie mit sichtlicher Ueberwindung fort: »Du weißt es, wie unser armer Vater starb, und wie die Mutter Konrad fluchte. Das war hier! auf dieser Stelle!« — Sie stockte wieder. »Ich kann das nicht vergessen,« sagte sie beklemmt, »denn wir hatten uns lieb, Konrad und ich!« Und wieder versank sie in Schweigen, daß der Bruder sie bitten mußte, fortzufahren.

»Die Mutter verstand unser Empfinden besser als wir selbst. Was wußten wir damals? Wir waren beide Kinder. Sie hielt uns von einander. Ich hatte schon bei des Vaters Leben Konrad kaum noch sehen,

und fast gar nicht mehr die guten, treuen Hansen's besuchen dürfen. Als der Vater todt war, kam Konrad nicht mehr zu uns. Die Mutter konnte seinen Anblick nicht ertragen, und ich selbst hatte Furcht, wenn ich ihn sah, denn immer wieder tönte dann der Fluch in meinen Ohren. Ich begriff die Mutter nicht, sie war mir fremd geworden.«

»Darauf ging Konrad fort. In der Mutter Gegenwart sagten wir uns Lebewohl. Als er abgereist war, als die Mutter fortziehen wollte und sich weigerte, die Wohnung unentgeltlich zu behalten, da nahm mich Frau Hansen einmal mit sich hinunter und vertraute mir, was sie selbst nur zufällig erfahren. Konrad hatte die Heimath verlassen, der Mutter das Bleiben zu erleichtern, und er hatte gefordert, daß das Reisegeld, welches der Vater ihm früher immer bestimmt hatte, in irgend einer Weise uns zu Gute kommen sollte. Er wollte entbehren um unsertwillen.«

Sie hatte die Worte mit sichtlicher Freude gesprochen.

»Und Ihr bliebt im Hause?« sagte Emil.

»Ja!« antwortete sie. »Meine Bitten bestimmten die Mutter dazu, Konrad hatte es ja gewollt.«

Sie schien die Zustimmung des Bruders zu erwarten; da diese nicht erfolgte, fuhr sie zu sprechen fort: »Seit ich wußte, daß Konrad für uns arbeitete, drängte es mich, ihm darin gleich zu sein. Ich bat um Erlaubniß, meine Näharbeiten zu verkaufen, die Mutter wollte Nichts davon hören. Sie meinte, ein solches Bekenntniß unserer Dürftigkeit würde uns vor den Leuten schaden, würde mich hindern, mich zu verheirathen, und meine Verheirathung war und ist der Mutter Lebenszweck. Jeder Genuß ist mir dadurch verbittert worden,« sprach Phöbe mit der früheren Heftigkeit. »Wir ent-

behrten im Hause oft das Nöthige, um in der Gesellschaft standesmäßig zu erscheinen. Standesmäßig! Ich hasse diesen Stand, wenn ich sehe, daß die Mutter sich der nothwendigsten Pflege beraubt, um mir diesen oder jenen Flitter zu kaufen. Ich hasse ihn, weil ich um seinetwillen der Mutter nicht helfen, ihr mit meiner Arbeit nicht zu Hülfe kommen kann!«

»Und was ward damit erreicht?« fragte der Bruder.

»Nichts,« antwortete Phöbe. »Nichts als unnütze Qual. Freilich glaubte man uns wohlhabend, als die Mutter nach des Vaters Tode in der großen Wohnung blieb, und die Mutter widersprach der Vermuthung nicht, daß wir eine Rente aus England bezögen; aber das machte unsere Lage nicht leichter, mein Dasein nicht freier. Jeder junge Mann, der sich mir nahte, ward als ein möglicher Bewerber angesehen, an jeden wurden Hoffnungen geknüpft, für jeden sollte ich Rücksichten nehmen und . . .«

»Gefiel Dir keiner von diesen Männern?« unterbrach der Bruder sie.

»Wer fragte danach?« entgegnete Phöbe. »Von früh bis spät wiederholte die Mutter mir, daß ich die Pflicht hätte, mich zu verheirathen, sobald eine schickliche Versorgung mir geboten würde. Ihr und mir sei ich das schuldig. Sie sprach von der gesicherten Zukunft, die meiner an der Seite eines Mannes harrte, und doch hatte ich von Jugend auf gesehen, daß die Ehe nicht immer der Hafen solcher Sicherheit und Ruhe ist. Wagte ich, der Mutter das vorzustellen, so ward sie immer böse. Sie erklärte mir, daß sie den Grund meiner Widerspänstigkeit wohl kenne, aber Konrad, der unserem Vater ein vorzeitiges Grab bereitet, der Dich in die Ferne getrieben und aus Deinem Stande herab-

gezogen habe, ſolle mich wenigſtens nicht in's Verderben ſtürzen. Sie grollte mir, als hätte ich die von ihr gewünſchten und gehofften Verbindungen ſchon ausgeſchlagen, und verheirathete ſich einer der Männer, an die ſie für mich gedacht, ſo bemitleidete ſie mich in einer Weiſe, die mir noch bitterer ankam als ihr Zorn, denn dieſes Mitleid . . .« Phöbe hielt inne.

»Dieſes Mitleid?« wiederholte Emil.

»Dieſes Mitleid erniedrigte ſie und mich!« ſagte Phöbe feſt, und Beide ſchwiegen.

»Beantworte mir eine Frage,« hob der Bruder endlich an. »Liebſt Du den Konrad?«

»So lange ich denken kann,« erwiederte ſie ausweichend, »war er ja immer der Nämliche, immer ſanft und gut, immer ſo liebevoll geduldig mit meinen Kinderlaunen, wenn Du mich ſchalteſt.«

»Liebſt Du ihn?« wiederholte Emil.

»O, frage mich nicht, was er ſelbſt mich nie gefragt!« bat Phöbe, und barg ihre heißen Wangen an des Bruders Schulter.

»Und Dich gelüſtet's nicht nach ſogenannter Vornehmheit?«

»Mich?« fragte Phöbe in einem Tone, der nicht zu mißverſtehen war.

»So weiß ich Rath!« rief Emil, indem er ſich erhob. »Geh jetzt zur Ruhe. Es ſoll bald anders werden, und gut ſoll's werden, gut für Alle, glaube mir das!«

Er war heiter und zuverſichtlich, als er den Heimweg antrat. Stolz, wie jeder innerlich freie Menſch, hatte er nie begreifen können, daß ſeine Mutter die Unterſtützung Hanſen's annahm, den ſie doch nicht als ihres Gleichen gelten ließ, und er hatte ſtets den Zeit-

punkt herbeigeſehnt, in welchem er im Stande ſein würde, ausſchließlich für die Seinigen zu ſorgen. Jetzt kamen der Schweſter Geſtändniſſe ihm unerwartet zu Hülfe. Konrad hatte ihm ſeine Liebe für Phöbe nicht verborgen, ohne daß er ſich ihrer Gegenliebe ſicher gefühlt, und auch Frau Hanſen hatte gelegentlich ein Wort des Bedauerns für ihren armen Jungen ausgeſprochen, und die Frage hingeworfen, wie es denn einmal werden ſolle, wenn ihr Sohn einſt wiederkehre und die Profeſſorin im Hauſe bliebe? Der Vater allein hatte Nichts verlauten laſſen, und nur die Reiſezeit des Sohnes noch verlängert. Auf des Vaters Mitwirkung aber gründete ſich Emil's Plan.

Gleich am folgenden Tage ſuchte er den Gärtner auf. Er ſprach ihm nicht von Konrad's, nicht von Phöbe's Herzensneigung, er faßte die Sache von ihrer praktiſchen Seite an. Mit ruhiger Weiſe ſtellte er Hanſen vor, wie nachtheilig für Phöbe die Lebensweiſe ſei, die ſie im Hauſe ihrer Mutter führe, wie ſie aus falſchen Ehrbegriffen zum Müßiggange, zur Heuchelei und zur Gefallſucht angeleitet werde. Hanſen gab das zu. Er ſelbſt hatte es immer beklagt, aber er bemerkte dem Bruder, daß er eine Aenderung der Uebelſtände nicht für wahrſcheinlich halte.

»Nichts leichter als das!« entgegnete Emil. »Ein Wort von Ihnen ändert Alles. Kündigen Sie meiner Mutter die Wohnung auf.«

Hanſen war betroffen. Er fand das hart, und ſagte es dem Sohne.

»Hart?« wiederholte Emil. »Glauben Sie, daß meine Mutter ſich wirklich behaglich fühlen könne in der langen Reihe ſpukhaft leerer, ungeheizter Zimmer?«

»Aber ſie liebt dieſe Wohnung!« wandte Hanſen ein.

»Liebt der Kranke nicht manche Speiſe, die man ihm verſagen muß?« entgegnete Emil. »Meine arme Mutter iſt krank an den Vorurtheilen einer alten Welt. Kündigen Sie ihr die Wohnung auf.«

Hanſen war unentſchloſſen. Es fiel ihm ſchwer, eine ſo lange geübte Gutthat plötzlich abzubrechen.

»Erlauben Sie mir eine Frage,« fuhr Emil dringender fort. »Wenn Konrad zurückkommt, wenn er ſich einſt verheirathet, werden die Meinen dann nicht die Wohnung räumen müſſen?«

»Ueber Konrad's Rückkehr,« ſagte Hanſen, »habe ich ſchon lange mit Dir ſprechen wollen.«

»Thun Sie das nicht!« fiel Emil ihm in das Wort, »aber geben Sie mir nach. Ich liebe meine Mutter, ich liebe meine Schweſter, ich weiß, was wir alle Ihnen ſchulden, und ich werde es nicht vergeſſen. Geben Sie mir nach und im Uebrigen bauen Sie auf mich.«

Die Unterredung war damit zu Ende. Die Einſicht des erfahrenen, die Zuverſicht des jungen Mannes begegneten ſich in plötzlichem Verſtehen. Sie ſchloſſen ein Bündniß, ohne es auszuſprechen. Das aber ſind die rechten geheimen Verbrüderungen.

Wenige Tage ſpäter ſagte Hanſen der Profeſſorin die Wohnung auf. Er gab ihr keine Gründe dafür an, ſie fragte auch nicht danach. Sie hatte erwartet, daß es einſt ſo kommen müßte, wenn Phöbe ſich nicht bald verheirathete; aber ſie hatte den Zeitpunkt ferner

geglaubt, und die Nothwendigkeit schneller Entscheidung fiel ihr schwer. Die Mittel, über welche sie gebot, gestatteten ihr keine große Wahl.

Für die kleine Wohnung, die sie nach allem Suchen miethete, war ihr Mobiliar zu groß. Man mußte die Hälfte desselben verkaufen, Einschränkungen aller Art mußten getroffen, der falsche Schein von Wohlhabenheit konnte nicht länger aufrecht erhalten werden, und die Beziehungen zu den Familien, mit denen Frau von Warbeck umging, erlitten dadurch eine wesentliche Veränderung.

Man beklagte Mutter und Tochter laut über ihre traurige Lage; aber im Stillen tadelte man Beide dafür desto bitterer, weil sie bisher über ihr Vermögen gelebt. Man warf es sich vor, der armen Frau von Warbeck durch häufige Besuche Ausgaben verursacht zu haben, und beschloß, darin zurückhaltend zu werden. Und wie man bis dahin sich des angenehmen Verkehrs mit der Familie in unbefangener Sicherheit erfreut hatte, so begann man plötzlich ihr Thun und Treiben seit der ersten Stunde ihrer Ankunft in prüfender Weise zu mustern, als wäre man nicht längst damit vertraut gewesen. Es giebt aber kaum ein Menschenleben, das bestehen kann vor einer zum Verurtheilen geneigten Prüfung.

Frau von Warbeck konnte die leise Mißbilligung nicht ertragen, die sie mit richtigem Gefühl empfand, auch wo man sie nicht aussprach. Sie wollte sich nicht bemitleiden lassen, sich nicht vertheidigen müssen, und, schmerzlich gereizt, gab sie der Gesellschaft die scharfe Prüfung zurück, die sie von ihr empfing. Sie vermied die Menschen, von denen sie nicht mehr wie sonst gesucht ward. Als der Winter herankam, lebten Mutter

und Tochter ſtill in ihrer neuen Wohnung, und jetzt war es, wo des Sohnes Einfluß auf die Mutter ſich zu äußern anfing.

Seine Dienſtzeit nahte ihrem Ende, er hatte die Möglichkeit, bald nach Amerika zurückzukehren, aber er dachte nicht mehr daran. Der Töpfer, mit dem er gearbeitet, hatte ihm den Vorſchlag gemacht, Theilnehmer ſeines Geſchäftes zu werden, und Emil hatte es mit Freuden zugeſagt. Er war voll Plane, voll friſcher Hoffnungen für die Zukunft, voll rühriger Arbeitsluſt. Ihn kümmerte kein Vergnügen, er verlangte nach keiner Geſellſchaft, nach keiner Zerſtreuung. Er wollte vor allen Dingen Geld erwerben, Nichts als Geld erwerben, ſagte er.

Anfangs konnte die Mutter ſich darein nicht finden. Seine Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht den Erwerb betraf, verletzte ſie, ſeine Luſt am Gelde kam ihr niedrig und wie ſchlimme Habſucht vor; aber Emil ließ ſich dadurch nicht irren.

»In Europa,« ſagte er, »wollen die Leute Idealiſten ſein, in Deutſchland machen die Menſchen, beſonders die Poeten und Gelehrten, förmlich Profeſſion davon; aber ſie vergeſſen, daß der Idealismus nur beſtehen kann, wenn er ein Fundament hat, das ihn trägt. Was nützt die idealiſtiſche Freiheitsliebe dem Manne, den Noth, elende Geldnoth feſthält in der Knechtſchaft eines Dienſtes, welchen er verabſcheut? Was nützt dem jungen Mädchen ſeine idealiſtiſche Vorſtellung von der Liebe, wenn es ſich doch um der Verſorgung willen dem erſten, beſten Manne verkaufen muß? Was nützt dem Dichter ſein Ideal, wenn er gezwungen iſt, für's Tagelohn des Buchhändlers zu arbeiten? Wie kann er, wie kann ein Künſtler, ein Menſch überhaupt, weit und mit

großen Planen in die Zukunft leben und wirken, wenn er in Sorge iſt um das Brod des morgenden Tages? Wie kann er menſchenfreundlich, wie kann er gemeinnützig ſein, ſo lange er noch in jedem Augenblicke an ſich ſelber denken muß? Was hat der arme, weltentrückte Idealismus in Deutſchland denn geſchaffen? Kranke Gelehrte, melancholiſche Träumer, ein unzufriedenes, ſchwer beladenes Volk! Geld iſt Alles! Geld iſt Freiheit, iſt Unabhängigkeit, und Unabhängigkeit iſt die Quelle, iſt die Bedingniß aller Tugend!«

Emil ward zum Enthuſiaſten, wenn es ſich um die weltbewegende Kraft des Geldes handelte, und je erfreulicher das Unternehmen gedieh, dem er ſich angeſchloſſen hatte, um ſo zuverſichtlicher ward er in ſeinen Worten. Seine Freude am Erwerbe war ſo groß, daß die Mutter ſie allmählich um ſeinetwillen theilte, daß ſie endlich der Tochter die gleiche Genugthuung nicht mehr verweigerte.

Emil ſchoß der Schweſter eine kleine Summe vor, ſie kaufte damit Leinwand, und fing an, Wäſche zu verfertigen. Die Stadt hatte bis dahin noch keinen Laden gehabt, in dem man fertiges Leinenzeug verkaufte. In einem kleinen Stübchen neben ihrer Wohnung errichtete Phöbe einen ſolchen.

Man fand das achtenswerth und nannte es doch unpaſſend und ſonderbar. Ihre früheren Freundinnen wurden, aus Neugier, Mitleid und Bequemlichkeit, ihre Kunden; aber das letzte geſellige Band zwiſchen ihnen löſte ſich dadurch auf. Auch die Verehrer Phöbe's kleideten ſich in ihre Waaren, indeß das Mädchen, von dem ſie Wäſche erhandelten, dem ſie Geld bezahlten, war nicht mehr ihres Gleichen, war keine Frau für ſie. Man ſagte, ſie habe ſich emancipirt,

und meinte damit das Schlimmste gesagt zu haben. Man lebte damals, und die meisten Menschen leben noch heute in dem thörichten Glauben, Demjenigen überlegen zu sein, dessen Dienste sie brauchen, Demjenigen eine Wohlthat zu erzeigen, dessen Arbeit oder dessen Waaren sie kaufen. Daß zwischen Herrn und Diener, zwischen Käufer und Verkäufer ein Verhältniß gleicher, gegenseitiger Bedürftigkeit und Leistung besteht, daß jeder rechtliche Erwerb eine ehrenvolle Sache ist, das hat Europa noch von seiner fortschreitenden Civilisation zu lernen.

Emil und Phöbe waren Sonderwesen in dem Orte. Man wußte nicht, was man aus ihnen machen sollte, darum verdammte man sie. Aber verdammt und ausgestoßen zu werden, schadet dem Menschen nicht, der in sich ruhig und zufrieden ist. Es kräftigt ihn nur und macht ihn freier und selbstbewußter.

Niemals hatte die Mutter Phöbe so zufrieden gesehen als jetzt, wenn sie nach vollendetem Tagewerk ihren kleinen Gewinn berechnete; nie war Phöbe in der Gesellschaft so heiter gewesen als in dem Kreise der armen Mädchen, denen sie Arbeit gab, und kein Geschenk, das die Mutter sich abgedarbt, hatte Phöbe auch nur zum zehnten Theile erfreuen können, wie es sie jetzt erfreute, wenn sie mit dem Ertrage der eigenen Arbeit für die Bequemlichkeit der Mutter sorgte.

Kamen keine vornehmen Gäste mehr in das Haus, so saßen dafür nach kurzer Zeit die Mutter und die Kinder allabendlich in sicherer Behaglichkeit beisammen, und wie man sich früher oft des Nothdürftigen beraubt, um hier und da mit Ueberfluß zu prahlen, so genoß man jetzt jener ruhigen Auskömmlichkeit, welche den Geschwistern in ihrer Kindheit in Hansen's Hause so verlockend erschienen war.

Hansen und seine Frau wurden unter diesen Verhältnissen wieder theilnehmende und herzlich willkommene Gäste des Hauses, und selbst Frau von Warbeck begann die Vortheile ihres jetzigen Lebens zu fühlen, sich halb und halb mit den gegebenen Zuständen zu versöhnen. Nur Konrad's Rückkehr machte ihr Sorgen. Man sprach nicht oft davon, und obschon sie mehrmals angekündigt wurde, ließ sie doch immer wieder auf sich warten, denn Konrad selbst schob sie hinaus.

Konrad hatte in den ersten Jahren nach seiner Abreise mit der urtheilslosen Zuversicht der Jugend und der Liebe an Phöbe und an die Zukunft gedacht, jetzt war diese Zuversicht mehr und mehr geschwunden. Was er von Phöbe's Schönheit, von ihrem Leben in der Gesellschaft, von ihren Verehrern gehört, hatte ihn mit eifersüchtiger Entmuthigung erfüllt; was er dann später von der Entschlossenheit erfahren, mit der sie ihr Schicksal eigenmächtig umgestaltet, hatte ihm bei der Art ihrer Erziehung eine Verehrung eingeflößt, der gegenüber er sich zu gering empfand.

Er war dreiundzwanzig Jahre alt, als er endlich sich zur Heimkehr rüstete. Er hatte die Welt gesehen, die Menschen kennen gelernt. Er verstand seine Kunst, hatte jede Gelegenheit benutzt, sich geistig fortzubilden, und empfand sich jedem Fremden gegenüber als einen selbstständigen, tüchtigen Mann. Sobald aber das Bild der Heimath vor seine Seele trat, bemächtigte sich seiner eine unerklärliche Zaghaftigkeit.

Kaum in das Jünglingsalter getreten, ganz und gar von seinem Vater abhängig, hatte er das Elternhaus verlassen; das Gefühl dieser Abhängigkeit beängstigte ihn, so sehr er ihr entwachsen war. Alle die kleinen Zurücksetzungen, die er in seiner Kindheit als Sohn eines Handwerkers erfahren, die Kränkungen, die sein Vater erlitten, der Mißmuth und die Abgeschiedenheit, in welche dieser dadurch versunken war, lebten in düsteren Farben in des Sohnes Erinnerung fort, und vielfach hatte er sich auf dem Wunsche betroffen, daß er nicht genöthigt sein möge, in die Vaterstadt zurückzukehren.

Diese Bangigkeit steigerte sich, je näher er der Heimath kam. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich erinnerte er sich der Tage, in denen er vor länger als fünf Jahren diese Gegend durchwandert hatte. Damals hatten die Ferne, die Zukunft, lange Jahre voll wechselnder Eindrücke, wie eine Ebene vor ihm gelegen, deren Einzelheiten zu erkennen, das funkelnde Sonnenlicht ihn hinderte, welches darüber ausgebreitet war, und der Mensch verliert sich so gern in eine unbestimmte heitere Aussicht. Jetzt war das Reiseleben, jetzt war der schnelle Wechsel des Daseins für ihn vorüber. Es dünkte ihn, als sei nun auch die Jugend damit zu Ende.

Es fröstelte ihn kalt an, als er am letzten Reisetage das Gasthaus erblickte, in dem er die erste Nacht nach seinem Scheiden von der Heimath zugebracht hatte. Er erinnerte sich der bitteren Thränen, die er dort geweint, er erinnerte sich des Augenblickes, in dem er Phöbe's Locke gewahr geworden war. Die hellblonde Locke ruhte noch in demselben weißen Blättchen, aber sein eigenes, damals so helles Haar war dunkler, er selbst

war ein Anderer geworden, und durfte er hoffen, daß Phöbe dieselbe geblieben sein würde?

Vergebens sagte er sich, daß die Eltern ihn erwarteten, daß eine sichere bürgerliche Zukunft ihm gewiß sei, daß er den Freund, daß er Phöbe wiedersehen solle — es half ihm nicht. Wie ein Gefängniß starrte ihn die bürgerliche Ruhe an. Ihm graute vor der Gleichförmigkeit täglicher Arbeit an demselben Orte. Der Landbesitz, das Haus seiner Väter, die ihn an diese Scholle banden, dünkten ihn lästige Fesseln. Bald sah er sich von Phöbe verschmäht und doch gezwungen, in ihrer Nähe auszuhalten, bald erschrak er vor dem Gedanken an die Erfüllung seiner heißesten Wünsche. Die Sehnsucht nach der entfernten Geliebten war ein freies, lebendiges Gefühl. Die Ehe mit ihr erschien ihm plötzlich wie eine Kette, die ihn noch fester band als der Besitz. Alles schwankte in seinem Inneren, und diese Selbstqual hatte den höchsten Grad erreicht, als mit einem Male ein leichtes, einspänniges Fuhrwerk dem schweren Postwagen entgegen rollte, der Konrad nach der Heimath führte.

»Das ist der Wagen aus der Fayancefabrik!« sagte der Conducteur.

Der Wagen aus der Fabrik! Des jungen Mannes Herz wallte empor, aber auch der frühere Zwiespalt machte sich in ihm geltend. Der Wagen aus der Fabrik! Jeder kannte diesen Wagen, es gab nur die Eine Fabrik in der Stadt. Wie in Verzweiflung rief es in Konrad: Diese Enge, diese Enge! und noch einmal kam die alte Angst in voller Schwere über ihn, aber im nächsten Augenblicke war sie überwunden.

Die Post hielt, der Wagen hielt, Emil warf dem Kutscher die Zügel zu, Frau Hansen stieg aus, dem

Sohne entgegenzueilen; indeß sie traute ihren Augen nicht, als er nun vor ihr stand und sich niederbeugte, sie zu umarmen. Weil die Mutterliebe ewig dieselbe bleibt, verliert sie den Gedanken an die Zeit. Wie eines dem Knabenalter entwachsenen Jünglings, so hatte sie ihres Sohnes stets gedacht. Der hochgewachsene Mann, dessen ernstes Gesicht ein voller dunkler Bart umwallte, war ihr ein Fremder. Sie kannte die Kleider, die Wäsche nicht, welche er jetzt trug, sie wußte sich in seinen Zügen nicht zurecht zu finden, und selbst seine Sprache, die sich verändert hatte, steigerte ihre Bestürzung. Sie weinte, und es war nicht bloß die Freude, die ihr Thränen erpreßte. Er mußte zu ihr sprechen, mußte ihr immer wiederholen, daß er der Konrad sei, damit sie sich beruhigte.

Aber sie saßen schon eine Weile beisammen in dem Wagen, Konrad und Emil hatten sich schon lange in einander zurecht gefunden und sprachen unbefangen mit einander, als die Mutter den Sohn noch immer mit leisem Kopfschütteln betrachtete und durch die lächelnden Lippen die Worte vernehmen ließ: »Der wird hier nicht bleiben!« Ihr, der die Vaterstadt bisher der Mittelpunkt der Welt gewesen war, ihr dünkte sie plötzlich zu eng und zu gering für ihren Sohn.

Der Vater hatte sie nicht begleiten wollen, er hatte dem Jünglinge einst das Geleit gegeben, als er des Beistandes noch bedürftig war, jetzt sollte der heimkehrende Mann zum Vater kommen. Auf eigenem Grund und Boden wollte er ihn empfangen. Konrad sah den Vater von fern schon, wie er in der Thüre stand, dieselbe ungebeugte, kräftige Gestalt, dasselbe klare Auge, dieselbe freie Stirn, und alle seine Bedeu-

ken schwanden vor dem Blick des Vaters, vor seinem Händedruck.

Hansen's Leute eilten herbei, den Sohn ihres Herrn zu sehen und zu begrüßen. Die alte Magd betrachtete ihn mit stummer Verwunderung. Scheu blieb sie in der Küchenthür stehen. Sie trocknete sich mit der Schürze still die Augen. Es ging ihr wie der Mutter, sie konnte sich's nicht denken, daß das der Konrad sei. Sie hatte ihn so klein gekannt! Erst als er auf sie zuging, ihr die Hand bot, als der Hund wedelnd und bellend an ihm empor sprang, ihm das Gesicht und die Hände mit seiner breiten Zunge leckend, erst da ging es in ihr auf, daß es doch noch der Alte, daß der stattliche Mann doch wirklich der Konrad sei.

Er selber war bewegt und weich. Was ihn noch vor wenig Stunden geängstigt hatte, das Gefühl, einer festen Heimath anzugehören, das breitete plötzlich seinen wunderbaren Zauber um ihn aus. Das Stückchen Erde, auf dem er stand, das er sein eigen nennen durfte, bannte ihn mit allen seinen Wünschen an sich fest.

Es war hoch im Sommer. Herr Hansen mochte nicht im Zimmer bleiben. Kaum daß er dem Sohne Zeit vergönnte, die alten Räume anzusehen, den Imbiß zu genießen, den die Mutter ihm zugerüstet hatte. Es drängte den Vater, ihm zu zeigen, was er geschaffen, für ihn mit geschaffen, seit Konrad das Haus verlassen. Er sollte sehen, daß der Vater nicht zurückgeblieben war, und so oft er auch des Sohnes Ansicht und Erfahrung zu hören forderte, konnte man es Herrn Hansen dennoch anmerken, daß ihm der junge Mann nicht fremd geworden wie der Mutter, daß er auch in dem Manne seinen Sohn zu finden und zu behalten hoffte.

Während man so im Gärtnerhause die Rückkehr des lange Entfernten beging, und die Stunden schnell entflohen, hatte Emil sich zu den Seinigen begeben. Er hoffte den Freund am anderen Tage ungestört zu sehen, und wollte ihn durch seine Anwesenheit den Eltern nicht entziehen.

Phöbe, die das Haus selten ohne die Mutter verließ, war ausgegangen. Frau von Warbeck war allein. Sie wußte, daß Emil dem Freunde entgegen gefahren, daß Konrad zurück gekommen sei, aber sie erwähnte seiner nicht, bis Emil ihr sagte: »Konrad ist ein schöner Mann geworden. Das Herz ging mir auf, als ich ihn wiedersah.«

»Das wird seine Eltern freuen!« meinte Frau von Warbeck.

Sie hatte diese Worte in einer so ablehnenden Weise gesprochen, daß sie selbst die unangenehme Wirkung empfand, die sie auf Emil machen mußten, und als wolle sie sich deshalb entschuldigen, sagte sie: »Ich habe mich an Vieles gewöhnen müssen, habe mich ja auch in so Manches schon gefunden. Das Eine aber, das Eine, dies Letzte, das erspart mir. Du hast Dir in der Fabrik eine Unabhängigkeit nach Deinem Sinne geschaffen, Phöbe verkauft Wäsche und findet darin eine Genugthuung. Ihr nennt Euch zufrieden. Ich will es glauben, daß Ihr es seid, ich will versuchen, es auch zu sein, aber — Phöbe muß sich genügen lassen mit dieser Zufriedenheit.«

»Was soll das heißen, liebe Mutter?« fragte der Sohn.

Sie antwortete nicht gleich. Erst nach längerem Schweigen sagte sie: »Ich habe mit Phöbe gesprochen, ich habe ihr gesagt, was ich kann und was ich nicht kann.«

»Was Du nicht kannſt?« wiederholte Emil.

»Was ich nicht will!« entgegnete die Mutter mit jener ſchneidenden Schärfe, der man bei ſchwachen Frauencharakteren meiſt begegnet, wenn ſie ihren Eigenwillen angegriffen ſehen.

»Mich dünkt, liebe Mutter,« ſagte der Sohn, »es handelt ſich hier nicht um Dein Können, nicht um Deinen Willen, ſondern um den Willen . . .«

Sie ließ ihn nicht zu Ende ſprechen. »Ich habe mir mit ſchweren Opfern, mit drückenden Entbehrungen das Recht auf Phöbe's Unterwürfigkeit erkauft,« ſagte ſie mit bebender Stimme, »und ſo ſchwach und krank ich bin, dieſes Eine Recht, das werde ich zu wahren wiſſen.«

»Das wirſt Du nicht, Mutter!« rief Emil. »Keine Liebe, auch die Elternliebe nicht, hat ein Recht, den freien Willen eines verſtändigen Menſchen zu unterjochen. Soll Phöbe nicht ſehen mit ihren eigenen Augen, nicht denken mit dem eigenen Verſtande, damit ſie im Einklange bleibe mit den Vorurtheilen, in denen auferzogen zu werden ein Unglück für Dich war?«

Die Mutter ſchluchzte. Emil trat an ſie heran und ergriff ihre Hand. »Quäle die Schweſter nicht!« ſagte er bittend und warnend zugleich.

Er erhielt keine Antwort. Die Mutter entzog ihm ihre Hand und wandte ſich ab. Er ließ ſich nicht beirren. »Phöbe iſt gut und klug,« fuhr er fort, »ſie liebt Dich, Mutter! ſie kann keinen Mann zum Gatten wählen, der ihrer unwerth iſt, und wenn ſie Konrad liebt, wenn ſie ihn Dir zum Sohne . . .«

»Ich bitte Dich, ſchweig!« rief die Mutter mit neuer Heftigkeit, da ſie den Sohn nun ruhiger vor ſich ſah. »Sprich Du nicht aus, was Phöbe wenig-

ſtens bis jetzt vor mir nie auszuſprechen gewagt hat.«

»Und dennoch drohteſt Du ihr? Du verweigerteſt, noch ehe ſie gefordert?« fragte der Sohn.

Frau von Warbeck fühlte ſich verwirrt. Es entſtand eine Pauſe.

»Was erwiederte Phöbe auf Deine Drohung, Mutter?« fragte Emil endlich.

»Sie erwiederte kein Wort!« entgegnete die Mutter mit dem früheren Selbſtgefühle. »Sie ſah's wohl ein, daß ſie ſich fügen müſſe. Sie arbeitete auch ruhig bis zum Abend fort, dann nahm ſie Hut und Shawl und ſagte, daß ſie in's Freie gehen wolle.«

Und Phöbe war im Freien. In ihrer Aufregung war ſie weit hinausgegangen vor das Thor. Die Mutter hatte ihr zu wehe gethan, des Mädchens Selbſtgefühl empörte ſich dagegen. Was hatte Phöbe denn verlangt? welche Wünſche, welche Hoffnungen hatte ſie vor der Mutter ausgeſprochen? War doch ſelbſt zwiſchen den Geſchwiſtern ſeit jenem Abende nie wieder der Neigung gedacht worden, welche Phöbe zu dem Fernen hegte; ſchauerte ſie doch in ſich ſelbſt zuſammen, wenn ſie ſich eingeſtehen mußte, daß ſie ſich kein Bild zu machen wiſſe von dem Manne, dem ſie zugewandt war. Jetzt, da ſie ihn nahe wußte, fand ſie ſich ſelber unbegreiflich. Sie ſchalt die Treue, mit der ſie an ihm feſtgehalten, eine kindiſche Einbildung, ſie ſtellte ſich vor, wie er jetzt im Vaterhauſe ſitzen, wie

er nach den alten Freunden, wie er nach ihr fragen werde, und ihre Wangen färbten sich mit dunklem Purpur, denn es war ihr, als höre sie Frau Hansen sagen: »Phöbe hat Dich nicht vergessen, die liebt Dich noch immer.«

Was sollte er von ihr denken? — Sie hätte in diesem Augenblicke Mann und Kinder zum Schutze gegen sich selber, zum Schutze gegen Konrad haben mögen. Sie hätte Alles darum gegeben, hätte sie ihn nicht wiedersehen müssen, und doch wollte sie ihn sehen, doch schien es ihr die größte Erleichterung, ein Bild, eine Vorstellung von ihm zu haben, ehe sie Aug' in Auge zu einander traten.

Plötzlich blieb sie stehen. Sie hatte sich weiter von der Stadt entfernt, als sie geglaubt. Der Abend brach herein. Ueber den reifen Kornfeldern glänzte schon der Thau, die Stadt lag ruhig im Thale, hinter dem leichten Nebelvorhange, der zwischen den Bergen vom Flusse in die Höhe stieg. Die Rauchwolken über den Schornsteinen kräuselten sich immer dünner und sparsamer empor. Die letzten Spaziergänger kehrten in die Stadt zurück. Einer und der Andere grüßten sie, verwundert, sie allein und noch zu so später Stunde vor dem Thore zu sehen.

Es war die höchste Zeit zur Rückkehr, und doch scheute sie sich vor dem Alleinsein mit der Mutter, vor den Erzählungen des Bruders. Sie hätte gern wissen mögen, wie Konrad aussah, was er gesagt, gethan; aber sie mochte nicht von ihm sprechen hören. Es wurde ihr immer trauriger um's Herz, sie mußte sich helfen, sich Ruhe schaffen.

Mit schnellem Schritte bog sie vor der letzten Ecke des Walles um. Sie wußte, daß Frau Hansen im Zim-

mer ſtets die Fenſter offen ließ, daß man vorübergehend das ganze Zimmer überſchauen konnte. Nur eines Blickes bedurfte ſie, dann war ja Alles gut.

Mit ſchnellem Schritte hatte ſie des Gärtners Haus erreicht. Die Fenſter waren offen, wie ſie es erwartet hatte, durch die ebenfalls geöffnete Thüre der Hinterſtube fiel ein helles Licht über das ganze Zimmer; aber das Zimmer war leer, und entmuthigt und im tiefſten Herzen voll Scham vor ſich ſelber eilte Phöbe von dannen.

Als ſie nach Hauſe kam, hatte Emil ſich wieder entfernt. Er war zum Freunde hingegangen. Die Mutter nannte Konrad's Namen nicht, Phöbe fehlte der Muth, nach ihm zu fragen. Es war ihr, als verliere ſie ſich ſelber.

Die beſcheidene Mahlzeit wurde wortkarg eingenommen, Mutter und Tochter fühlten ſich erleichtert, als ſie vorüber war. Es iſt quälend, beiſammen zu ſein, zu wiſſen, was der Andere denkt, und doch davon zu ſchweigen. Sie legten ſich Beide bald zur Ruhe, aber Phöbe konnte lange kein Auge ſchließen. Erſt gegen Morgen, als die Tagesſtrahlen durch die Vorhänge fielen, als die erſten Vögel zwitſcherten und die Kärrner vor der Thüre des nahen Gaſthofes ſich zum Aufbruch rüſteten, ſank ein kurzer Schlummer auf ſie nieder.

Als ſie erwachte, war es noch ganz früh. Es war am Sonntag, das Städtchen noch ſtiller als ſonſt. Ihr Laden blieb geſchloſſen, und ſie hatte ſich gewöhnt, die frühen Sonntagsſtunden, in denen Nichts ſie ſtörte, zur Ueberſicht ihrer Vorräthe, zur Abrechnung ihrer Einnahmen und Ausgaben zu benutzen. Hinter dem Laden, in dem kleinen Stübchen, deſſen eiſenvergitterte

Fenster der Wallnußbaum des Hofes überschattete, saß sie an ihrem Schreibtisch, froh, die unruhig wechselnden Gedanken in der Arbeit des Rechnens zu beschwichtigen.

Durch das Blätterdach des Baumes fielen helle Lichtfunken in das kleine Gemach; das Säuseln des Laubes machte die Stille erst recht merklich. Phöbe rechnete und rechnete, aber mit einem Male stand ihr der Morgen vor Augen, da sie in dem sonnenhellen Orchideenhause Konrad angetroffen hatte.

Sie vergaß die Zahlen, die sie zusammengezählt. Unwillig fuhr sie mit der Hand über die Stirn.

»Was soll mir das?« sagte sie mit leisem Seufzer, und fing wieder zu rechnen an; indeß die angeregten Gedanken wollten nicht verklingen, die lebendig gewordenen Bilder nicht mehr weichen. Sie verhüllte die Augen mit den Händen, und gab sich träumerisch dem Zuge ihrer Seele hin.

Wie lange sie so gesessen, wußte sie selber nicht, als die Thüre ihres Ladens sich öffnete. Sie erhob sich, zu sehen, was es gäbe, und wie gefesselt blieb sie an der Stelle stehen, denn das war Er.

Auch Konrad schritt nicht vorwärts. Sie waren so anders geworden alle Beide. Sie mußten sich auf sich selber, auf einander besinnen. Aber das währte bei Konrad nur einen Augenblick.

Ehe Phöbe es begreifen konnte, hatten seine Arme sie umschlungen, ruhte sie an seinem Herzen, und das Lieben und Glauben und Hoffen langer Jahre löste

sich auf in dem kaum hörbaren: »Ach, bist Du da!« mit welchem sie sich an ihn lehnte.

Das war nichts Wunderbares, und doch dünkte es den Beiden das größte, das heiligste Wunder zu sein. Auch die Anderen wunderten sich, ein Jeder auf seine Weise.

Frau von Warbeck wunderte sich, daß ein junger Mann, der nur ein Gärtner und nicht von Familie war, so gute Sitten und Manieren haben könne; Emil wunderte sich, daß Alles so schnell und ohne ihn geschehen sei; Frau Hansen, daß die Professorin sich Alles still gefallen ließ, weil Niemand ihre Zustimmung gefordert hatte. Herr Hansen allein fand gar Nichts zu verwundern. Es war gekommen, wie er es gewünscht und wie er's stets gedacht.

Um so weniger aber konnten die Leute im Orte sich beruhigen. Sie konnten es nicht zusammenreimen, daß unter Menschen, die wie die Hansen's, und wie Emil und Phöbe, nur auf den Erwerb zu denken schienen, solche Jugendliebe wachsen und gedeihen könne. Sie wollten nicht begreifen, daß wirklich ein Glück möglich sei außerhalb der gewohnten Bahnen. Ja, als Phöbe schon lange im Gärtnerhause schaltete, als Frau von Warbeck das Zimmer wieder bezogen hatte, das sie bei ihres Mannes Leben inne gehabt, als Emil sich die Tochter seines früheren Principals aus New-York zur Frau geholt, und er und sein Schwager Konrad seit Jahren die Stellung gewonnen hatten, die in unseren Tagen der rührige Gewerbfleiß einnimmt — auch da noch gab es Leute, die sich wunderten, daß ein Herr von Warbeck Fabrikant geworden sei, und des Gärtners Sohn ein adeliges Fräulein zur Hausfrau bekommen habe.

Deutsche

Lebensbilder.

Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Zweites Bändchen:

Das große Loos.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Das große Loos.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Das Recht der Ueberſetzung in fremden Sprachen wird vorbehalten.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Es ſind nun vier Jahre her, daß ich meine Schweſter auf dem Lande beſuchte, deren Mann in einem großen Bauerndorfe angeſeſſen war. Die Gegend war flach und nicht einmal baumreich, aber der kleine, ſchnellſtrömende Fluß, der ſich in vielfachen Windungen durch die Wieſen zog, gab dem Dorfe einen heiteren Charakter und verſchönte mit ſeinen weidenumſchatteten Ufern die ganze Ebene.

Die Bauernhöfe lagen meiſt in einer Straße neben einander, jeder von ſeiner Mauer umgeben. Jeder hatte ſein mehr oder weniger großes ſteinernes Thor zur Einfahrt, und jeder auch ſeinen kleinen, wenig Schritte breiten Garten unter den Fenſtern. Nur der Hof des alten Wendland lag weiter davon ab, ganz geſondert, faſt am Ende des Dorfes. Seine Frau war todt, und er lebte mit ſeinem Sohne, der auch ſchon Wittwer war. Die Leute ſagten, es ſei ein Glück geweſen für den jungen Wendland und für ſeine Frau, daß dieſe geſtorben war; denn er hätte ſie nicht gern genommen, und ſie hätten ſich auch ſchlecht vertragen, obſchon er und ſie nicht ſchlimm geweſen wären.

Ich hatte das schon mehrmals erzählen hören, wenn die Leute darüber beriethen, wen der junge Wendland, der ja doch wieder eine Frau haben müsse, nun wohl heirathen würde; und ich hatte meine Lust daran gehabt, daß ein reicher Heirathskandidat den Landfrauen eben so viel Kopfbrechen und Unruhe verursachte, als den Städterinnen. Gesehen aber hatte ich den Gegenstand dieser allgemeinen Theilnahme noch nicht; denn wir gingen meist gleich aus unserem Garten in das Freie, kamen selten nach dem Ende des Dorfes, wo die Wendlands ihren Hof und ihre Felder hatten, und spazieren geht kein Bauer.

Eines Abends aber, als ich auf dem Schlosse gewesen war, und auf einem Umwege nach der Wohnung meines Schwagers zurückkehrte, kam ich am Hause des Schulmeisters vorbei. Da stand an der Hinterseite des Gartens, wo ein Röhricht den Zaun umgab, unter dem Schutze eines großen Kirschbaumes, dessen Zweige weit hinabhingen, ein großer, starker Mann. Als er mich gewahrte, trat er noch tiefer in den Schatten, und ich hörte, daß Jemand, der an der inneren Seite des Zaunes gestanden haben mußte, sich hinter die Weidenhecke zurückzog.

Ich hatte offenbar ein Stelldichein gestört und würde gern so schnell als möglich davongegangen sein; aber unkundig des Weges, war ich eben hier an das Röhricht gerathen und mußte mich nun Schritt für Schritt längs dem Zaune halten, an dem keine Straße hinging, und an dem man sich nur, von einem Steine zum anderen tretend, fortzuhelfen vermochte. Da der Mann sah, daß wir einander nicht wohl ausweichen konnten, kam er plötzlich schnell hervor.

»Sie werden hier schwer durchkommen!« sagte er.

»Das Gras ist schon naß, und hier ist's obenein immer sumpfig.«

»Führt denn hier hinten keine Thüre in des Schulmeisters Garten?«

»Eine Thüre ist wohl da, indeß sie ist verschlossen,« antwortete er, gab mir aber dabei die Hand, mir über die schlimmsten Stellen wegzuhelfen. Dann als er mich auf trockenem Boden sah, ging er, ohne weiter ein Wort zu sprechen, nach dem Steg am Röhricht zurück, und verschwand um die Ecke.

Ich hatte nicht weiter an das kleine Begegniß gedacht, bis ein paar Tage darauf eine Naherin zu meiner Schwester kam, die vielfach im Hause beschäftigt und von Allen mit großer Vorliebe behandelt wurde. Sie mochte vielleicht sieben- oder achtundzwanzig Jahre alt sein, und ohne daß man sie hübsch nennen konnte, nahmen ihr sanftes Aeußere, ihr stilles Wesen für sie ein. Sie sprach Hochdeutsch, und ging, wenn auch sehr einfach, so doch städtisch gekleidet; aber man hörte und sah ihr trotzdem an, daß sie hier auf dem Lande zu Hause sein mußte, und da sie bei dem Schulmeister wohnte, so hatte ich sie, ohne weiter darum zu fragen, immer für dessen Tochter gehalten.

In der Familie meiner Schwester spielte Christel eine große Rolle. Hatte man mehr Näharbeit, als man im Hause bewältigen konnte, so holte man Christel zur Hülfe. War ein Kind krank, so schickte man nach Christel, weil alle Kinder lieber mit ihr als mit der Wärterin spielten; fuhr man über Land, so war es Christel, der man die Schlüssel und die Aufsicht übergab; kurz, wo man einer treuen, verläßlichen Person bedurfte, wandte man sich an Christel. Dafür aber hing auch Jung und Alt an ihr. Ich selbst hatte

sie bald eben so lieb gewonnen, als die Anderen alle, und wie man denn mit Menschen, denen man zugethan ist, gern scherzen mag, sagte ich neckend zu ihr, ich hätte vor ein paar Tagen ihren Liebsten gesehen.

»Christel's Liebsten?« fragte meine Schwester.

»Ja!« fuhr ich fort. »Ich glaube, sie hat vorgestern ein Rendezvous gehabt!«

Sie wurde roth, daß ihr blonder Scheitel noch viel heller aussah gegen die dunkle Röthe ihrer Stirn, und antwortete nicht, sondern neigte sich nur noch tiefer zu ihrer Arbeit und nähte emsig weiter. Meine Schwester aber sagte: »Du mußt Christel nicht necken, das ist solch gutes Frauenzimmer!«

Bald darauf ging Christel hinaus, und die Schwester fragte mich, wie ich auf den Einfall mit dem Rendezvous gekommen wäre.

Ich erzählte ihr, was ich gesehen, und sie meinte, es werde wohl der Magd des Schulmeisters gegolten haben; denn, fügte sie hinzu, die arme Christel ist so unglücklich verheirathet gewesen, daß ihr Sinn gewiß nicht nach Liebesgeschichten steht.

»Ist Christel eine Frau?« fragte ich verwundert, weil sie etwas sehr Mädchenhaftes in ihrem Wesen hatte.

»Ja,« sie ist des Schulmeisters Schwiegertochter.

»Und ist ihr Mann todt?« fragte ich nochmals.

»Wahrscheinlich, aber man weiß es nicht genau!« entgegnete meine Schwester, und als sie in dem Augenblicke Christel's Schritte in dem Nebenzimmer hörte, fügte sie leise hinzu: »Es ist wirklich eine sehr unglückliche Person, Du mußt Dir ihre Geschichte einmal erzählen lassen, es ist ein vollständiger Roman.«

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Es that

mir leid, der armen Frau durch meinen unbedachten Scherz vielleicht wehe gethan zu haben; aber sie war freundlich wie immer gegen mich, und da sie grade in jener Zeit vielfach im Hause beschäftigt wurde, so waren auch wir bald gute Freunde.

An einem Sonntage, an dem die ganze Familie mit den Kindern und Dienstboten zum Markte in die nahe Stadt gefahren war, blieb ich allein zurück, und man hatte Christel zu meiner Bedienung bestellt.

Ich nähte in der Laube, sie saß mir gegenüber und strickte. Plötzlich hörten wir an der Hausthüre läuten. Christel ging sehen, was es gäbe, und kam bald zurück.

»Wer war da?« fragte ich.

»Der Hausirjude,« antwortete sie, und nach einer kleinen Weile fügte sie hinzu: »Was die Menschen quälen können, das geht in's Weite. Man wird sie gar nicht los.«

»Hatte er denn etwas Brauchbares?«

»Ach, seine Sachen sind just nicht schlecht, aber er weiß ja, daß die Frau hier niemals von ihm kauft. Sie nimmt Alles aus der Stadt, und er kommt auch hier gar nicht, um seine Sachen abzusetzen, sondern immer nur wegen seiner unglücklichen Lotterie.«

»Hat er Loose zu verkaufen?«

Sie bejahte es. Ich fragte, ob man viel im Dorfe spiele.

»Nein, viel gerade nicht, aber ab und zu kommt's vor.«

»Haben Sie nicht auch Lust dazu, Christel?«

Sie zuckte seufzend mit den Schultern. »Ich denke, ich habe genug davon erlebt!« sagte sie.

Ich wußte nicht, was das heißen sollte, und fragte sie danach.

»Lieber Gott!« entgegnete sie, »es ist am besten, daß ich gar nicht davon rede. Es nützt zu Nichts, wenn es dem Menschen wieder so einfällt, was er Alles hat erleben müssen, und wie es ihm ergangen ist. Das wird auch Keinem vor der Wiege vorgesungen.«

»Meine Schwester hat mir gesagt, daß Sie viel Unglück durchgemacht haben,« bemerkte ich. »Erzählen Sie mir doch, Christel, was ist Ihnen denn eigentlich begegnet?«

Sie löste mit der Nadel eine Lage Baumwolle von ihrem Strickknäuel, zog sie langsam in die Höhe und meinte: »Erzählen? Erzählen kann ich's Ihnen nicht, denn da ist Nichts zu erzählen, aber sagen will ich's Ihnen wohl, obschon es lange her ist.«

Ich bat sie anzufangen, aber sie zögerte. Dann sagte sie: »Im Grunde ist's mir gar nicht begegnet, sondern meiner Mutter, die auch hier zu Hause gehörte. Sie war Botenfrau im Dorfe und ist das geblieben auch nachher noch eine Weile, wie sie's schon gar nicht mehr nöthig gehabt hat.«

Damit war Christel, ohne daß sie es merkte, in's Erzählen gekommen und fuhr also fort:

»Der Vater war jung gestorben, und die anderen Kinder meiner Eltern auch. Der Vater war ein Instmann gewesen, und wir hatten hinten im Dorfe gewohnt, in der Stube, in der jetzt der Altflicker ist. Sie wissen ja, der Altflicker, der hier für's Haus arbeitet. Wie der Vater todt war, sah die Mutter wohl, daß sie allein es mit dem bloßen Schaarwerk nicht

zwingen konnte. Sie ging also auf's Schloß. Damals lebte noch die alte gnädige Frau, die ihr auch das Begräbniß für den Vater geschenkt hatte, und der stellte sie es vor.

»Die gnädige Frau hatte denn auch ein Einsehen, und es wurde ausgemacht, daß die Mutter im Schlosse Arbeit bekommen sollte, was besser bezahlt wurde, als das Schaarwerk, und wo doch immer Eines oder das Andere für sie abfiel. Sie mußte aufscheuern und reinmachen helfen, wenn gerade viel Herrschaften im Schlosse waren; sie wurde auch von da ab zum Waschen genommen, und sehr oft kam es vor, daß sie in die Stadt mußte, wenn irgend Etwas fehlte. Dabei bemerkten sie, daß sie nicht das Geringste vergaß, wenn sie auch noch so viel auszurichten hatte, und so wurde es denn allmälig fest, daß sie Mittwoch und Sonnabend in die Stadt ging und Alles besorgte, was irgend nöthig war.

»Wie das bekannt wurde, bat sie erst der und dann jener Nachbar, ihm Etwas mitzubringen, dann rief sie der eine oder der andere Bauer an, der Etwas brauchte vom Kaufmann oder sonst, und zuletzt ging sie Dienstags und Sonnabends bei den Bauern, beim Herrn Pfarrer und beim Schulmeister umher und holte sich die Aufträge ab. Der Pfarrer, der Bücher umzutauschen und auch sonst allerhand zu bestellen hatte, gab ihr ein Monatliches dafür, und von den Bauern bekam sie immer Etwas aus dem Hause, je nachdem. Dabei konnte sie recht gut bestehen, besonders da die Kaufleute in der Stadt, von denen sie Alles nahm, ihr bisweilen auch Etwas zukommen ließen, wenn's denn auch nur ein paar Loth Kaffee oder ein Bischen Seife oder so Etwas war.

»Einer von denen, bei welchen ſie kaufte, war ein alter Jude. Er hieß Hirſch und kam alle vierzehn Tage einmal mit ſeinem Packen ſelber hierher. Er kaufte altes Eiſen, alte Kleider, Felle, kurz Alles, was man hatte, und gab dafür Waare oder Geld, wie es Jeder wollte. Seine Frau betrieb den kleinen Kram in der Stadt, und daneben hatten ſie auch immer ein paar Lotterieloose zu verkaufen, die der Collecteur ihnen zum Unterbringen gab. Er und die Frau ließen ſich's ſauer werden wie Einer, und es hieß auch, ſie hätten was hinter ſich gelegt, ob's ſchon nicht zu denken war, wenn man den Alten ſah.

»Weil meine Mutter zweimal die Woche in die Stadt ging, ſo kannte er ſie gut, und manchmal traf ſich's auch, daß ſie und der alte Hirſch den Weg hier hinaus zuſammen machten. Er ließ ſich dann viel erzählen und fragte nach Allem, wie es mit der Mutter ſtand und was im Dorfe vorging. Sie wußte das immer, weil ſie in die Häuſer kam, und ſie hielt viel vom alten Hirſch, wenn er auch nur ein Jude war.

»Einmal, es war Freitag Nachmittags, ſo gegen den Herbſt hin, kommt meine Mutter in den Krug, um zu fragen, was die Krügerin brauchte, denn für die beſorgte ſie auch Alles. Es war aber viel Verkehr gerade an dem Tage, und die Krügerin ſagte, die Mutter müßte warten, bis ſie die Leute bedient hätte, dann wollte ſie nachſehen, was ihr fehlte.

»Wie die Mutter nun ſo ſitzt und wartet, kommt der alte Hirſch mit ſeinem Packen an, und legt den in der Ecke auf die Bank, um das Eine oder Andere auszukramen. Erſt aber bleibt er ſtehen, ſieht ſich langſam um, wie das ſo ſeine Manier war. Er wußte danach immer, was er wohl an den Mann bringen

konnte, denn er verstand sich auf die Menschen, wie nicht leicht Einer. Da gewahrt er, oben am Fenster am großen Tisch, den alten Wendland, der dazumal noch im besten Alter war, denn es ist mehr als zwanzig Jahre her. Ihm gerade über saß der Schlächter aus der Stadt, und der Wendland trank mit ihm die Zugabe. Sie hatten des Nachmittags einen Handel auf Mastvieh abgeschlossen.

»Der Hirsch dachte also, da könnte er wohl Etwas anbringen, und nahm seine alte lederne Brieftasche vor, die er immer bei sich hatte. Ich habe sie noch gekannt, er hat sie bis an sein Ende getragen. Mit der Brieftasche ging er bis an den Tisch, und wie er davor steht, sagt er (die Mutter hörte den ganzen Discours): »Da die Herren haben heute gemacht zusammen so 'n großes Geschäft, sollten sie zusammen auch versuchen ihr Glück. Ich hab' da noch ein Viertel-Looschen zu der letzten Ziehung.«

»Er machte dabei seine Brieftasche auf und nahm das Loos, das er noch apart eingewickelt hatte, so behutsam heraus, wie er alle seine Waaren anfaßte; denn er that immer, als ob es lauter Raritäten wären. Aber weder der Wendland noch der Schlächter gaben auf ihn Acht. Er ging also dicht heran, hielt das Loos hin, und wollte abwarten, wenn sie just nicht sprächen. Wie der Wendland ihn so dicht neben sich still stehen sah, fuhr er plötzlich herum und rief: »Marsch, fort! was hat der Jud' da wieder auszuhorchen!«

»Auszuhorchen?« sagte der Hirsch, »was soll ich horchen, was die Herren haben vor, wo mich's doch nicht angeht! Ich wollt' bloß haben gesagt, wie es ist mit dem Loos . . .«

»Hol' Dich der Teufel mit dem Loos, und pack'

Dich!« wiederholte der Wendland; der Schlächter aber ſagte: er hätte ſchon eines mit einem Anderen zuſammen und wollte keins mehr haben.

»Es iſt auch nicht vor Ihnen, ſondern vor den Herrn Wendland, daß ich's meinte,« lenkte der Hirſch ein, »und der Herr Wendland ſollten es nicht von ſich ſtoßen, denn es hat ein Bewandtniß, ein ganz apartes Bewandtniß mit dem Loos. Es haben geſpielt vier Perſonen immer dieſes nämliche Viertelchen an die zehn Jahre, und da nun iſt geſtorben Einer von den Vieren, ſo habe ich Alles gedenkt, der Herr Wendland könnten...«

»Denk' Dir, der Herr Wendland kann ſein Geld beſſer brauchen, als es Dir an den Hals zu ſchmeißen, und nun mach', daß Du wegkommſt!« rief der Angeredete noch ärgerlicher aus.

»Weil der Wendland aber damals ſchon ganz ſo ſtolz war wie jetzt und immer, ſo daß er den Menſchen wenn er nicht aufgelegt war, nicht Red', nicht Antwort gab, ſo ſah der Hirſch, daß es dieſes Mal nicht bös gemeint war, weil er doch wenigſtens mit ihm ſprach; und er dachte darum, er wollte es nachher noch einmal verſuchen. Er ging für's Erſte davon, kramte ſeine Halstücher, Tragbänder und Meſſer aus und ſetzte denn auch ein paar Stücke davon ab. Darauf ſah er nach der Uhr und ſah, daß es nahezu Fünf war und daß er bald fort mußte; denn die Tage nahmen ſchon ab, und der Hirſch war ſehr fromm. Er rührte Nichts mehr an, wenn ſein Schabbes anfing.

»Der Hirſch machte ſich daher wieder an den Tiſch, wo die Beiden immer noch ſaßen, und fing von vorn zu ſprechen und zuzureden an. Inzwiſchen hatte der Schlächter reichlich daraufgehen laſſen, und ſo wie er davon luſtig, ſo war der Wendland vom Trinken ärger-

lich geworden. Als darum der Hirsch ihm Alles noch einmal vorhielt, rief Jener in bösem Tone: »Das Judenpack ist wie die Schmeißfliegen, hundertmal weggejagt, wird man's nicht los! Todtschlagen muß man die Kanaillen, wenn man Ruh' davor haben will.«

»Da lachte der Schlächter und meinte: »Aber, Gevatter, gerade weil ihr heute nicht wollt, solltet Ihr das Loos nehmen. Gieb's her, Jud'!«

»Was da nehmen! Loos nehmen! Es hat noch kein Bauer im Dorfe auf so'n Papierlumpen je einen rothen, gebogenen Heller gesehen, und wer sein Geld auf seiner Scholle redlich verdienen kann, der bleibt auch weg davon. Es ist Alles reiner Betrug und Judenschacher! Ehe ich mein Geld so 'nem Juden in den Rachen werfe, da will ich lieber meine Schweine mit Weizen füttern, bis sie sich nicht mehr rühren können, die kriegt doch wenigstens kein Jud' zu fressen!«

»Er lachte dabei wild auf, wandte sich gegen den alten Hirsch hin, und sagte: »Such' Dir Lumpengesindel für Dein Lotteriegeschacher, unser Eins braucht Dich nicht!« —

»Und wie er sich so umsah, sah er meine Mutter bei der Krügerin stehen und rief: »Da die Rintelin, das ist Kundschaft für Dich! Die hat's Brod nicht im Hause! Schmier der Dein Loos an, vielleicht nimmt die's.«

»Er warf damit das Loos, das der Hirsch vor ihn hingelegt hatte, nach der Seite hin, wo meine Mutter stand. Es fiel an die Erde, und der Hirsch nahm nun hastig sein Loos auf, denn der Wendland wußte nicht recht von sich. Der Wein war ihm zu Kopf gestiegen. Wenn er seine Sinne beisammen hatte, hielt er sich für viel zu gut, vor den Leuten einen Spaß zu

machen, und vollends, wenn sie nicht seines Gleichen waren.

»Der Hirsch sah nun wohl, daß hier Nichts zu holen war, packte also seine sieben Sachen zusammen, die Mutter half ihm noch sein Bündel auf, und weil sie ebenfalls abgefertigt war, gingen sie Beide fort. Die Mutter hatte im Schlosse anzusprechen, und so blieb sie mit dem Hirsch zusammen. Der sprach erst gar nicht, so redselig er sonst war. Die Mutter dachte, der Aerger gehe ihm im Kopfe herum, und sagte, damit sie ihn begütigte: »Der Wendland macht's ja mit Keinem besser, wenn er 'was im Kopfe hat.«

»Er antwortete aber gar nicht darauf, sondern rechnete halb laut vor sich hin, und mitten in dem Rechnen hörte er auf und sagte: »Soll mir Gott helfen, ich weiß mir nicht zu rathen.«

»So hatte die Mutter den Alten noch nicht gesehen; sie fragte ihn also, was ihm eigentlich wäre.

»Es geht mir da 'ne Gedanke im Kopfe herum,« meinte er, »und ob es schon wahr ist, daß man nicht soll glauben an Zeichen und Wunder, kann ich mir nicht helfen, aber ich mein', das Loos wird haben ein Glück. Da muß erst Einer sterben, der's hat so lang' gehabt; und der Andere, dem man's hat wollen geben mit gutem Willen, stößt's von sich mit dem Fuß! — Ich denk' da Alles so, ob ich's nicht soll behalten selber — ob Gott nicht will gönnen mir selber was Gutes, da es doch ist die allerletzte Ziehung.«

»Wie er das vor sich hin sprach, bekam meine Mutter auch Lust, ihr Heil zu versuchen mit der Lotterie, und fragte, was es für diese Klasse kosten würde, und was man drauf gewinnen könnte.

»Was man könnte gewinnen? Man könnte gewinnen

an zehntausend Thaler, wenn Gott Einem helfen wollte; und kosten? es würde kosten zehn Groschen Courant.«

»Nun fing meine Mutter an nachzudenken. Der alte Hirsch hatte sie reineswegs angesteckt, sie konnte nicht mehr von dem Loose abkommen. Aber zehn Groschen Courant waren viel Geld für sie, und während sie sich's noch hin und her überschlug, ob sie's daran wenden sollte oder nicht, waren sie an's Schloß gekommen und gingen Beide ihres Weges.

»Den ganzen Abend blieb ihr indessen die Sache im Sinn. Bald wollte sie's thun, bald nicht. Weil sie aber so lange darüber spintisirt hatte, so kam es ihr auch in den Schlaf. Sie träumte, sie hätte das große Loos gewonnen, und schaffte sich alles Mögliche dafür an, daß die Stube voll ward bis an die Decke und sie nicht wußte, wo sie mit den Sachen bleiben sollte.

»Nun ward's erst recht fest in ihr. Wie sie am Morgen in die Stadt ging, war ihr erster Weg zum alten Hirsch, und sie sagte ihm, sie wollte das Viertel vom Viertel spielen, gerade weil der Wendland es ihr so vor die Füße geworfen hätte. Sie nahm auch gleich die zehn guten Groschen heraus und legte sie dem Juden hin.

»Der sah die Mutter ganz verwundert an, besann sich und besann sich, und meinte darauf: »Will Sie nehmen die Hälfte, so soll Sie haben die Hälfte vom Sechszehntheilchen für fünf Groschen.«

»Das war meiner Mutter noch lieber, denn sie verstand natürlich nicht recht, was sie gewinnen konnte, und was es mit der Hälfte vom Sechszehntheilchen auf sich hatte. Sie war froh, daß sie statt zehn Groschen nur fünf zu geben brauchte, und daß sie doch in der Lotterie gewinnen würde. Sie legte ihm also das Geld

auf den Tisch, denn weil's Sonnabend war, konnte er's nicht anfassen, und der Hirsch sagte, es wäre gut, er werde ihr seiner Zeit den Bescheid schon bringen.

»Damit war's denn abgemacht. Der Herbst ging hin, ohne daß die Mutter weiter davon hörte; aber sie dachte immer daran und träumte auch noch oftmals von dem Gelde, das sie bekommen würde. Spät im Jahre, ich glaube, es war schon tief im November, denn es war bereits Schnee gewesen und danach nasses Wetter geworden, waren Abends wieder einmal viel Gäste im Schlosse angekommen,. und am Morgen schickten sie und ließen sagen, die Mutter müßte gleich in die Stadt.

»Sie machte sich denn auch schnell auf, und wie sie durch all das Wetter bis an den rothen Krug gekommen ist, der nur noch viertelwegs von der Stadt ist, so sieht sie den Hirsch, der ihr entgegenkommt, aber ohne seinen Packen. Er wird bald darauf auch die Mutter gewahr und fängt nun an so rasch zu gehen, daß der Mutter das Herz schlägt, und sie auch d'rauf los geht, was sie kann.

»Sie sind also bald zusammen, und wie er vor ihr steht, sieht er sich nach allen Seiten um, nimmt sie bei der Hand, sieht sich wiederholt um, so heimlich, daß der Mutter angst und bang wird, und dann biegt er sich zu ihr hin und sagt ganz leise: »Rintelin, erschreck' Sie Sich nicht, wir haben in der Lotterie gewonnen, das große Loos!« —

»Damit läßt er ihre Hand frei, und der Mutter ist's, als ob sie vom Donner gerührt wäre, als ob sie umschlagen müßte. Nichts von Freude, bloß Schrecken war in ihr. »Herr Jesus! Herr Jesus!« schreit sie,

und will in den Krug laufen; der Hirsch hält sie aber fest am Rocke.

»Scht! Scht!« sagte er, »schrei' Sie nicht so Herr Jes! der liebe Gott hat Ihr geholfen, damit ist's gut.«

»Aber was soll ich denn anfangen?« rief sie.

»Anfangen?« fragte der Jude ganz leise. »Sie soll gar Nichts anfangen. Kneif' Sie die Ohren an und — sei Sie still. Hört Sie, Rintelin! sei Sie still, sag' ich Ihr!«

»Er brauchte ihr das aber gar nicht zu sagen, denn sie war so benommen, daß sie kein Wort reden konnte. Sie wankte nur neben ihm her. Er nahm sie mit in die Stadt, und wie sie in seine Bude gekommen waren, ließ er sie in die Stube gehen, damit sie sich erst setzte und wieder zu sich käme. Sie gaben ihr zu essen und zu trinken, und während dessen fragte der Hirsch, ob sie denn wüßte, wie viel sie gewonnen hätte, es wäre nahe an die fünftausend Thaler.

»Da fing sie an bald zu lachen und bald zu weinen, daß sie meinten, sie käme von Verstand. Und weil sie sich gar keinen Begriff davon machen konnte, wie viel das wäre, fünftausend Thaler, ging der Hirsch mit ihr in eine Kammer hinter der Stube, in der das Geld verwahrt lag. Es war stockfinster darin und stand Alles voller Gerümpel. Mitten darunter war ein großer Kasten, auf dem altes Eisen lag. Den machte er auf, und da waren Felle d'rin. Wie er die aber wegräumte — die Mutter hat's mir hundert und hundert Mal erzählt —, da stand ein Beutel neben dem anderen, lauter Geld, alle Beutel zugebunden. Solch einen Beutel hob er heraus, leuchtete auf den Zettel, der daran hing, und sagte: »Seh' Sie, Rintelin! das sind hundert Thaler.« Er band ihn auf und zeigte ihr das Geld, es

waren alles nagelneue Stücke. »Seh' Sie!« wiederholte er, »das sind hundert Thaler, und neunundvierzig so 'ne Beutel gehören Ihr.«

»Die Mutter stand ganz verstummt. Mit einem Male griff sie nach dem Beutel und schüttete sich das Geld in ihren Korb. Als es aber zu klingen und zu klappern anfing im Fallen, kam es ihr wie ein Grauen an, sie wußte selber nicht, warum. — Es war ihr, als ob sie's gestohlen hätte, als ob es nicht Ihres wäre. Sie setzte den Beutel wieder hin, stand noch eine Weile, sah es an und sagte dann: »Wenn's nur nicht so grausam viel wäre!« und darauf ging sie fort von dem Kasten und aus der Kammer. Sie sagte immer, es wäre ihr gewesen, als ob der Teufel sie versuchen wollte, oder als ob ihr ein großes Unglück passirte. Sie hat auch nicht viel Segen davon gehabt. Es hat im Grund Niemand Gutes davon gehabt!«

Christel hielt inne, sie hatte eine Besorgung im Haushalte zu machen. Als sie zurückkam und ich sie aufforderte, erzählte sie weiter.

»Die Mutter kam endlich so weit, daß sie wieder an das Nächste, an die Besorgungen denken konnte, die sie für's Schloß zu machen hatte, und wie sie damit fertig war, sprach sie noch einmal bei dem Hirsch an. Nun redete der ihr zu, sie sollte für's Erste keinem Menschen von dem Gelde Etwas sagen und sich gar Nichts merken lassen. Wenn die Leute wüßten, daß sie Etwas hätte, würde Jeder von ihr borgen wollen. Der Eine würde ihr das Geborgte nicht wiedergeben, und der Andere würde ihr gram sein, wenn sie ihm Nichts vorschießen wollte; Keiner würde ihr mehr beistehen, und sie würde Nichts davon haben, als Aerger und Verdruß.

»Wie viel macht's denn auf den Tag? fragte sie mit

einem Male. Der Hirsch sagte, wenn sie ihr Geld auf Zinsen thun wollte, könnte sie jeden Tag einen halben Thaler ausgeben. Darauf fragte sie weiter, ob denn auch für mich — ich war damals vier Jahre alt — noch 'was übrig bliebe, und der Hirsch merkte daran, daß sie nicht wußte, wie es mit den Zinsen wäre, und daß sie für sich allein mit dem Gelde nicht fertig werden würde.

»Die Mutter stand nun immer und wußte nicht, was sie wollte, bis der Hirsch, der's immer gut gemeint hat, und der auch überhaupt sehr rechtschaffen war, das kann man nicht anders sagen, bis der Hirsch ihr einen halben Thaler gab und ihr bedeutete, das wäre für diesen Tag. Er würde ihr das Geld verwahren, bis sie sich besonnen hätte, was damit werden sollte. Sie möchte morgen wieder in die Stadt kommen, dann wollten sie's zusammen überlegen. Für's Erste möchte sie nur machen, daß sie hinaus käme auf das Schloß.

»Die Mutter ging auch; indeß noch unter der Thüre fiel ihr ein, daß ein halber Thaler doch sehr wenig sei, wenn man so viele Tausend Thaler hätte, und sie kehrte um, und sagte, sie wolle zwanzig Thaler haben. Der Hirsch versuchte es ihr auszureden; weil sie aber darauf bestand und zuletzt gar glaubte, er wolle ihr das Ihrige zurückbehalten, so gab er's ihr, und sie ging damit nach Hause.

»So sehr sie sich aber auch sputete, hatte sie sich doch zu lange aufgehalten. Es war spät, als sie in's Schloß kam. Der Koch und die Wirthschafterin zankten alle Beide darüber, und da es noch zum Vorschein kam, daß sie die Hausenblase und die Cochenille vergessen hatte, die sie vom Apotheker zum Geleemachen holen sollte, so war es vollends aus. Sie drohten ihr, daß man sie nicht behalten würde; die Mutter, die sonst still war

und obenein diesmal Unrecht hatte, wollte sich das nicht bieten lassen, weil sie's nicht mehr nöthig hatte. Sie entgegnete, das sei ihr einerlei, ob man sie fortschicke oder nicht; ein Wort gab das andere, und zum ersten Male kam die Mutter in Aerger und Zorn vom Schloß nach Hause.

»Wir wohnten dazumal bei anderen Leuten ein, die zugleich auf mich Acht gaben, wenn die Mutter auf Arbeit ging. Sie waren Schaarwerker, die sich auch recht quälen mußten, und es war immer guter Vertrag zwischen ihnen und der Mutter gewesen. Sie hatten einander allemal beigestanden und aus der Noth geholfen, wenn's just so kam. Die Leute gingen in unserem Abschlag aus und ein, wie wir in ihrer Stube, und wenn auch Jeder seinen Kasten zuschloß, weil sich das einmal gehörte, so hatten sie kein Mißtrauen gegen einander gehabt, bis auf diese Stunde.

»Den Abend aber, als die Mutter nach Hause kam und die zwanzig Thaler bei sich hatte, wurde Alles anders. Sie schlich sich ganz ängstlich mit dem Gelde in ihre Kammer, machte leise den Kastendeckel auf, mit dem sie sonst zehnmal am Tage laut hantierte, und steckte das Geld in zwei alte Strümpfe, die sie zu unterst unter die anderen Sachen in die Ecken legte. Dennoch ließ es ihr die ganze Nacht keine Ruhe. Alle die Säcke voll Geld, die ihr gehörten, standen ihr vor Augen. Sie wußte nicht, was sie damit machen sollte.

»Bald dachte sie an Haus und Hof, die sie sich kaufen könnte, an ein Leben ohne Arbeit bei gutem Essen und Trinken, bald wieder wollte sie das Geld vergraben und nur alle Tage, wie der Hirsch gesagt hatte, einen halben Thaler herausnehmen, damit es ausreichte, wie sie es nannte. Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie

das viele Geld hierher bringen könnte, ohne daß man es gewahr würde, sie wußte auch nicht, wo sie es lassen sollte. Sie hatte keinen Schrank, Nichts als den einen Kasten. Einen Schrank mußte sie also vor allen Dingen haben, nachher wollte sie weiter sehen, und den Schrank wollte sie gleich morgen in der Stadt kaufen. Dabei fiel ihr ein, was sie noch Alles kaufen könnte, und über das Auswählen und Ueberlegen, was sie zuerst nehmen wollte, wurde es Tag.

»Sie stand also auf, und wie sie Frühstück machen wollte, dachte sie, nun könnte sie nur alle Tage Kaffee trinken, und kochte sich auch welchen. Als die Nachbarn das rochen und sahen, fiel es ihnen natürlich auf, sie fragten, wie das denn käme, es sei ja nicht Sonntag. Die Mutter entgegnete, es wäre ihr schlecht, sie wollte sich damit kuriren; aber sie erschrak innerlich, denn sie fürchtete, die Leute hätten Etwas gemerkt. Sie kam ihnen auch wirklich absonderlich vor, weil sie die Kammerthüre so behutsam zumachte, als sie in die Stadt ging, und obenein im Sonntagsrock.

»Auf dem Wege überfiel die Mutter eine wahre Angst, wenn sie sich besann, daß all das Geld zu Hause lag, und als sie sich vorstellte, wie sie denn den Schrank heraus bekommen sollte, und was die Leute sagen würden, wenn der Schrank mit einem Male mit fremdem Fuhrwerk angefahren käme, da merkte sie, daß sie entweder gestehen mußte, wie reich sie nun geworden sei, oder daß sie Alles still verwahren und Alles beim Alten lassen mußte.

»In der Stadt schüttete sie dem Hirsch ihr Herz aus, und je mehr der sah, wie's mit ihr stand, um so mehr rieth er ihr, daß sie's noch abwarten sollte. Er meinte, den Winter möchte sie Nichts rühren, zum

Sommer aber sollte sie fortziehen, irgend wo hin, wo sie Haus und Hof kaufen oder sonst leben könnte, wie sie wollte.

»Er gab ihr den Tag einen Schein, daß er das Geld von ihr in Verwahrung hatte, und sagte ihr, wenn sie wollte, so könnte sie sich jeden Tag einen halben Thaler von ihm holen, das wären ihre Zinsen und das Geld bliebe doch voll. Auf die Manier erklärte er es ihr, und es war ihr das auch das Liebste. Sie ließ sich wieder einen Thaler geben, kaufte Zucker, Kaffee, Fleisch, Weißbrod und Häringe, und ging hinaus, und es blieb die erste Zeit auch Alles still, nur daß die Mutter keine rechte Ruhe zu Hause, und gar keine Ruhe hatte, wenn sie auf Arbeit im Schlosse war; denn den Zank von neulich hatten sie von beiden Seiten gleich vergessen, und sie ging nach wie vor im Schlosse ein und aus.

»So oft die Mutter von da ab in die Stadt ging, brachte sie sich Etwas mit. Bald eine Kaffeekanne und dann wieder eine Mütze, und immer Eßwaaren. Sie kaufte auch mir einen Anzug zum Sonntag von Kalmuck, und sich einen Mantel auch von Kalmuck, wie im ganzen Kirchspiel kein schönerer war, und ein großes Gesangbuch mit silbernen Klammern.

»Das mußten die Leute natürlich sehen. Erst wunderten sie sich nur mächtig, wo sie's her hätte, dann fing Einer und der Andere darüber zu sprechen an, daß es unmöglich mit Rechtem zugehen könnte. Von den kleinen Leuten kam es zur Krügerin, die sich auch schon das Ihrige gedacht hatte, als sie uns in den neuen Kleidern sah; dann redete es sich unter den Bauern herum und kam bis auf's Schloß, und noch waren keine zwei Monate hingegangen, als erst Dieser und dann

Jener der Mutter zu verstehen gab, sie müßte wohl die Marktgroschen zu groß nehmen, daß sie so leben und solchen Staat machen könnte, und Keiner wollte sich weiter von ihr Etwas mitbringen lassen, wenn sie für die Herrschaft in die Stadt mußte.

»Das ging der Mutter nahe, und sie wollte schon sagen, wie es wäre, um sich nicht mehr mit solchen Blicken ansehen zu lassen, da war einmal große Gesellschaft, ich glaube ein Ball, im Schlosse, und dabei verschwanden drei silberne Löffel. Es war viel fremde Dienerschaft mit den fremden Herrschaften im Schlosse gewesen; aber als sie die Sachen vermißten, und im Dorfe die Rede davon war, da hatte Jeder seine Meinung, wer das Silberzeug gestohlen hätte und auf wen man denken könnte, und da hat — Gott verzeih' es ihr! — die Krügerin gesagt, die Einzige, der sie im Dorfe nicht traute, und nie recht getraut hätte, das wäre die Mutter. Auf ehrlichem Wege könnte die nicht haben, was sie hätte, im Schlosse sei sie jetzt ja alle die Tage gewesen, und wenn sie an der Stelle von der gnädigen Frau wäre, so wüßte sie wohl, was sie thäte.

»Der Kutscher von der Herrschaft, der immer im Kruge saß, schnappte das gleich auf und trug's nach Hause, und die ganze Dienerschaft fiel nun darüber her und stimmte darin ein, daß die Mutter, und nur die Mutter, das Silberzeug gestohlen haben könnte.

»Wäre es vor die Herrschaft selber gekommen, so hätte die es wohl nicht zugegeben; aber die wußte von Nichts, und der Inspector und die Wirthschafterin machten es allein ab. Ohne daß ein Mensch also der Mutter ein Wort davon gesagt hatte, kam der Inspector mit dem Gendarmen. Die Mutter mußte ihren Kasten

aufmachen, den wühlten sie ihr von oben bis unten durch, und wenn sie auch die Löffel natürlich nicht darin finden konnten, so fanden sie doch an dreißig Thaler Geld, und nicht nur der Gendarme und der Inspector sagten, daß das gestohlen sein müßte, sondern auch die Leute, bei denen wir wohnten; denn sie wußten, daß die Mutter noch im Herbste oft um ein paar Groschen in Noth gewesen war.

»Es war ganz umsonst, daß die Mutter sich verschwor, daß ihre Hände rein wären, daß sie sagte, sie hätte das Geld und noch viel mehr, sie hätte an die fünftausend Thaler gewonnen, der Hirsch könnte ihr das bezeugen, der verwahrte das Geld, sie hätte auch 'nen Zettel. Aber in der Angst konnte sie den Zettel nicht finden, denn sie hatten ihr das Unterste zu Oberst gekehrt im Kasten.

»Der Gendarme schimpfte und schrie, sie sollte ihn nicht mit Narrenspossen aufhalten, es wäre Alles erlogen; die Nachbarn fingen an mit zu kramen und zu wühlen in den Sachen, der Mutter wurde Angst um das Ihrige, sie wollte sie abwehren, das gab Rede und Gegenrede, die der Gendarme nicht leiden wollte. Er schmiß die Nachbarn 'raus, aber unterdessen war die Stube voll geworden von Menschen, das halbe Dorf war zusammen gelaufen, die Geschichte vom großen Looſe, und von den blanken Thalern, und von dem Diebstahl flog der Mutter um die Ohren, wohin sie den Kopf auch drehte.

»Ich weinte und schrie und klammerte mich an ihren Rock fest, sie wußte zuletzt selber nicht, wie es eigentlich war, und das Einzige, was sie vorbringen konnte, blieb immer, daß sie ehrlich wäre, und daß sie sich erbarmen sollten und sie zur gnädigen Frau gehen

laſſen.“ Der Gendarme aber, der immer kurzen Proceß machte, befahl ihr, ſie möchte ſtill ſein, wenn ſie nicht noch obenein ’was abhaben wollte. Sie mußte Hals über Kopf ihre Sachen in den Kaſten ſtopfen, den ſchloß der Gendarme zu, nahm den Schlüſſel an ſich, ſchloß auch die Kammer zu, und die Mutter mußte mit ihm gehen in die Stadt, wo ſich ſchon Alles finden würde, wie er ſagte.

»Auf die Stadt und auf den Hirſch hatte die Mutter auch ihren ganzen Troſt geſetzt, und ſie hätte es nicht beſſer verlangt, als in die Stadt gebracht zu werden, hätte ſie nur nicht müſſen, wie ein Landſtreicher, neben dem Pferde vom Gendarmen einhergehen, mitten durch das Dorf vor allen Leuten, wo die alte Mutter von der Krügerin, die Keinem je ’was Gutes gönnte, ihr nachrief, warum ſie denn heute ihren ſchönen Kalmuck-Mantel nicht umhätte, es wäre ja kalt zu Tage.«

Chriſtel hielt inne. Sie ſchluckte die Thränen hinunter, die ihr den Hals zuſchnürten.

»Nehmen Sie’s nicht übel,« ſagte ſie, »ich kann nicht daran denken. Den Gang hat die Mutter auch nicht wieder verwunden. So klein ich war, ſehe ich ſie doch noch vor mir, wie ſie fort mußte, ſo wie ſie ging und ſtand, wie Alles ſchrie und ſprach, und Alle die Augen auf ihr hatten. An mich dachte kein Menſch, auch die Mutter nicht, denn die wußte am Ende Nichts von ſich ſelber.

»Als der Gendarme aber mit ihr fort war, und der Inſpector auf’s Schloß gegangen, da verlieſen ſich die Menſchen, und wie denn nur noch ein paar zuſammen ſtanden, meinten die Leute, bei denen wir wohnten, möglich könnte es doch ſein, daß die Mutter ’was gewonnen hätte; denn ſie hätten ſonſt nie etwas Un-

rechtes an ihr bemerkt, und weggekommen wäre ihnen nicht das Geringste. Es wurde darüber hin und wider geredet, ich verstand nur so ungefähr, wovon sie sprachen, aber ich weinte doch, weil die Mutter geweint hatte, weil unsere Kammer zu war, und weil ich Hunger hatte.

»Die Nachbarn waren im Grunde nicht schlimm. Ich that ihnen leid, und sie ließen mich da, wie sonst, wenn die Mutter in der Stadt war. Sie sagten, wenn's seine Richtigkeit mit ihr hätte, so würde der Hirsch es ja sagen, und dann wäre sie bis Abend wieder zu Hause. Du lieber Gott! die wußten nicht, daß es vor den Gerichten mit dem bloßen Sagen nicht so abgethan ist!

»Die Mutter wurde gleich festgesetzt und das Geld aus ihrem Kasten abgeliefert. Es vergingen Tage und Tage, ehe sie nur zum Verhör kam; dann ging wieder Zeit hin, bis der alte Hirsch vorgeholt und ausgefragt wurde, und obschon es nun heraus kam, wie es stand, so waren doch drei Wochen darüber verstrichen, ehe die Mutter freigelassen wurde.

»Es war ein kalter Tag im Februar. Der Schnee lag hoch, und es schneite auch noch am Abende. Wir saßen gerade bei den Kartoffeln, als die Thüre aufging und die Mutter kam. Ich lief ihr entgegen, aber wie ich dicht an ihr stand, hatte ich Furcht vor ihr.

»Sonst war sie rasch gewesen und hatte gleich gesprochen, wie sie nur die Klinke in der Hand hatte; dieses Mal kam sie ganz still herein, kaum daß sie guten Abend sagte und nach mir sah. Es war, als gehörte sie hier nicht mehr zu Hause. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, es kam mit einem Male Alles wieder über sie, was die Wochen durch geschehen war;

das verstockte ihr das Herz, und die Wirthsleute wußten auch nicht anzufangen. Es war wie ein Berg zwischen ihnen, sie konnten nicht 'rüber.

»Die Mutter sah elend aus. Sie war abgefallen, auch ihre Kleider waren herunter. Endlich fragte die Wirthin, wie es ihr gegangen sei?

»Wie soll's mir gegangen sein?« entgegnete die Mutter, schloß ihre Kammer auf, steckte sich ein Licht an, das sie mitgebracht hatte, nahm mich an die Hand und ging mit mir hinein. Die Kammer war aber eisig kalt, weil sie die drei Wochen nicht aufgemacht war, und die Mutter legte mich in's Bett. Sie selber kniete vor ihrem Kasten hin und fing an, Alles auszukramen. Ich sah eine Weile zu, wie sie ein Stück nach dem anderen mit Kopfschütteln betrachtete und auf die Seite legte, dann schlief ich ein, indeß war mir gar nicht so, als wäre die Mutter wieder da.

»Am anderen Morgen, als sie aufstehen wollte, konnte sie kein Glied regen. Sie war an allen Gliedern steif. Die Wirthin kam zu ihr, sprach ihr gut zu und sagte, sie könnte sich ja was zu Gute thun, sie hätte es ja dazu. Sie kochte ihr Thee, die Mutter blieb liegen, einen Tag und noch einen.

»Der und Jener aus dem Dorfe kamen sehen, wie es ihr ginge und was sie machte. Sie war aber kurz gegen Alle und sagte, an ihr wäre Nichts zu sehen, sie sollten sie liegen lassen. Als es jedoch gar nicht besser wurde, schickte sie zum Doctor, der kam, nannte die Krankheit eine Lähmung, und meinte gleich, es würde lange dauern. Und so geschah's auch.

»Es wurde Ostern, ehe die Mutter wieder aufkam. Sie hatten ihr vom Schlosse Dies und Jenes geschickt, und sich um sie gekümmert, wie um jeden Kranken, und

als die Mutter gehen konnte, ließ die gnädige Frau sie holen, um selbst mit ihr zu reden; denn sie hatte inzwischen Alles erfahren, von dem Gewinn und von dem Diebstahl, und es war herausgekommen, daß einer von den fremden Bedienten der Thäter gewesen war.

»Das wußte man auch im Dorfe, indeß mit der Mutter wurde es doch nicht wieder wie ehedem. Früher war sie gut angeschrieben, so arm sie gewesen war, und Keiner hatte sich weiter darum gekümmert, was sie that und machte. Nun kümmerte sich Jeder um sie, und um wen die Menschen sich kümmern, der hat keine Ruhe mehr. Der Eine wollte wissen, was sie jetzt mit ihrem schweren Gelde machen würde, der Andere gab ihr Rath, was sie damit machen sollte. Der wollte wissen, ob sie nun nicht stolz werden würde, und der Andere, ob sie denn noch den Kopf aufheben und sich blicken lassen könnte, da sie doch einmal kriminal gesessen hätte. Sie wußte auch selber nicht, wie ihr war und was sie sollte.

»Der alte Hirsch, der's immer gut mit ihr gemeint, blieb auch jetzt noch dabei, sie müßte fort. Indessen fortgehen, das ist leicht gedacht und leicht gesagt für Menschen, die weit herum gekommen sind. Wer Nichts kennt, als das Stückchen Erde, auf dem er geboren ist, und in dem die Seinigen liegen, und wer nicht weiter gewesen ist, als wo die Menschen ihn kennen, dem graut vor der Fremde, und der duldet lieber Noth und Pein zu Hause, als daß er in die Weite geht. Das hab' ich an mir selbst-nachher erfahren.

»Die gnädige Frau, die ein Herz hatte für den Geringsten, und so vornehm sie war, sich immer dachte, wie's dem Anderen thäte, die sah das ein. Sie sagte gleich, die Mutter könnte nicht fort, und sie selber

wollte für sie Alles in die Hand nehmen. Sie ließ sogar den alten Hirsch kommen, stellte ihm vor, er sollte der Mutter das Geld herausgeben, weil's bei ihm im Handel verloren gehen könnte, und wie das geschehen war, ließ die gnädige Frau dafür Papiere kaufen, die sie in Verwahrsam nahm.

»Die Mutter hatte davon die Zinsen, sie miethete eine eigene Stube, kaufte sich 'ne Kuh, mästete sich ihr Schwein, und sollte nun für sich selber leben und arbeiten; denn die gnädige Frau meinte, die Arbeit im Schlosse müßte sie jetzt Anderen geben, die's nöthiger hätten, als wir. Die Mutter fing darauf an, sich Garn zu spinnen, mich schickte sie in die Schule, wie die Herrschaft das angeordnet hatte; wir hielten uns wie die Bauern in Kleidern, es ging uns Nichts ab, aber im Grunde war's früher besser gewesen. Die Mutter hatte keine Liebe mehr im Dorfe, denn Mitleiden haben ist leichter, als dem Anderen Gutes gönnen, wenn man's selber nicht hat.

»Jeder, der was brauchte, kam zur Mutter. Gab sie Nichts, so hieß es, sie wäre geizig, gab sie, so war's immer nicht genug, und kam sie wieder einmal und bot aus gutem Herzen irgend Einem, der's nicht gar zu nöthig hatte, Etwas an, so meinten sie, sie wollte die gnädige Frau spielen und Almosen vertheilen. Sie möcht's nur selber behalten, denn so gewonnen, so zerronnen. Sie könnte nicht wissen, wie's ihr noch einmal gehen würde. Geld, das nicht ehrlich erworben sei, das hätte keine Ruh' und keinen Segen.

»Die reichen Bauern aber, was die betraf, die sahen sie jetzt erst recht über die Achsel an. Der Wendland, den es doch wohl ärgerte, daß er das Loos so von sich gestoßen hatte, sagte immer, das Geld allein mache es

noch lange nicht, es bleibe Jeder was er sei; und vollends die Bauerfrauen paßten der Mutter am ärgsten auf, und waren ihr am meisten entgegen, nun sie Etwas auf sich wenden konnte und gut in Kleidern war wie Jene. Die Mutter verlor zuletzt ganz und gar die Lust, sich ein neues, ordentliches Stück zuzulegen, weil's ihr nicht gegönnt ward; daneben war und blieb sie krank.

»Wer an Arbeit und an Laufen gewohnt ist, dem bekommt das Stillesitzen nicht, wenn er obenein immer Verdruß und Aerger hat. Die Mutter wurde stark, verlor den Athem, das Gehen wurde ihr sauer, sie hustete immer, darum mochte sie nicht gern viel reden, und so saß sie denn zu Hause, spann ein Stück Garn nach dem anderen, legte auch Geld weg von ihren Zinsen, und ihr einziger Gedanke war, daß sie das Alles für mich sammelte, und daß ich's besser haben sollte in der Welt als sie.

»So ging die Zeit hin. Die Mutter war nicht gut auf die Menschen zu sprechen, nur von wenigen Einzelnen hielt sie 'was. Das waren die gnädige Frau, der alte Hirsch und der Schulmeister, weil der viel von mir machte. Jeden Sommer ein- oder zweimal kam der alte Hirsch heraus.

»Er ging, seit er in der Lotterie gewonnen hatte, nicht mehr mit dem Packen herum und trug keine Kniehosen mehr, sondern hielt sich ordentlich wie andere Bürgersleute. Er hatte einen guten braunen Rock, einen schwarzen Hut mit breitem Rande, und auch das Haar hatte er sich zurecht schneiden lassen, daß er ganz manierlich aussah mit seinem kleinen grauen Bart. Sie hielten einen großen Kramladen in der Stadt, er und seine Frau, und sie sagten, den

sollte die Tochter bekommen und einen Schwiegersohn hinein heirathen, der Sohn aber sollte studiren und Doctor werden. Das haben sie auch durchgeführt, denn die reiche Blumenthal, bei der Sie schon gekauft haben, ist die Tochter vom Alten, und der Sohn, das ist der Doctor Hirsch, der hier und in der ganzen Gegend, bis weit herum, der Erste ist.«

Diese Erklärung hatte sie von ihrem Thema abgelenkt, und ich mußte sie erinnern, fortzufahren. Sie besann sich einen Augenblick. »Wo war ich denn?« fragte sie. »Ja, beim alten Hirsch!« ergänzte sie selber und hub dann wieder an:

»Einmal, als er auch heraus kam, war die Frau mit ihm. Sie hatte eine Haube mit rothen Bändern auf, und eine goldene Uhr. Die Mutter kannte sie kaum in dem Staate wieder, aber sie war noch ganz die Alte, hatte Zwieback mitgebracht, die Mutter machte ihnen Kaffee, und das war denn einmal wie allemal ihr Sommer-Vergnügen. Dabei ließ sich der Hirsch denn Alles erzählen wie sonst; die Frau erzählte auch von ihrer Seite, wie ihre Kinder einschlügen und was sie schon auf der Schule für Ehre an ihrem Sohne erlebt hätten, und dabei kam auch die Rede darauf, was mit mir werden sollte.

»Die Mutter hatte noch nie daran gedacht. Ich war im zehnten Jahre, und nicht von den Stärksten. Dazu kam, daß die Mutter mich nicht viel von sich ließ, und daß ich also nicht so in der Luft war, wie die anderen Kinder. Die Mutter meinte, ich hätt's nicht nöthig. Zum Arbeiten im Freien nahm sie mich nicht, denn das Stückchen Land bearbeitete sie allein, und wenn ich aus der Schule war, so mußte ich stricken, oder im Hause 'was verrichten. Die meiste Zeit ging

ich dabei müßig. Dadurch wurd' ich noch schwächlicher und stiller, und der Hirsch meinte, wie er mich so sah, ich taugte nicht für's Land, die Mutter sollte mich 'was lernen lassen, feine Arbeit und dergleichen, dann könnte ich mir einmal in der Stadt forthelfen. Er und seine Frau sprachen von einem großen Putzladen, denn Handeln und Geldverdienen, das war ihr ganzes Leben; aber die Mutter gab Nichts darauf, sie dachte nicht so weit hinaus, wie die Juden thun.

»Das war das letzte Mal, daß der Hirsch bei ihr war. Bald darauf, ich war grade zehn Jahre alt geworden, fing der Husten an immer böser zu werden, und noch als es grün war, trugen sie die Mutter fort.«

Christel hielt inne. Nach kurzer Pause sagte sie: »Die Mutter hatte ihren Tod gefühlt, und oft davon geredet, ohne alle Betrübniß. Als sie dachte, daß es nicht mehr lange mit ihr dauern könnte, wünschte sie immer die gnädige Frau zu sprechen. Sie sagte das dem Schulmeister, und so erfuhr's die Herrschaft und kam; denn sie war wie ein Engel von Gott, wo's zu helfen und zu trösten gab. Wie die Mutter sie sah, wurde es ihr gleich leichter um's Herz.

»Die gnädige Frau setzte sich vor ihr Bett, ich sehe sie noch in dem grauseidenen Kleide mit ihrer weißen Haube, und die Mutter bat, sie möchte es nicht ungnädig nehmen, aber sie hätte sonst Niemanden, und ich wäre ganz mutterseelen allein auf der Welt. Es drückte ihr das Herz ab, daß böse Menschen mir das Geld abnehmen oder durchbringen könnten, wenn ich groß wäre, und was aus mir werden sollte, bis ich groß wäre, das wüßte sie erst gar nicht. Das ließe sie nicht sterben, und die gnädige Frau möchte sich erbarmen.

»Sie weinte dabei, und ich weinte auch. Die gnä-

dige Frau aber ſtreichelte ihr das Geſicht und ſagte, ſie ſollte ruhig ſein und ruhig ſterben, ſie würde nach Allem ſehen, ſie würde darauf halten, daß ich ordentlich erzogen würde. Daß ich nicht um das Meinige käme, dafür ſorgte das Gericht ſchon von ſelbſt. Darauf ging ſie; weil ich indeſſen gar nicht zu weinen aufhörte, drehte ſie ſich noch einmal um und ſprach: »Sei ſtill, mein Kind! die Mutter iſt ja noch da, und nachher kommſt Du zu mir. Ich werde für Dich ſorgen.« —

»Und Gott weiß es,« rief Chriſtel, »daß ſie das gethan hat! Wäre ich ihr gefolgt, es wäre Vieles anders geweſen und vielleicht Alles anders gekommen!«

Ueber dieſer Erzählung war es ſpät geworden, die Meinigen kehrten vom Markte zurück, und ich ſah Chriſtel an dem Abende nicht mehr; denn wir ſetzten uns zu Tiſche, und ſie war im Hauſe beſchäftigt, bis ſie ſich entfernte.

Es verging eine geraume Zeit, ehe ich wieder einmal mit der jungen Frau allein war. Als ich ſie darauf aufmerkſam machte, daß ſie mir ihre Schickſale noch gar nicht mitgetheilt und daß ihre Erzählung ſich nur mit ihrer Mutter beſchäftigt habe, gab ſie das zu. Ich bat ſie, mir nun auch von ihrem eigenen Leben Dasjenige zu berichten, was ſie mir neulich hätte vertrauen wollen.

»Zu vertrauen,« ſagte ſie, »iſt da nicht viel. Es weiß hier Jeder, wie es mir gegangen iſt, und was man dabei denn noch zu erzählen hätte, iſt nur, wie es

grade so und nicht anders kommen konnte. Aber das geht nicht recht.«

»Weshalb nicht?« fragte ich.

»Von dem, was Einem selbst begegnet ist,« antwortete sie, »spricht sich's nicht gut. Es ist ja Jedem Unrecht geschehen, es hat auch Jeder sein Theil Schuld auf sich geladen, und ändern kann man's auch nicht mehr, da ist's am besten, man schlägt sich's aus dem Sinne. Man meint ohne das schon oft genug, der liebe Gott hätt's anders schicken können, und das ist ja doch eine schwere Sünde!«

Ihre Bedenken und ihre sichtliche Verlegenheit zu überwinden, fragte ich: »Was wurde denn aber aus Ihnen nach dem Tode Ihrer Mutter? Wo blieben Sie damals?«

»Die ersten Tage blieb ich bei den Leuten, mit denen wir wohnten. Die gnädige Frau sprach Abends, als sie spazieren ging, selbst unter der Thüre vor, und sagte, sie möchten Acht auf mich geben, bis sie mich würde wo anders untergebracht haben; und daran machte sie sich denn auch gleich.

»Das Gericht kam. Alles, was die Mutter gehabt hatte, wurde versiegelt, und ich sollte einen Vormund bekommen. Da hatte die gnädige Frau es eingerichtet, daß der Schulmeister sich dazu anbot, und dieser und sie selbst betrieben es, daß ich zu ihm in's Haus gegeben wurde. Es war ihm grade sein Mädchen gestorben, das auch Christel geheißen hatte, als ich in die Schule kam, und das hatte mir damals sein Herz so zugewendet, daß er mich nun recht gern nahm.

»Sein Sohn war im Seminar, der Vater hatte es ihm ausgewirkt, und die Eltern waren allein. Das Gericht bezahlte für mich; ich konnte es gar nicht besser

treffen. Sie haben wie Vater und Mutter an mir gehandelt, und der Schulmeister thut das noch bis auf den heutigen Tag.

»Die gnädige Frau hatte gemeint, der Schulmeister sollte zusehen, daß ich 'was Rechtes lernte; aber er hatte es von Anfang an gemerkt, daß ich mich dazu nicht anließ. Der liebe Gott hat Jedem seine Gaben zugetheilt, da kann man nicht gegen. Ich hatte einmal keinen Kopf zum Lernen, und wenn ich auch das Nöthigste fort bekam, so brachte ich's doch nicht so weit, wie manches andere Kind, auf das viel weniger Mühe verwendet wurde. Dafür aber hatte ich geschickte Hände. Wozu sie mich in der Wirthschaft anstellten, damit waren sie zufrieden, und dazu zeigte ich auch die meiste Lust. Ich wurde gut in Kleidern gehalten, es ging mir Nichts ab, ich war wie ein Kind im Hause, es waren meine besten Tage. Das dauerte so bis ein paar Jahre über die Einsegnung hinaus.«

Sie hielt plötzlich inne. Ich fragte, weshalb sie sich unterbreche.

»Wenn man denkt, wie Vieles oft mit dem Kleinsten anfängt,« meinte sie, »erschrickt man sich ordentlich.«

»Was heißt das, liebe Christel?«

»Es war ein Brief,« sagte sie, »von dem mir Alles herkam, und der Brief ging mich selber gar Nichts an. Das hing aber so zusammen. Der Schulmeister hatte ein Schreiben von seinem Sohne bekommen, und damals war noch immer große Freude mit den Briefen. Der Vater las sie erst allein, dann las er sie der Mutter vor, und ging's irgend, so trug er sie zum Herrn Pfarrer, daß der sie auch noch lesen mußte. Schrieb der Ferdinand, wie er vorwärts käme, so daß er bald an eine Stelle denken könnte, so mußte ich den Brief dem

Vater noch besonders laut vorlesen, und war er dann recht gut bei Laune, so schob er sein schwarzes Käppchen nach hinten, und ging dazu mit den Händen auf dem Rücken Stub' auf und ab.

»Einmal, wie der Ferdinand auch so geschrieben hatte, daß er im Jahresexamen der Beste gewesen wäre, und ich den Brief auch vorlas — es war Samstagabend, wir hatten schon Alles rein gemacht auf den Sonntag, und der Vater war redselig, denn es gefiel ihm zu Hause —, wie ich also den Brief vorlas, blieb er dicht vor mir stehen und sagte: »Na, was meinst Du, Christel? So ein nettes Schulhaus und den Ferdinand dazu, das wäre Dir schon recht?« — Er lachte dabei, die Mutter, die grade mit dem Kalmus hereinkam, die Stube auszulegen, schüttelte aber mit dem Kopfe, als sollte er nicht weiter davon reden, und mir ging der Schreck durch alle Glieder.

»Obschon ich im sechszehnten Jahre war, hatte ich noch nicht an's Heirathen und am allerwenigsten an den Ferdinand gedacht. Als er zuletzt zu Hause gewesen, war ich dreizehn, er achtzehn Jahre, und wir hatten Nichts mit einander zu theilen gehabt. Er sang schon damals gut, spielte auch Klavier, und weil sie in der Pfarre immer musicirten, hielten sie viel auf ihn, so daß er meist in der Pfarre war. Der Vater und die Mutter machten sich noch mehr Ehre daraus, als er selber; aber es gab doch Streit deshalb, denn der Ferdinand dachte an Nichts, als an die Pfarrerstöchter, an das gnädige Fräulein und die anderen Herrschaften, die er dort ab und zu gesehen hatte, und dann kam ihm Alles, was zu Hause war, wie Nichts vor. Er wollte hoch hinaus, sprach auch bisweilen davon, bis der Vater zuletzt einmal ganz ärgerlich darüber wurde,

daß die Mutter ſich d'rein legen mußte. Ich hörte noch, wie er ihm zurief: »Es hat ſchon Mancher das Genick gebrochen, der zu hoch hinaus wollte! Nimm Dich in Acht!« — Dann war der Ferdinand aber wieder in die Pfarre gegangen, es hatte damit ſein Bewenden gehabt, und die ganze Zeit war längſt vergangen und vergeſſen, als der Brief eintraf, von dem ich redete.

»Er ſchrieb darin, daß er ſich, nun er doch bald abgehen ſolle, mehr und mehr auf die Muſik verlege. Er erzählte, daß er Noten abſchreibe, um mit dem Gelde, das er dafür bekomme, in die Singvereine zu gehen, und wußte ſo viel von der Muſik zu ſagen, daß es dem Vater keine Ruhe ließ, bis er mit dem Briefe bei dem Herrn Pfarrer war.

»Der alte Herr Wendland war juſt bei ihm, und da der Herr Pfarrer fragte, was der Vater Gutes bringe, ſo hielt der nicht zurück, ſondern holte ſeinen Brief vor.

»Der Herr Pfarrer las ihn, lobte den Ferdinand, belobte auch den Vater, daß er ſo viel an ihn gewendet habe, und weil er immer darauf hinwirkte, daß die Bauern ihre Kinder mehr lernen laſſen ſollten, ſo ſprach er auch jetzt davon, grade weil der Wendland da war, daß Eltern ihren Kindern mehr als Hab und Gut hinterließen, wenn ſie für ihr Lernen ſorgten, und daß der Aermſte, der das Seinige wiſſe, mehr werth ſei, als der Reiche, der unwiſſend bleibe. Der Ferdinand hätte ihm wohlgefallen, ſagte er, und wenn er wiederkäme, ſo ſollte er ihm auch in der Pfarre wieder recht willkommen ſein.

»Der Vater ſah ganz vergnügt aus und ſchmunzelte nur ſo, als er heimkehrte, und da er erzählte, was der Herr Pfarrer geſprochen hatte, konnte er's nicht laſſen, zu bemerken, daß der Wendland wie ein Unge-

witter ausgesehen hätte. Er hielt's nicht aus, das wußte Jeder, wenn irgend Einer im Dorfe einen Vorzug vor ihm hatte. Daß der Ferdinand nun so belobt ward und in die Pfarre kam, das ärgerte ihn gleich.

»Mich soll's nicht wundern, sagte der Vater, wenn wir ihn morgen hier haben, und wenn er mir's zum Vorwurf macht, daß sein Wilhelm nicht genug gelernt hat, den er doch gar nicht früh genug aus der Schule weg und in die Wirthschaft kriegen konnte, obschon's wahrhaftig keine Noth damit hatte.

»Am anderen Tage, wir trauten unseren Augen nicht, kam auch der Wendland richtig an. Er that, als ob er nur vorbeiginge, als ob er den Vater nicht sähe, der bei den Maulbeerbäumen war, und als ob er nur der Bäume wegen stehen bliebe. Er wandte die Augen von einem Baum zum anderen, aber immer still, bis der Vater ihm guten Tag bot.

»Guten Tag!« erwiderte der Wendland; »sagt'mal, Herr Miland, gedeiht denn das Zeug, daß Ihr Euch noch immer damit abgebt?«

»Ja, gewiß gedeiht's. Ich habe doch nun schon diese sechs Bäume und an die zwanzig junge Stämme, von drei bis sieben Fuß.«

»Aber es bringt Nichts ein?«

»Viel just noch nicht.«

»Taugt denn die Frucht 'was?«

»Ich habe grade welche abgenommen!« sagte der Vater, und da der Wendland eintrat, meinte er, Jener wolle die Frucht besehen. Der Vater holte also eine Schüssel Beeren, der Wendland that aber kaum einen Blick danach.

»Ja,« sagte er, »darauf wendet Ihr nun Eure ganze Zeit!«

»Die ganze Zeit grade nicht!« entgegnete ihm der Vater, der den Wendland kannte und wußte, daß man sich mit ihm in Acht zu nehmen hätte.

»Das will ich auch nicht gesagt haben, Euer Ferdinand ist freilich nicht dabei zu kurz gekommen. Der Pastor macht ja große Stücke von dem Ferdinand!« Der Wendland stand dabei noch immer in dem Wege vor der Thüre, und sah den Vater an, als wollte er fragen: merkst Du's nun?

»Das hatte er aber gar nicht nöthig, denn wo's sein Amt galt, war der Vater sehr dahinter her.

»Er setzte die Schüssel mit den Maulbeeren auf den Pfosten vom kleinen Zaun, und ohne eine Miene zu verziehen, fragte er: »Herr Wendland, ist denn wer Anders dabei zu kurz gekommen?« Man konnte es ihm anhören, wie es ihn wurmte.

»Na, zu kurz gekommen, zu kurz gekommen nun just nicht!« lenkte der Wendland ein. »Es klagt ja Keiner über Euch, und Ihr könnt Euch am wenigsten beklagen; denn so ein Schulhaus wie dieses ist auf zehn Meilen in die Runde nicht zu finden.«

»Das alte fiel uns auch im letzten Winter fast über'm Kopf zusammen!« meinte die Mutter, die dazu gekommen war.

»Es hätte noch immer stehen können, viele Jahre, man brauchte nur ein Bißchen nachzuhelfen!« entgegnete der Wendland. »Aber da legte sich der Herr Pastor in's Mittel, und die gnädige Frau gab auch gute Worte, denn das kann sie, wenn sie was durchsetzen will, und es hieß, man sollte einmal ein Uebriges thun. Na, das kann man schon, 's ist wahr, aber man will denn doch auch Etwas dafür haben.«

»Herr Wendland!« rief der Vater, »wenn ich mir

habe was zu Schulden kommen laſſen, ſagt's grade heraus. Ich eſſe mein Brod hier nicht umſonſt . . .«

»Aber, Vater! Vater!« fiel die Mutter wieder ein, »ſo biſt Du nun einmal! Das ſagt ja der Herr Wendland gar nicht! Das kann ja der Herr Wendland auch nicht meinen, das kann ja Niemand meinen! Sie haben uns ja grade das ſchöne Haus gebaut, für das wir Gott täglich zu danken haben! — Und wahr iſt's, Herr Wendland,« richtete ſie das Wort an dieſen, »wir halten's in Ordnung und thun das Unſere daran, daß unſer Nachfolger Haus und Garten und Feld einmal wie'n Paſtor bekommt . . .«

»Ja, ja! im Stande iſt's, man kann was vor ſich bringen auf der Stelle!« ſagte der Wendland, »und wer weiß, ob nicht der Ferdinand hier auch noch einmal ſein Brod bekommt! Er ſoll ja viel los haben; wenn nur auf anderer Leute Kinder auch ſo viel Fleiß gewendet worden wäre!«

»Dieſes Herumgehen konnte der Vater nicht ertragen. Er merkte, was der Wendland wollte; auch die Mutter hatte es fort und wollte ſehen, ob ſich's nicht im Guten zwiſchen den Beiden zu Wege bringen ließe; denn dem Wendland ſprachen im Dorfe die anderen Bauern nach, und wen er gut bettete, der lag auch gut.

»Lieber Himmel!« ſagte ſie, »der Vater hat ſich's ſauer werden laſſen mit dem Ferdinand, das iſt wahr. Das Bißchen Schule kann's ja gar nicht machen. Die halben Abende hat er noch neben her mit ihm geſeſſen und ihm Alles beigebracht, was ihm noch fehlte . . .«

»Ja, grade, grade!« rief der Wendland, »und nachher heißt's denn, der Junge hat 'nen guten Kopf; als ob anderer Leute Kinder nicht juſt ſolch gute Köpfe hätten.«

»J, was dem Herrn Wendland ſeinen Wilhelm anbelangt, da konnte man nicht klagen! Der Wilhelm war einer von den Vorderſten, nicht wahr Vater, das haſt Du immer geſagt?« verſicherte die Mutter, ging ſachte um ihn herum und zupfte ihn am Rocke.

»Der Vater wußte ſich nicht zu rathen. Gab er der Mutter nicht nach, und ſetzte es böſes Blut mit dem Wendland, ſo hatte er es alle Tage anzuhören, daß er es eingebrockt durch ſeinen Eigenſinn. Gab er nach, ſo hatte er vom Wendland keinen Dank, und was den anderen Bauern danach beikommen würde, das konnte Niemand im Voraus wiſſen. Er war alſo ſtill, der Wendland war noch ſtiller. Wie Einer, der auf der Lauer liegt, ſo ſah er unter dem Pelzbräm ſeiner Mütze hervor, welche ihm tief in die Augen ging, und die er ſtill noch weiter herunter zog, während der Vater ſein Käppchen hin und her ſchob, daß ich dachte, nun ſchmeißt er's an die Erde. Denn das war ſeine Art, wenn er einmal recht in Zorn kam.

»Die Mutter aber ließ es nicht ſo weit gedeihen. »Ich hab's immer gedacht,« ſagte ſie, »wenn der Wilhelm nur Nachhülfe hätte, ſo nur dann und wann — der hat auch das Zeug dazu, und wenn er's auch nicht nöthig hat, wie unſer Einer . . . lieber Gott, was der Menſch kann, das kann er.«

»Die Schweißtropfen ſtanden ihr auf der Stirne, daß ſie ſich mit der Schürze das Geſicht abtrocknete; aber während ſie das that, ſah ſie darunter weg nach dem Wendland hin; denn mit dem Vater würde ſie ſchon fertig werden, dachte ſie.

»Der Wendland hatte nun, was er wollte, er griff indeß nicht haſtig zu. Er iſt von Denen, welchen man noch ſchön Dank! ſagen ſoll, wenn ſie was nehmen.

»Ja,« ſagte er, »ich glaub's wohl. Mit dem Wilhelm könnte Einer Ehr' einlegen, wenn er ſich damit abgeben wollte; entbehren könnt' ich den Jungen ſchon.«

»Da es nun ſo war, konnte der Vater nicht zurück. »Wenn der Wilhelm Luſt hat,« ſagte er . . .

»Die Mutter ließ ihn aber gar nicht zu Ende reden, ſie hatte Angſt, es könnte nicht das Rechte ſein, und nahm's ihm alſo über dem Kopf weg.

»Abends!« rief ſie, »ſo Abends, Herr Wendland! Wenn der Wilhelm ſo Abends käme, dann hat der Vater auch Zeit. Freilich viel Zeit hat er nicht . . .«

»Wenn's auch grade nicht viel iſt!« meinte der Wendland.

»Verſäumen müßte der Vater Manches, denn juſt Abends . . .« ſie hielt inne, und weil der Wendland wieder die Mütze herunterſchob, fügte ſie raſch hinzu: »Aber Sie werden denn auch ein Einſehen haben, und fällt was . . .«

»Der Wendland ſah ſie an: »Es fällt dann auch was ab!« ſagte er nickend. Darauf betrachtete er wieder die Maulbeerbäume, und als hätte er die ganze Zeit ſonſt Nichts im Auge und im Sinn gehabt, ſprach er: »Viel 'raus kommen wird nicht dabei! Es iſt Unſinn mit dem ganzen Seidenwurm. Wenn's nicht von oben her befohlen wäre, ich ſagte Euch, ſetzt ein paar Birnbäume her, da weiß man, was man daran hat.«

»Sie redeten nachher noch von Dieſem und von Jenem, der Wendland war recht aufgelegt, und wie er ging, da drehte er ſich noch 'mal um und ſagte: »Es iſt mir um das Schreiben und das Rechnen, da ſeht zu, Schulmeiſter, und bringt er's zu was Rechtem darin, ſo ſoll's Euer Schaden nicht ſein! Adjes! na, und ſprecht doch an!«

»Kaum aber war der Wendland weg, daß man ihn nicht mehr sehen konnte, so fuhr der Vater auf: »Da hast Du's nun! Das hast Du mir nun eingebrockt!« sprach er ärgerlich.

»Warum mußt Du auch mit dem Brief zum Pfarrer laufen, wo der Wendland ihn zu sehen kriegte! Ich bin nur froh, daß ich's noch so in's Gleis habe bringen können!« meinte die Mutter.

»Du? in's Gleis hast Du's gebracht? Den Teufel hast Du's in's Gleis gebracht! Hast mir den Wilhelm Wendland aufgepackt, daß man nicht 'mal Abends seine Stunde für sich behält, und wenn der's hat für seinen Jungen, wird's Jeder haben wollen von den Bauern. Sie gönnen ja einander das Weiße im Auge nicht.«

»Da sorgt schon der Wendland für, daß er's allein behält!« begütigte die Mutter.

»Und ich hab' Nichts davon, Nichts!« rief der Vater. »Der Wendland, der möchte keine Ochsenklaue umsonst weggeben, der hält auf's Seine, der thut Nichts umsonst. Aber der Schulmeister? Da heißt's: arbeite Du nur los und sieh' zu, wo Du was kriegst. Jeder Groschen ist da zu viel, und nun sie uns endlich das Haus gebaut haben, nun denken sie gar, nun wär's für alle Ewigkeit genug.«

»Lumpen läßt sich der Wendland nicht!« fing die Mutter wieder an. »Er schickt noch am allerersten 'was in's Haus! und,« fügte sie hinzu, »anrechnen thut's der Herr Pfarrer Dir doch auch. Der will's ja grade, daß es nicht zu Ende sein soll mit der Einsegnung.«

»Das verschlug am meisten bei dem Vater, daß er sich danach zu Gute gab. Der Herr Pfarrer hatte

immer davon geſprochen, daß die Bauern ihre Söhne noch nach der Einſegnung zur Schule ſchicken ſollten, und dies konnte für den Anfang von der Abendſchule gelten, von der die Rede oftmals geweſen war.

»So kam denn der Wilhelm, obſchon er achtzehn Jahr alt war, von da ab Abends, Tag um Tag, und ſchrieb und rechnete, und ſo ärgerlich es dem Vater erſt geweſen, war er nachher ganz gut damit zufrieden. Der Wilhelm hielt ſich jetzt viel mehr zum Lernen, als in der Schulzeit. Was weiß denn ſo ein Kind auch, wozu's ihm nützt! Mit einem Großen iſt das aber anders. Er kam, ſo früh es anging, und blieb, ſo lang' er konnte, daß es bald war, als gehörte er in's Haus.

»War der Vater einmal nicht da, ſo half er uns, was er konnte, und zu arbeiten giebt's immer. Er brachte ab und zu vom Hofe 'was in die Wirthſchaft mit — er konnte ſelbſt auch allerlei zurecht machen und einrichten — ſie hatten ihn Alle gern, denn er war grade das Gegentheil von ſeinem Vater. Er war . . . Gott! . . . wie das ſo geht!«

Es war eine Verwirrung über Chriſtel gekommen, ſie hörte plötzlich auf, fing an, hörte wieder auf; ich hatte meine Gedanken dabei, ohne ſie jedoch auszuſprechen.

»Was wollte ich denn ſagen?« nahm ſie mit einem Male das Wort. »Was wollte ich denn ſagen? . . . Ja, vom Ferdinand!

»Nach dem Briefe, auf den der alte Wendland den Sohn zum Schreiben ſchickte, war lange Nichts vom Ferdinand zu hören geweſen. Ich verwunderte mich darüber, denn er ſchrieb ſonſt alle zwei Monat wenigſtens einmal; aber fragen wollte ich nicht, denn

seit der Vater vom Heirathen gesprochen, hatte ich kein Herz zum Fragen, und es war mir am liebsten, daß er noch fort blieb. Ich paßte von fern auf, so oft die Rede auf ihn kam, und hörte, daß die Eltern sich Gedanken über ihn machten. Der Vater schrieb ihm endlich, wie Weihnachten da war und noch kein Brief, und wartete nun von einem Tag zum anderen auf die Antwort; aber es vergingen an vier Wochen, bis sie eintraf.

»Ich war in der Küche, als sie kam, und blieb mit Willen draußen. Ich hörte, daß der Vater sprach und die Hände zusammenschlug, und hörte, daß die Mutter ausrief: »Wie kann der liebe Gott uns so hoch strafen!«

»Ich dachte, der Ferdinand wäre todt. Ich wollte nicht hineingehen, ehe sie mich riefen. Es rief mich aber Niemand. Ich machte mir draußen Dies und Das zu thun aus purer Angst. Mit einem Male kam die Mutter heraus. Sie hatte dickgeweinte Augen, und als sie Feuer machen und Essen kochen wollte, nahm sie lauter Verkehrtes in die Hand. Sie sagte kein Wort, weder vom Briefe, noch vom Ferdinand. So war sie nie gewesen. Ich fragte endlich, was er geschrieben hätte.

»Nichts!« sagte sie. Auch beim Essen waren beide Eltern still. So blieb es alle die Tage. Sonntag in der Kirche weinte die Mutter, daß die Nachbarn sie ansahen, und ich dachte: ob der Vater nicht mit dem Briefe nachher in die Pfarre geht? Er ging aber nicht, ich bekam ihn auch nicht zu lesen. Es blieb herzbeklemmend still, es hätte nicht schlimmer sein können, wäre er todt gewesen. Vater und Mutter aßen und tranken nicht. Sie sahen aus, als hätten

ſie alle die Zeit kein Auge zugethan, und unter einander waren ſie wie verzankt, ohne daß doch ein böſes Wort gefallen war.

»Montag kam der Wilhelm zum Schreiben, und weil's die Tage über ſo kläglich geweſen war, daß ich Verlangen trug, nur mit einer Menſchenſeele 'was zu reden, ging ich mit ihm bis an die Thüre, wie die Stunde aus war. Er hatte auch gemerkt, daß was paſſirt ſein mußte.

»Was fehlt denn dem Schulmeiſter?« fragte er. Ich ſagte, es müßte dem Ferdinand ein Unglück zugeſtoßen ſein.

»Alſo darum biſt Du ſo verdutzt?«

»Ich?«

»Du denkſt wohl, nun wird's Nichts mit der Heirath?« ſagte er.

»Mir ſtieg alles Blut in den Kopf. Rede doch nicht ſo!« entgegnete ich und ſchämte mich, ohne zu wiſſen, weshalb.

»Warum nicht? Der Schulmeiſter hat Dich ja bloß aufgezogen, damit der Ferdinand Dein Geld kriegt.«

»Darauf war ich nie gekommen, und erſchrak darüber, daß ich keine Antwort gab. Der Wilhelm glaubte alſo, ich ſei damit zufrieden. Aber ich hatte nun auf einmal zu viel zu denken bekommen. Erſt in der Nacht in meiner Kammer fing ich an, es mir auseinander zu legen.

»Im Grunde hatte ich Nichts gegen den Ferdinand, und heirathen mußte ich doch. Er war gut zu leiden, ich wußte auch Beſcheid in einem Schulhauſe, und wenn wir denn obenein Geld hatten und Alles dazu kam, was die Mutter für mich zuſammen-

gespart hatte, so war's nur um so besser. Ich sah nicht ab, weshalb der Wilhelm darüber gespottet hatte, denn gespottet hatte er.

»Wen sollte ich denn heirathen, als den Ferdinand? dachte ich, und fing an zu überlegen, ob ich einen Anderen lieber haben möchte. Wie ich darüber hin und her sann, fiel mir nur — ich kann das ja sagen — der Wilhelm ein. Er war der Einzige, den ich recht kannte, weil ich nur wenig aus dem Hause kam; und von da an ging er mir nicht aus dem Sinn. Ja, ich meinte, ich hätte ihn immer schon im Sinne gehabt, und es wird wohl auch so gewesen sein.

»Wenn der Mensch aber sein Augenmerk einzig auf Einen Punkt richtet, so sieht er, was er sonst nicht gewahr geworden ist. Nun ich an den Wilhelm dachte, kam mir Alles anders vor, was er that und sagte. Ich merkte nun, daß er früh kam und lang' blieb, ich wußte mit einem Male, daß er mich auch gern hatte, und darüber wurde mir der Ferdinand zuwider. Ich mochte nicht von ihm hören, noch weniger von ihm sprechen; denn zwei Menschen haben nicht Platz in Einem Herzen.

»Eines Abends, es mag sechs Wochen danach gewesen sein, denn die Tage waren schon lang, gab mir der Wilhelm ein Zeichen, daß ich ihm nachkommen sollte, als er ging. Im Hause trat er ganz dicht an mich heran. »Weißt Du, was mit dem Ferdinand passirt ist?« fragte er leise.

»Ich verneinte es.

»Der Ferdinand ist unter die Komödianten gegangen!«

»Dazumal hatte ich noch Nichts gesehen von Komödie, als den Bajazzo, der zum Markte immer mit

dem Bärenführer und den Affen herkam. Ich konnte Nichts vorbringen, aber die Schüſſel, die ich hielt, fiel mir vor Schrecken faſt auf die Erde.

»Wirf nicht die Schüſſel hin!« ſagte der Wilhelm, und weil ich immer noch ſtill blieb, meinte er: »Du kannſt denn mit dem Teller herumgehen und Geld einſammeln! Das iſt nun der gelehrte Ferdinand, der's unter Paſtor's gar nicht that.«

»Ich mußte darüber weinen. Er ſagte, ich ſollte ſtill ſein.

»Du haſt gut reden!« rief ich, »aber ich?«

»Na! ſo heirathe ihn doch nicht!« meinte er.

»Ich will ihn ja auch gar nicht!« entgegnete ich.

»Du willſt ihn nicht?«

»Ich habe ihn ja nicht haben wollen!« — Ich hatte das unwillkürlich herausgeſtoßen und ſchluckte hinunter, was mir noch auf dem Herzen ſaß. Es war aber, als hätte er's gehört, denn er faßte mich bei der Hand. Ich machte mich von ihm los. Es war ſchon dunkel im Hauſe.

»Willſt Du mich denn auch nicht haben?« fragte er. Da rief die Mutter, warum ich nicht hereinkäme, und der Wilhelm ſchlich ſachte durch die offene Thür fort. Er ſagte noch: »Adieu, Chriſtel!« — und von dem Tage an waren wir Liebesleute. — Damit fing aber gleich das Unglück an.«

Chriſtel hatte den ganzen Abend mit einer Art von Unruhe geſprochen, der Gedanke an dieſes unver-

meidliche Geſtändniß hatte ihr offenbar das Erzählen ſchwer gemacht. Nun es gethan, wurde ſie erſichtlich freier; aber ſie nahm dennoch für dieſes Mal den Faden nicht wieder auf. Dagegen brachte ſie bei nächſter Gelegenheit die Unterhaltung von ſelber auf ihr Schickſal, und was ſie auch zu berichten hatte, es ſchien ihr leichter zu fallen, als das Bekenntniß ihrer jugendlichen Liebe.

»Mit dem Ferdinand,« erzählte ſie, »war es wirklich, wie der Wilhelm es geſagt; nur freilich zog er nicht auf den Dörfern herum, ſondern er ſang bei'm Theater, in der Stadt, im Chor. Er hatte ſonſt ſchon manchmal davon geſprochen, daß einer von den Seminariſten einen Bruder bei dem Theater hätte, und daß er mit dieſem ab und zu in der Komödie geweſen ſei, von der er immer nicht genug zu ſagen wußte. Mit den beiden Brüdern hatte er Freundſchaft geſchloſſen, und die taugten Beide Nichts. Sie nahmen ihn in die Gaſthäuſer mit, er wollte ihnen das wiedergeben. So kam er in Schulden wie die beiden Brüder, ſeine Arbeiten im Seminar blieben liegen, und ſein ganzer Lebenswandel gerieth in Unordnung.

»Sein Freund, der im Seminar mit ihm war, war ſchon oft vom Seminar-Inſpector verwarnt worden, nun kam die Reihe auch an den Ferdinand, und wie ſie wieder einmal ſpät und obenein nicht nüchtern nach Hauſe kamen, wurden ſie vor den Director beſchieden, und mußten aus dem Seminare fort. Da ſie nun Nichts hatten und nicht aus und ein wußten, ſchaffte der Schauſpieler ihnen abzuſchreiben, Noten und auch Komödien für das Theater. Dadurch war der Ferdinand mit einer Sängerin bekannt geworden, die damals noch Manches konnte beim Theater, und ſie ſetzte

es durch, daß er im Chor mitſingen ſollte, wenn grade viel Leute nöthig waren. Dafür bekam er wohl nicht viel, indeſſen er hätte ſich doch nähren können, hätte er nicht geglaubt, daß er nun ein großer Mann werden würde und daß er's den Anderen vom Theater gleich thun müßte.

»Das Alles wußte ich freilich in jener Zeit noch nicht; denn wenn ſie im Dorfe auch davon redeten und Einer oder der Andere, der den Eltern was anhängen wollte, mit ihnen davon zu ſprechen anfing, ſo verlautete zu Hauſe kein Wort davon. Man hätte Alles für erlogen halten müſſen, hätte der Vater nicht ſo elend ausgeſehen, daß ihm die Kleider nur noch auf dem Leibe hingen.

»Es war ſein ganzer Stolz geweſen, daß ſein Sohn es weiter bringen ſollte, als er ſelber; er hätte ihn am liebſten ſtudiren laſſen, damit er geiſtlich würde, wenn's nur gegangen wäre; und nun ſtand der Ferdinand da als Komödiant, was der Vater ſelbſt als gottlos anſah, und was jeder Bauer für eine Schande hielt. Der alte Wendland hatte geſagt: »Ich will wohl fünf Groſchen d'ran wenden, daß des Schulmeiſters Komödiant mir ſeine Flauſen vormacht, wenn er einmal hier iſt.«

»Das erzählte Einer der Mutter wieder, und ſie kam den ganzen Tag nicht aus den Thränen. Ich dachte immer, ſie würden es Beide nicht überleben, und ſie hätten's vielleicht auch nicht lange gemacht, denn ſtiller Gram frißt am Menſchen, wäre der Paſtor nicht dazwiſchen gekommen und hätte ſie aufgerichtet.

»Er ſagte, daß ein Menſch darum nicht verloren ſei, weil er Komödie ſpiele, daß es auch auf dem Theater brave und rechtſchaffene Leute gebe, obſchon

es ein gefährlicher Pfad wäre. Aber grade darum müßten die Eltern den Sohn nicht verstoßen, sondern ihm verzeihen, was nicht zu ändern sei, und versuchen, ihn mit Liebe beim Guten zu erhalten. Er wollte ihm selber schreiben, der Vater möchte das auch thun. Er möchte ihn ernstlich vermahnen und dann denken, daß Gott es so gefügt habe, und Gott vertrauen.

»Das war nun zwar recht gut, aber es half in so fern Nichts, als der Vater immer meinte, der Ferdinand könnte doch noch ablassen vom Theater, und wieder Schullehrer oder doch etwas Anderes werden als grade Komödiant. Und wenn die Eltern von Gottvertrauen sprachen, so hieß das nur, daß Gott des Sohnes Sinnen vom Theater ablenken sollte. Der Vater schrieb ihm vielmals davon, das war jedoch alles vergebens, und es blieb des Ferdinands einzige Antwort, daß das Theater sein Beruf sei, daß er es auch gewiß zu etwas Großem bringen würde, wenn er nur das Geld hätte, sich recht auszubilden.

»Nach und nach schrieb er bisweilen auch von selber, bat um Geld und sagte, er würde das doppelt und dreifach ersetzen, wenn er nur erst fest angestellt und gut besoldet sein würde. Der Vater wollte Nichts davon hören, die Mutter aber war immer gerührt, wenn der Sohn ausmalte, wie er sich das Nöthigste abdarbte, um an sein Ziel zu kommen. Sie brachte den Vater zuletzt dahin, daß er gab, was er irgend erübrigen konnte; und wahr ist's, die Briefe klangen so beweglich, daß man nicht wohl anders konnte.

»Darüber verstrichen ein paar Jahre. Der Vater hatte sich geändert, daß man ihn nicht für denselben hätte halten sollen. Er konnte es nicht klein bekommen, ihm blieb's wie ein Schimpf, und vollends weil

die Bauern es so ansahen. Er lebte immer in der Angst, daß Einer davon mit ihm reden würde; das machte ihn mißtrauisch und übelnehmerisch, und besonders dem alten Wendland ging er aus dem Wege, wo er ihn nur gewahr wurde. Der Vater war hart mit ihm zusammengekommen, weil Jener den Ferdinand auch vor ihm selber verspottet hatte, und der Unterricht vom jungen Wendland hatte gleich damals aufgehört. Er war seit Jahren nicht wieder über unsere Schwelle gekommen, weil die Väter sich erzürnt hatten.

»In der Zeit merkten wir erst recht, der Wilhelm und ich, daß wir uns gut waren, und wenn zwei Menschen zusammen kommen wollen, finden sie sich schon. So wenig ich ausging, trafen wir uns doch bald hier, bald dort, und wenn's denn auch nur im Vorbeigehen war, sagte man sich doch guten Tag oder sonst ein Wort, und damit war's dann gut.

»Eines Tages, wie ich so im Garten arbeitete und recht an ihn dachte, höre ich einen Wagen kommen und sehe auf. Es war ein schöner Korbwagen mit zwei Pferden vor. Darin saßen Mann und Frau und ein junges Frauenzimmer. Der Mann fuhr nicht selber, sie hatten einen Kutscher. Daß es keine Städter waren, sah man an Allem, aber aus dem Kirchspiel und der Umgegend waren sie auch nicht, denn da kannte man sich. Der Wagen fuhr durch die ganze Straße, bog oben an der Ecke um, und ich dachte, wo die wohl hinfahren möchten.

»Es war der Tag vor Pfingsten. Wir hatten das Haus und den Garten rein gemacht, Abends noch Fladen gebacken, darüber hatte ich den Wagen mit den Fremden vergessen.

»Am anderen Morgen, wie wir in der Kirche sitzen,

kommen sie an mit dem Wendland und seiner Frau, gehen in deren Stand, und der Wilhelm ist mit dabei. Die fremden Frauen hatten schöne Umschlagtücher, goldene Ohrringe, und beide Sonnenschirme. Die Junge trug einen Hut mit blaßblauem Bande. Das that hier in der Gegend keine Bauerstochter, auch die Reichste nicht. Sie machte sich mit dem Wilhelm zu schaffen, ließ sich von ihm das Lied suchen, als könnte sie's nicht an der Tafel selber lesen, und so mehr. Ich mußte sie immer ansehen, und mir schlug dabei das Herz, denn mir ahnte dabei nichts Gutes. Ich kannte den Wilhelm zu genau. Wenn der so in sich versunken war, hatte er Etwas auf dem Herzen. Er sah nur einmal nach mir hin und sah gleich wieder weg. Es war Alles ganz gegen seine Manier.

»Als die Kirche aus war, konnte ich's nicht lassen, ich blieb bis unter die Letzten auf dem Kirchhofe, weil ich wissen wollte, wer die Fremden wären. Sie selber waren gleich mit den Wendland's fortgegangen, und die hatten sich gebrüstet wie die Pfauen. Jeder hatte das gesehen. Wo Zwei zusammen standen, sprachen sie davon, und ich brauchte nicht erst zu fragen, ich hörte mehr, als mir lieb war.

»Die Frau vom Küster kannte die Fremden. Sie waren vor langen Jahren schon einmal da gewesen, waren aus des alten Wendland Freundschaft, und schon damals war die Rede gegangen, daß die Tochter und der Wilhelm Wendland einmal ein Paar werden sollten. Ihr Vater war der reichste Bauer aus der ganzen Mark, und es hieß, es sei Alles festgemacht worden, wie die Kinder noch klein gewesen wären, und ohne daß sie darum gewußt hätten. Nun sollte Verlobung sein, und wenn der Wilhelm seine Zeit bei den Soldaten

ausgedient haben würde, dann ſollten ſie ſich heirathen.

»Wenn der Menſch Dasjenige zu hören bekommt, was ihn am ſchwerſten trifft, ſo iſt's meiſt, als kümmere es ihn gar nicht. Man hört's und verſteht's nicht, weil man's nicht denken kann. Sie hätten mir's noch zehnmal ſagen können, ich wäre ganz ſtill geblieben, und doch brannte mir's auf dem Herzen und wirbelte mir im Kopfe, daß ich Nichts feſt im Sinne halten konnte. Wie ich einmal ſchwer krank gelegen hatte als Kind, und nicht recht von mir gewußt hatte, obſchon ich ſehen und hören konnte, da war mir grade ſo geweſen. Der Tag ging mir hin, ich wußte nicht wie. Ich war nicht bei dem, was ich vor hatte, ſondern dachte nur nach Wendland's hin, und was ſie dort thäten.

»Abends in der Kammer wurde mir Alles erſt recht deutlich, daß ich Angſt davor bekam. Ich mochte mich nicht niederlegen und fing an, Dies und Jenes aufzukramen und nachzuſehen, was gut hätte bleiben können. Wie ich ſo vor der einen letzten Schieblade kniee, und die Handtücher anſehe, die noch die Mutter hatte wirken laſſen, klopft's an den Laden, aber ganz ſachte. Ich fuhr auf, weil's aber dennoch ſtill blieb, glaubte ich, es wäre ein Nachtvogel gegen das Fenſter geflogen. Es dauerte jedoch nicht lange, da klopfte es wieder eben ſo leiſe und zweimal, und mir kam vor, als hörte ich Einen: »Chriſtel!« ſagen.

»Wie ich das Fenſter aufmache und frage, wer da wäre, antwortete der Wilhelm: »Ich bin's, mach' auf!«

»Ich erſchrak, denn er war Abends nie gekommen.

»Weißt Du's ſchon?« fragte er.

»Ich ſagte: »Ja!«

»Hab' keine Angſt!« fuhr er fort. »Es wird Nichts daraus.«

»Wie willſt Du das anfangen?« fragte ich. »Dein Vater hat ſeinen Kopf darauf geſetzt.«

»Ich gehe morgen weg.«

»Wo denn hin?«

»Ueber Land zum Müller nach Neuſtädten.«

»Was hilft das?« fragte ich.

»Ich komme nicht wieder, bis ſie fort ſind. Da wird ſie's ſchon merken, daß ich ſie nicht will, und wird loslaſſen.«

»Er lachte, und ich mußte auch lachen; es war mir indeſſen nicht ſo zu Sinn, denn wenn das Frauenzimmer ihn auch losließ, der alte Wendland that es deshalb doch noch nicht.

»Wenn Du aber zurückkommſt, was wird der Vater ſagen?«

»Was kann er ſagen?«

»Es wird Spektakel geben.«

»Das kann wohl ſein! den giebt's ja aber auch ſo, und zum Johanni muß ich fort in's Militär, da bleib' ich drei Jahre.«

»Das iſt lang!« ſagte ich, denn es fiel mir centnerſchwer auf's Herz, daß ich ihn alle die ganze Zeit nicht ſehen würde.

»Ja, es iſt lang!« antwortete er, »aber in drei Jahren läuft viel Waſſer durch den Sand, und Sie wird nicht Luſt haben zu lauern auf Einen, der ſie hat ſitzen laſſen.«

»Er war ſtill, ich auch. Er konnte wohl Recht haben, es blieb aber doch Alles bedenklich, und ſo leicht um's Herz war's ihm auch nicht, als er that. Er ſtand noch eine Weile, wir ſprachen aber nichts Rech-

tes mehr, dann ſagte er ganz mit einem Male Adieu, und ging.

»Ich machte die Nacht kein Auge zu. Ich ſtellte mir vor, wie es morgen bei'm Wendland zugehen würde, was daraus werden würde, wenn der Wilhelm wieder käme, und auch die drei Jahre ließen mir keine Ruhe. Er hatte wohl geſagt: in drei Jahren läuft viel Waſſer durch den Sand, aber in drei Jahren konnte er auch mich vergeſſen haben. Ich war noch nie ſo verzagt geweſen, als die Nacht.

»Morgens, als es in die Kirche ging, mußte ich aber lachen, wenn ich mir vorſtellte, was für ein Geſicht die Andere machen würde, nun ſie ohne Bräutigam in die Kirche mußte. Ich konnte nicht erwarten, daß ſie kam, obſchon ich mir ſagte, daß es nicht recht von mir wäre, und obenein in der Kirche. Sie kamen jedoch gar nicht. Nicht Wendland's, nicht die Anderen. Ihr Stand blieb leer, und man hörte Nichts von ihnen. Es wartete Alles den Tag und den folgenden, ob denn von der Verlobung Nichts zum Vorſchein käme, und ſo machte es großes Aufſehen, als es mit einem Male hieß, der Wilhelm ſei fort.

»Jedermann ſprach davon, ohne daß Einer wußte, was er dazu ſagen ſollte. Zwei Tage blieben die Fremden noch da, am dritten fuhren ſie ab. Das ganze Dorf war voll davon. Des Wendland's Schwägerin, die damals noch lebte, ſagte aber, er hätte geſchworen, daß er das Mädchen doch zur Schwiegertochter haben wollte, und hätte heilig und feſt verſprochen, der Wilhelm ſollte die Blamage gut machen, und ſeiner Verlobten, denn das ſei und bleibe ſie, gerecht werden.

»Ich wartete alle Tage auf ſeine Rückkehr und ließ den Laden die halben Nächte auf, weil ich auf ihn

paßte. Es verging die ganze Woche darüber. Erſt am anderen Montag ſah ich ihn. Abends kam er, aber ſchon an ſeinem: »Guten Abend!« hörte ich, daß er nicht ſo guten Muthes war, wie neulich. Ich fragte, wie's gegangen ſei.

»Wie ſoll's gegangen ſein? Wenn Zwei ihren Kopf gegen einander ſetzen, geht's niemals glatt ab. Ich bin froh, daß ſie weg iſt mit ihrem Strohhut.«

»Na, und der Vater?« fragte ich.

»Der Wilhelm war ſtill. Ich mußte noch einmal fragen.

»Es iſt ſchlimm auskommen mit ihm, und vollends mit der Mutter nicht. Die verlegt ſich vom Zanken immer gleich auf's Weinen, und danach wird der Vater erſt recht wild. Er kann's nicht leiden. Es war ein Heidenſpektakel.«

»Aber was nun weiter?«

»Der Wilhelm war wieder ſtill. Ich merkte, er hatte was, das ihm ſauer zu ſagen ankam, und mir ſtand das Herz ſtill in der Bruſt vor Angſt. Ich wollte es hören und wollt's doch auch wieder lieber nicht hören. Endlich ſagte er: »Der Spectakel war im Grunde das Wenigſte. Aber nun ſollte es mit Gewalt heraus, was ich gegen das Frauenzimmer hätte. Ich ſagte, ich könnte ſie nicht leiden. Das glaubten ſie nicht, und wahr iſt's, zu leiden iſt ſie, denn ſie iſt hübſch genug, und kann reden, wie nicht Eine.«

»Er hielt an, mir war's wie ein Stich durch die Bruſt gegangen.

»Alſo gefallen thut ſie Dir?« fragte ich.

»Gefallen!« ſagte er. »Zum Gefallen iſt ſie ſchon, das iſt richtig, und ſie könnte mir auch gefallen, ohne Dich.«

»Aber, Wilhelm!« rief ich, »Wilhelm!« weil ich nicht herausbekam, was mich Alles überfiel.

»Ja, was ist da zu Wilhelmen!« entgegnete er. »Was wahr ist, bleibt wahr; und weil der Vater mir das Alles vorhielt, und meinte, ich müßte wen anders im Kopfe haben oder nicht bei Sinnen sein, daß so ein Mädchen mir nicht gut genug wäre, so dachte ich, er möcht's denn haben, und sagte Alles grad' heraus.«

»Was Alles?«

»Von Dir!«

»Mir sanken die Arme am Leibe herunter, und im Grunde war mir's doch das Liebste, daß er es gestanden hatte, wie es war. Ich konnte es nicht über die Lippen bringen, weiter zu fragen, er schwieg auch wieder. Einer fühlte es dem Anderen an, daß ihm beklommen war. Zuletzt faßte ich mir ein Herz und fragte: Was sagte er darauf?

»Laß mich in die Kammer, Christel!« entgegnete der Wilhelm, statt mir zu antworten.

»In die Kammer?« fragte ich.

»Was ist da zu erschrecken?« meinte er. »Sie wissen's ja doch, und hier draußen steht's sich elend.«

»Er fragte auch nicht lange, sondern war in der Kammer, ehe ich mich's versah, und nun erzählte er mir Alles. Der Vater war wie von sich gewesen. Was sich der Wilhelm denn dächte, hatte er gesagt, ob er in seinen Hof, in Wendland's Hof, würde eine Instmanns-Tochter hineinlassen? Er sollte sich Nichts einbilden; er würde Haus und Hof verkaufen, ehe er das thäte. Auf seinen Hof gehörte rechtschaffener Leute, rechtschaffener Bauern Kind, an meinem lumpigen Gelde sei ihm Nichts gelegen. Die Louise hätte zweimal so viel, sie wäre ein schönes, völliges Frauen-

zimmer, ich sähe aus wie die knappe Zeit. Ich wäre gut für den Ferdinand, für einen Schulmeistersſohn, für den verlaufenen Komödianten, aber nicht für einen Bauernſohn, und am wenigſten für ſeinen.«

Chriſtel war blutroth geworden, während ſie mit Heftigkeit dieſe Worte hervorſtieß, die ſie offenbar auch jetzt noch nicht verſchmerzen konnte, denn es kam mir vor, als hätte ſie Thränen in den Augen.

Ich ſprach ihr begütigend zu, und ſie ſagte: »Es iſt nun ſchon ſo lange her, und doch denke ich immer, es war erſt geſtern, denn was Einem der Art paſſirt iſt, das wächſt ſo feſt, daß man's nicht vergeſſen kann. Schön war ich freilich nicht, aber ich hatte ihn doch lieb. Ich mußte mich ausſchütten vor Weinen. Auch dem Wilhem ging es nahe genug, nur ihm half der Zorn beſſer darüber weg.«

»Weine nicht ſo, Chriſtel!« ſagte er. »Wozu willſt Du mir das Herz ſchwer machen?«

»Ich konnte es aber nicht unterlaſſen, und wir fielen uns um den Hals. In dem Augenblick fuhren wir aber in die Höhe, denn es klopfte am Nebenfenſter, wo die Eltern lagen, Todte davon aufzuwecken. Der Wilhelm und ich ſprangen zugleich an's Fenſter, da ſtand der alte Wendland.

»Schulmeiſter! Schulmeiſter!« rief er, »Ihr könnt Euch ſehen laſſen mit Eurer Schulmeiſterei! Der Jung' ein Komödiant und die da . . .«

Chriſtel unterbrach ſich. »Ich dachte, ich ſollte in die Erde ſinken! und der Wilhelm war mit Einem Satze zum Fenſter hinaus. Er wollte den Vater wegreißen, ich hörte den Alten lachen, und hörte noch, wie er ſagte: »Und wegen ſolchem Lumpending ſo ein Frauenzimmer zu blamiren!...« Darauf war draußen

Alles still, sie gingen weg, und nun brach drinnen der Lärm los.

»Der Vater und die Mutter kamen über mich. Sie drohten, mich jetzt gleich bei nachtschlafender Zeit aus dem Hause zu werfen. Ich hatte nie gelogen, das wußten sie, und doch glaubten sie mir kein Wort, ich konnte vorbringen und schwören, was ich wollte. Es ging Keiner mehr zu Bett. Am Morgen war Alles verstört, als wenn die Nacht Feuer gewesen wäre. Einer konnte den Anderen nicht ansehen, und als die Mutter an den Brunnen gehen wollte, gab sie mir den Eimer. »Geh Du,« sagte sie, »Du hast's eingebrockt, Du kannst's auch ausessen.«

»Ich hatte, Gott weiß es, auch kein Herz. Ich paßte auf, bis Niemand da war, dann schlich ich mich hin, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Es weiß Keiner, wie einem Frauenzimmer zu Muthe ist, das Etwas auf sich gehalten hat, und soll nun so dastehen in aller Leute Munde.

»Und daß es so kam, dafür sorgten der Wendland und seine Frau, und die Bauern halfen ihr redlich Theil; denn daß ein Bauer keine Bauerntochter heirathen wollte, ging ihnen allen an den Kragen. Die Herrschaft im Schlosse ist nicht so stolz als die.

»Ich hatte schlimme Zeiten. Mit Flehen und Bitten brachte ich's dahin, daß die Schulmeisters mich behielten, aber ich mußte ihnen zuschwören, daß ich keinen Verkehr mehr mit dem jungen Wendland halten wollte, denn zwischen dem Alten und Schulmeisters war es nun eine Todfeindschaft. Ich war auch so zerschlagen in mir, daß mir Alles gleich war. Daß der Wendland nicht nachgeben würde, darauf kannte ich ihn und kannte ihn ein Jeder. Der Wilhelm mußte

bald fort, und wenn ich daran dachte, fiel mir immer ein, was er gesagt hatte: In drei Jahren läuft viel Wasser durch den Sand. Er sollte in die Garden nach Berlin, da waren schon ganz Andere vergessen worden, als ich.

»Hätte ich nur nicht geschworen, ihn zu meiden, so wäre es noch gewesen, denn ab und zu machte er's, daß wir uns treffen mußten. Ich ging ihm aber aus dem Wege, es paßten uns Alle im Dorfe auf, und es war schon Elend genug bei uns im Hause. Nur einmal, als wir dicht bei einander waren und er mir die Hand gab, sagte ich: »Laß mich los, ich hab 'nen heiligen Eid darauf geschworen!«

»So?« rief er. »Na, mir kann das recht sein, wenn Du es kannst.«

»Was sollt' ich machen?« fragte ich.

»Sie reden lassen!« antwortete er. »Aber geh, ich halte Dich nicht.«

»Mir zitterten die Kniee vor Schreck, wie ich in sein Gesicht sah. Ich wollte bleiben trotz Allem, mit ihm reden, ihm vorstellen, wie's gemeint und wie Alles gekommen war; da traten Leute dazwischen, es war Johanni auf dem Jahrmarkt, und er war weg, ehe ich mich versah. Ich suchte nach ihm und fand ihn nicht wieder.

»Am anderen Tage mußte er früh fort. Ich wußte das, denn es kamen noch drei junge Menschen aus dem Dorfe diesmal in's Militär, und ich machte mir früh im Garten zu schaffen, weil sie bei uns vorbei mußten. Die drei Anderen kamen auch bei Zeiten, der Wilhelm war nicht mit. Ich tröstete mich damit, daß er würde allein gehen wollen, es dauerte aber nicht lange, da sah ich es. Die Alten hatten anspannen lassen, ob-

ſchon es mitten in der Heuernte, und Menſch und Vieh vonnöthen waren. Die Mutter ſelbſt fuhr mit ihm in die Stadt. Es war nur, damit er nicht mehr zu mir käme. Sie hatte ſich ganz breit gemacht und nickte, wie ſie vorüberfuhr. Sonſt hütete ſie ſich, auch nur hinzuſehen. Ich ſtand und ſtand. Ich meinte, der Wilhelm ſollte ſich doch umwenden. Er that, als wenn Nichts wäre, und damit war es aus.«

»Aus?« fragte ich. »Er iſt ja aber hier im Dorfe, Sie müſſen ihn doch wiedergeſehen haben.«

»Ach ja, wiedergeſehen habe ich ihn oft genug, aber als es geſchah, war eben Alles ſchon anders geworden!« bedeutete ſie.

»Wie denn das?«

Chriſtel ſeufzte. »Nachdem der Wilhelm im Militär war, gingen der Winter und Sommer hin, ohne daß ich von ihm hörte,« ſagte ſie. »Ich hatte mich immer getröſtet, er würde ſchreiben. Manche Nacht durch habe ich überlegt, ob ich den Brief annehmen und wie ich es mit der Antwort halten müßte. Ich hätte mir die Sorge ſparen können. Es kam kein Brief. Seine Mutter hatte ſchlimm gegen mich geredet, und daß ich ihm ausgewichen war, das hatte er anders angeſehen, als es gemeint war.

»Grade ein Jahr, nachdem Wilhelm fortgegangen, meldete der Ferdinand ſich an. Die Eltern wußten nicht, ob ſie ſich freuen ſollten oder nicht, beſonders dem Vater war es nicht gelegen; es blieb jedoch nicht Zeit zum Nachdenken, denn zwei Tage darauf war er ſelber da und gar nicht wieder zu kennen.

»Er hatte einen Bart um's ganze Geſicht, die feinſten Kleider, die feinſten Manieren, er ſah ſehr gut aus, und wie er nur erſt im Hauſe war, waren die

Eltern wie umgewandelt. Sie hatten ſich oft vorgeſtellt, wie er im Dorfe beſtehen ſollte, nun ſah er von oben herunter, wenn die Leute ſich im Hauſe ſeinetwegen ein Gewerbe machen kamen. Er ging in die Pfarre, wie zu ſeines Gleichen. Sie luden ihn dort zwar nicht mehr ein wie ſonſt, dafür aber baten ſie ihn einmal im Schloſſe zu Tiſch, wo er ſingen und ſpielen mußte.

»Er erzählte uns immer nur von Berlin, und von ſeinen Bekanntſchaften, und von ſeinem Leben, und was er noch Alles werden würde, daß wir Augen und Ohren aufſperrten vor Verwunderung. Von der Mutter hatte er inzwiſchen auch Alles erfahren, was vorgegangen war die Jahre durch, und einen Abend fing er ganz von ſelber an, mit mir von dem Wendland zu reden.

»Wir ſaßen draußen in der Laube, ich ſchnitt Bohnen. Er kam darauf, wie ſauer es ihm im Seminar geworden, wie er Gott danke, daß er daraus fort ſei. Er hätte es nie aushalten können, als Schullehrer ſich im Dorfe mit den Bauerjungen abzuquälen, und hätte immer gewußt, daß er zu was Beſſerem geboren ſei, ſagte er. In der Stadt wäre das Leben ganz was Anderes. Hier ſähe Einen Jeder über die Achſel an, wenn man nicht im Hofe ſäße, in der Stadt lachten die Aermſten über den dummen Bauernſtolz. Wer da Verſtand hätte oder vollends Geld, der ſei ſo gut wie der Vornehmſte und könne thun und machen, was er wolle.

»Ich hörte das zu, und in dem, was er vom Bauernſtolze ſagte, mußte ich ihm Recht geben, denn ich hatte mein redlich Theil davon erlebt.

»Daß Du hier draußen ſitzen bleibſt,« ſagte er,

»das kann ich nun vollends nicht begreifen. Was haſt Du hier?«

»Lieber Gott!« antwortete ich, »wo ſoll ich denn hin?«

»In die Stadt!« ſagte er. »Du mußt nun an die ſiebentauſend Thaler haben, das iſt freilich nicht alle Welt, aber mit ſiebentauſend Thalern da iſt man ſchon Etwas in der Stadt; und hier, Du haſt's ja erfahren, hier ſieht Dich doch Dein Lebetag Keiner für voll an.«

»Ich ſtellte ihm vor, daß ich für die Stadt nicht paßte.

»Das iſt freilich wahr,« meinte er, »ich habe das der Mutter auch geſagt, aber das lernt ſich, wenn man erſt dort iſt.«

»Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. »Will denn die Mutter, daß ich weg und in die Stadt ſoll?« fragte ich.

»Er zuckte mit den Schultern. »Weglaſſen möchte ſie Dich freilich nicht gern, aber ſie hält auf Dich, wie auf ihr eigen Kind, und darin hat ſie Recht, hier iſt's ſchlimm für Dich.«

»Es lag etwas Hinterhaltiges in ſeinen Reden, und wenn man immer erwartet, nun wird er's ſagen, nun wird's herauskommen, ſo nimmt es Einem die Ruhe. Ich wußte, es war auf den Wilhelm abgeſehen, und ich wollte zeigen, daß ich das wohl merkte.

»Macht Euch keine Angſt darum!« ſagte ich. »Entweder es wird Alles gut, oder ich bleibe ledig. Zur Laſt brauche ich Keinem zu fallen, ich hab' mein Auskommen. Was ſoll da für mich ſchlimm ſein? Es hat ſchon Manche nicht geheirathet, die übler daran geweſen iſt, als ich.«

»Unterdeſſen war ich mit den Bohnen fertig geworden, und ging meiner Wege. Ich konnte es nicht leiden, daß er ſich um mich bekümmerte, und vollends nicht, weil er ſo mitleidig mit mir that. Er brachte es aber nach einigen Tagen noch einmal auf's Tapet, kurz ehe er wieder von Hauſe fort ging, und weil ich bei meinem Willen blieb, fragte er, ob die Mutter mir denn Nichts geſagt hätte.

»Was ſoll ſie mir geſagt haben?«

»Was ſie neulich in der Stadt gehört hat.«

»Nein,« antwortete ich, »und ich will auch Nichts wiſſen.«

»Dabei blieb's. Er reiſte ab, und ich war ſtill. Ich ſimulirte aber immerfort darüber, was die Mutter gehört hätte und wer es ihr geſagt haben könnte. Fragen wollte ich nicht, dann gab's gleich wieder eine Predigt und böſe Worte gegen den Wilhelm, und wer will denn Böſes ſagen laſſen von Einem, dem man zugethan iſt!

»Sonſt war es nun wieder recht gut im Hauſe. Die Eltern waren ganz voll vom Ferdinand, der Vater hatte ſeine Freude gehabt an den geiſtlichen Sachen, die er geſungen, und an der Ehre, daß er auf das Schloß geladen war. Er ſprach nun ſelber wieder von ſeinem Sohne mit den Leuten, die Mutter hatte ihn den ganzen Tag im Munde, und wenn wir allein waren, dann hatte das Loben erſt recht kein Ende.

»In der Zeit wurde ſie einmal krank. Es kam mit großer Angſt und Hitze, ſie glaubte, es wäre ihr Letztes, und weil es den Abend auch wirklich ſehr ſchlimm mit ihr ſtand, blieb ich die Nacht bei ihr auf. Ich mußte immer bei ihr am Bette ſitzen, wegen der Angſt, die auf ihr lag, bis es ſich am Morgen gab. Sie ſchlief

ein Bischen, und wie sie sich ermunterte, sagte sie: »Ich habe nicht gedacht, daß ich heute noch den Morgen sehen würde, und in der Todespein hat mich's noch mehr gequält, daß ich mit Dir nicht eher gesprochen hatte.«

»Was wollen Sie denn sprechen?« fragte ich.

»Ich habe es lange mit mir herumgetragen,« sagte sie. »Du könntest mir den Tod recht leicht machen, denn was mir nicht Frieden läßt, das ist der Ferdinand.«

»Ich sah sie an, mir ahnte nichts Gutes.

»Ledig kannst Du nicht bleiben, ledig kann er nicht bleiben,« sagte sie. »Der Wendland heirathet nun doch das Frauenzimmer . . .«

»Wer sagt das?« fragte ich.

»Die alte Hirschin hat's mir gesagt, als ich zuletzt in der Stadt gewesen bin. Die Wendlandin ist mehrmals d'rin gewesen, und hat jedesmal Etwas gekauft, das in die Wirthschaft soll. Es ist Alles richtig.«

»Das ist Alles erlogen!« rief ich in meinem Schrecken. »Da ist kein Wort daran wahr!«

»Wenn Einer so da liegt, wie ich, daß er nicht aufkommen wird, da vergeht Einem das Lügen!« meinte die Mutter, und wie ich sie so elend vor mir sah, that mir's Leid, daß ich es herausgestoßen hatte. Sie schlief auch wieder ein, es blieb ein paar Tage recht schlimm mit ihr, dann wurde sie besser. Mir war zu Muthe, daß ich gewollt hätte, ich hätte mich selber in die Erde legen können.

»Ich hatte mich sonst stets in Acht genommen, mit Anderen von den Wendland's zu reden, nun mußte ich herausbringen, woran ich war; und wohin ich hörte, vernahm ich das Nämliche. Sie wunderten sich nur,

daß ich's nicht lange wußte, denn seine Mutter hatte es an allen Ecken und Enden für ganz gewiß gesagt. Und Jeder meinte, seine Mutter hätte sich gefreut, daß ich mir's aus dem Sinn geschlagen hätte, und daß ich nun den Ferdinand doch nehmen würde.

»Ich war wie verrathen und verkauft. Das sah ich, die Wendland's trieben ihr abgekartetes Spiel. Ich mußte mir selber helfen, und so setzte ich mich hin und schrieb an den Wilhelm, und sagte ihm, wie Alles stand und ging. Den Brief bekam er auch, aber seine Mutter hatte ihn so bearbeitet, daß es Nichts verschlug. Er schrieb mir eine Antwort, sie war jedoch schlimmer, als hätte ich keine bekommen. Es hieß darin, ich sollte mich nur ruhig an den Komödianten halten, mit dem ich die halben Nächte draußen gewesen wäre, das paßte sich gut für die Stadt, aber nicht für ihn. Er sei ein Bauernsohn und ein rechtschaffener Soldat. Er wollte ein Mädchen haben, das eben so rechtschaffen wäre, und es nicht heute mit Dem und morgen mit Jenem hielte, wenn's auch ein Komödiant wäre. Der Ferdinand sei aber nicht einmal ein Komödiant, sondern ein elender Statist. Er könnte ihn auspfeifen, wenn's ihm gefiele, und ich möchte ihn nur nehmen, denn mit uns wär's doch für immer aus.

»Ich konnte an jedem Worte die Verleumdung merken. Das war die ganze Wendlandin. Sie hatte gesagt, was sie vor Gott nicht verantworten konnte. Ich schrieb ihm wieder, da ich ihn nun ausgefunden hatte, und schrieb noch einmal und noch einmal, es kam aber keine Antwort mehr.

»Darüber war es spät im Sommer geworden, und weil ich von dem Gedanken nicht abkommen konnte,

machte ich mir in der Stadt zu thun, um die alte Hirschin zu sprechen.

»Der alte Hirsch war schon eine geraume Zeit todt, sie war auch alt und schwach, aber sie konnte das Handeln nicht lassen und hantierte und half im Laden bei der Tochter. Ich sprach mit ihr von Wendland's, sie sagte mir's grade so, wie sie es der Mutter gesagt hatte, und am Abend, als ich nach Hause ging, war ich so benommen, daß ich den falschen Weg einschlug. Ich merkte es indessen gleich, und weil ich keine Zeit verlieren wollte, ging ich durch den Wald.

»Gleich wenn man aus dem Walde herauskommt, hat der Wendland seine Felder. Sie waren mit Weizen bestellt und noch nicht gehauen. Mit einem Male, wie ich so gehe, ist der alte Wendland dicht vor mir. Rechts und links das hohe Getreide, ich war gradezu eingefangen, und damit ich ja nicht fort konnte, trat er mir mitten in den Weg. Er war wie aus der Erde gewachsen. Ich fuhr zusammen, als hätte ich was Böses gesehen, und Gott weiß, es war nichts Gutes. Ich wollte guten Tag sagen, es blieb mir im Halse stecken. Er sah, daß ich Angst vor ihm hatte, und seine grauen Augen blitzten ihm vor Vergnügen. Ich wandte mich, ihn zu umgehen, und kam dabei in's Feld.

»Du machst's ja schon wie die Stadtleut',« sagte er, »die Gottes Gabe auch so mit Füßen treten.«

»Ich kann ja nicht anders durch, Sie stehen mir ja im Wege,« antwortete ich.

»Steh' ich Dir im Wege?« rief er. »Ja, ich steh' Dir im Wege,« sagte er noch einmal, und hob dabei boshaft die Harke auf, die er in der Hand hatte, »und ich werde Dir im Wege stehen mein Lebetag. Merk'

Dir das! Ehe Du in mein Haus kommſt, oder Deines Gleichen, da muß mein Kopf erſt unter der Erde ſein, und der Wilhelm müßte ſeinen verloren haben! Und laß das Geſchreibe, er hat ſein Theil. Wenn er Briefe haben will, ſo kann ſeine Braut ihm ſchreiben. Er braucht Dich nicht.«

»Ich war wie angewachſen auf dem Fleck. Er ließ kein Auge von mir. Es kann nicht lange geweſen ſein, mir kam's aber wie eine Ewigkeit vor. Als er vorwärts ging, mußte ich mich niederſetzen und mich recht ſatt weinen, wie das ſtille, volle Feld ſo über mir rauſchte und die Lerchen ſangen, als wäre die Welt voller Glück und Freude.

»Nun wollte ich auch Nichts weiter. Mir graute vor dem Hauſe, in dem der Alte lebte, und daß der Wilhelm ſich beſchwert hatte über meine treugemeinten Briefe, das war ſchlimmer, als ich mir gedacht hatte. Ich war mein Leben ſatt, was mit mir wurde, galt mir nun einerlei.

»Die Mutter ſprach immer vom Ferdinand, der Vater auch, und damals hatte ich es ſelber wie einen Groll gegen den Wilhelm in meinem Inneren. Das Dorf war mir verhaßt. Ich mochte dem alten Wendland nicht begegnen, ich mochte auch nicht da ſein, wenn über Jahr und Tag der Wilhelm mit ſeiner Frau im Dorfe anlangen würde. Immer mehr und mehr dachte ich an die Stadt, und als im Sommer der Ferdinand wiederkam und mich zur Frau verlangte, war mir's ganz recht, weil ich doch auf dieſe Weiſe fortkam und Allem aus dem Wege ging.

Christel saß eine Weile ganz stille, dann hob sie endlich von selbst wieder an, als fühle sie es jetzt wie eine Verpflichtung, mir Alles mitzutheilen, da sie einmal so weit gegangen war. »Der Mensch weiß wohl, was er verläßt, aber er weiß oft nicht, was er dafür findet,« sagte sie. »Ich wußte es wahrhaftig nicht.

»Weil ich nicht mündig war, mußte an das Gericht geschrieben werden, daß ich heirathen und Geld zur Einrichtung haben wollte. Der Schulmeister, der mein Vormund war, betrieb das Alles, der Ferdinand blieb die Zeit über da, und wenn wir uns schon wunderten, daß er so lange abkommen konnte, so war's uns doch Allen lieb, und Jeder war auf seine Art damit zufrieden, nur die gnädige Frau nicht.

»So steinalt sie war, kümmerte sie sich doch noch um Alles. Sie ließ mich kommen und rieth mir ab. Ich gehörte nicht in die Stadt, sagte sie, und zum Ferdinand hätte sie vollends kein Vertrauen. Er sähe ihr aus, als wäre er heruntergekommen. Ich solle für's Erste ruhig im Dorfe bleiben, und dann später mit ihrer Tochter mitgehen, die sich am Rhein verheirathete.

»Das machte mir viel Unruhe. Angst hatte ich selber vor der Stadt, und das rechte Zutrauen zum Ferdinand hatte ich grade auch nicht. Nur wenn ich mir dachte, wie sie reden würden, wenn's nun mit diesem auch Nichts würde, so wollte ich doch lieber heirathen, schon des Wilhelms wegen. Der Ferdinand hatte sich freilich verändert. Er sah nicht mehr so gut aus, er war oft verdrießlich und sprach immer davon, daß er hätte hundert Mädchen für Eines in der Stadt haben können, wenn er sich nicht grade ein häusliches Frauenzimmer wünschte. Ich glaubte ihm das, die Eltern dachten,

er ſei nun ſelber ein guter Wirth geworden, und er war uns im Grunde ſo lieber als vorher.

»Im September wurden wir getraut und am anderen Tage fuhren wir ab. Mein Wäſchekaſten und die Betten, die ich und die Mutter alle die Jahre zuſammengebracht — es war ſo ſchöne, ſtarke Leinwand und ſchöne Betten — ſollten nachkommen. Ein paar Kleider hatte ich mir in der Stadt machen laſſen, und die fünfhundert Thaler, die das Gericht mir zur Einrichtung gegeben hatte, die hatte der Ferdinand.

»Wie mir zu Muthe war in der großen Stadt, unter den wildfremden Menſchen, das können Sie ſich gar nicht denken. Ich wäre am liebſten wieder umgedreht. Die Häuſer lagen ordentlich auf mir, alle die vielen Menſchen ſummten mir wie Bienen um den Kopf, ſowie ich aus dem Hauſe trat, und im Hauſe war's noch ärger. Eine rechte Wohnung hatte der Ferdinand nicht, nur eine ausmöblirte Stube. Er ſagte, wir müßten darin bleiben bis zur Ziehzeit, dann würde er eine Wohnung miethen, bis dahin könnten wir uns ſelber Möbel und die ganzen Wirthſchaftsſachen einkaufen. Aber ein Tag verſtrich nach dem anderen und von Einkaufen war keine Rede.

»Der Ferdinand ging früh aus. Mittags wurde Eſſen geholt, ich hatte auf der weiten Welt Nichts zu thun. Nicht einmal unſere Wäſche konnte ich waſchen, denn wir hatten keine Küche, keine Kammer, nicht Topf, nicht Tiegel.

»Dann und wann einmal ſang er mit im Theater, aber nicht im königlichen, wie er geſagt hatte; eine feſte Anſtellung hatte er auch nicht, und vom Notenſchreiben war gar keine Rede. Es konnte nur blutwenig ſein,

was er verdiente, und er für sein Theil gab doch Geld genug aus.

»So hielt sich das hin bis gegen Neujahr, wo wir eine Wohnung nahmen. Es waren zwei hübsche Stuben mit Küche und Kammer, aber als es an's Einrichten ging, konnten wir nicht zurecht kommen. Er nahm nur Möbel, daß es gut aussehen sollte, wir hatten ein schönes Sopha, schöne Gardinen, er kaufte auch Tassen und Gläser, indessen für die Küche bekam ich so gut wie Nichts. Ich wußte nicht, wie ich das Bißchen Essen machen sollte, es fehlte Alles. Wenn ich das sagte, lachte er mich aus und meinte, mir stäken die alten Kisten und Kasten, und die schweren Speckseiten im Sinne, das müßte ich mir vergehen lassen, in der Stadt sei das anders, ich würde es schon noch lernen.

»Gefallen that mir das gar nicht, ich war jedoch schon zufrieden, daß wir nur erst die eigenen vier Wände hatten, und daß ich doch wieder auf meinen eigenen Betten schlief, die ich mir von Hause mitgebracht. Ich hatte zu Neujahr auch meine Zinsen bekommen, damit wollte ich wirthschaften, und dachte lange auszureichen; da fingen indessen die Besuche an.

»Erst brachte er Abends einen Freund mit, dann noch einen, dann kamen Frauen, und ich sollte auftischen. Es wurde Alles von den Schlächtern geholt, der Ferdinand holte Arrak, sie machten Punsch, tranken und sangen die Nächte durch, es war ein Wesen, wie ich's mein Lebetag nicht gehört.

»Von Allem, wovon sie redeten, begriff ich im Grunde Nichts. Ich kannte die Menschen nicht, von denen sie sprachen, ich kannte auch die Dinge nicht, um die sie sich kümmerten; ich saß mit meinem Strickzeug da, und

war wie vom Himmel hineingeſchneit. Anfangs hatte ſich wohl Einer oder der Andere um mich gekümmert, und vielleicht wäre es auch beſſer gegangen, hätte ich mich anders angelaſſen, ich verſtand's nur nicht. Es will eben Alles gelernt ſein von Anfang an, aus der Mitte heraus geht's nicht.

»Wäre ich in eine kleine, ordentliche Wirthſchaft gekommen, ſo hätte ich mich wohl zurecht gefunden, wie Hunderte vom Lande; ich hätte das Meinige gethan, und allmählich wär's gewiß mit mir geworden. So aber war's nicht möglich. Ein großer Rechner war ich nicht, nur das konnte ich mir denn doch ſagen, daß drei-, viermal ſo viel d'rauf ging, als wir hatten. Gleich in den erſten Wochen, als wir noch in der möblirten Stube geweſen, waren Menſchen gekommen, immer Einer nach dem Anderen, die Geld verlangt und erhalten hatten. Wie viel, das konnte ich nicht zuſammenbringen; woher es genommen wurde, das wußte ich jedoch.

»So blieb ich immer in Sorgen, und ſie drückten um ſo ſchwerer, da ich in der fremden Welt nicht abſehen konnte, wie das enden ſollte. Ich war traurig von früh bis ſpät, der Ferdinand that, als merkte er es nicht.

»Er hatte mir im Winter ein paar feine Kleider und einen Mantel angeſchafft, ich bekam auch zum Sommer wieder Etwas, und zuletzt noch einen Hut mit Blumen; ich fühlte aber, daß die Männer und Frauen mich immer darauf anſahen, wenn ich's anhatte, und ich ſelber kam mir wie ausgekleidet, wie ein Hochzeitsbitter darin vor. Vergnügen hatte ich gar nicht davon, die Sachen waren alle nicht bezahlt, und wenn ich beim Schlächter, beim Bäcker, und an allen Ecken und Enden in

den guten Kleidern borgen gehen mußte, hätte ich lieber mit dem Spaten in der Hand gearbeitet.

»Johanni, als wir Miethe bezahlen sollten, war kein Geld da. Der Wirth drohte, uns herauszubringen oder sich an unseren Sachen zu halten. Mein Mann begütigte ihn, er sollte nur bis zum Abend sich gedulden, er bekomme heute Geld. Kaum war der Hausherr fort, so fing der Ferdinand an, quer durch die Stube auf und ab zu gehen, rascher und rascher. Das war immer ein schlechtes Zeichen. Endlich blieb er vor mir stehen.

»Christel,« sagte er, »zieh Dich an, ich werde Dir eine Droschke holen, Du mußt fort.«

»Ich war verwundert, und fragte, wo ich hin sollte?

»Du mußt in's Leihhaus!« antwortete er ganz kurz. »Du mußt überhaupt lernen, anders zu wirthschaften. Was soll uns der ganze Kram, den Du von Hause hast, die unnützen zwei Stand-Betten und das viele grobe Leinenzeug! Es nimmt nur unnütz Platz weg.« — Er sprach nicht zu Ende, biß sich die Nägel und ging wieder auf und ab.

»Wenn ich erst eine Stelle habe,« fing er dann wieder auf einmal an, »und die bekomme ich nun in jedem Fall, so müssen wir feine, ordentliche Wäsche haben. Die Sackleinwand von zu Hause ist zu Nichts, und jetzt brauchen wir Geld, also nimm den Plunder und mach', daß wir ihn los werden.«

»Ich stand wie versteinert, es war mir so unerhört, und ich konnte mir nicht helfen, ich fragte, ob denn von den fünfhundert Thalern Nichts mehr da wäre.

»Er lachte mich aus. Für so dumm hätte er mich nicht gehalten, sagte er. Ob ich mir denn einbilde, daß wir die drei Vierteljahre von der Luft gelebt hät-

ten. Hier wären keine Kartoffeln und Rüben aus dem Garten zu holen, das ſähe ich ja, ich wäre hier nicht auf dem Dorfe.

»Ich wollte, ich wäre dort geblieben!« rief ich in meiner Bedrängniß, faſt ohne daß ich's wußte.

»Und ich wollte, ich hätte Dich dort gelaſſen!« fuhr er auf, »es iſt ein Elend mit ſo einem ſchwerfälligen Weibe! Für 'nen Schulmeiſter wär's gegangen, für 'nen Künſtler biſt Du ein wahres Unglück. Ich wollte, meine Augen hätten Dich nie geſehen.«

»Jedes Wort ſchnitt mir in's Herz, denn darin hatte er Recht, ich paßte hier nicht her; aber ich war ja nicht von ſelbſt gekommen, und hatte es ihm vorher geſagt. Er konnte mit mir keine Ehre einlegen, indeß ich hatte auch keine guten Tage.

»Frau im Hauſe bleibt Frau im Hauſe, und ſich als Hausfrau von ſeinen eigenen Gäſten in die Ecke ſchieben laſſen, und vom Manne wie 'ne Magd behandelt werden, das kränkt. Hundert und tauſend Mal habe ich gedacht, wie die alte gnädige Frau mir das voraus prophezeit hatte, und ich würde es auch nicht ertragen haben, hätte ich's nur zu ändern gewußt.

»Nun es zur Sprache kam, ſtürzte auch mein ganzes Unglück über mich, ſo deutlich wie noch nie zuvor. Ich weinte, daß mir das Herz weh that. Der Ferdinand ging immer auf und ab, wohl war ihm dabei gewiß auch nicht.

»Wie ein Menſch nur ſo auf Hab und Gut verſeſſen ſein kann!« rief er zuletzt. »Was aus mir wird, gilt Dir gleich. Die Betten und die Leinwand kannſt Du nicht verſchmerzen! Du haſt nicht einmal ein Herz für Deinen Mann!«

»Verſünd'ge Dich nicht!« ſagte ich, denn es ge-

ſchah mir ſchweres Unrecht damit. Ich konnte es nicht loben, daß er Nichts that und ſo viel ausgab, aber es machte mir nicht bloß um meinetwegen Sorge, und ich wollte ihm zeigen, daß mir mein Mann mehr am Herzen lag als Hab und Gut, obſchon das Meiſte von meiner Mutter kam. Ich ging alſo und zog mich an, er holte die Droſchke; die Betten und zwei Stück ſchöne Leinwand wurden eingepackt und ich fuhr damit ab. Ich werde das nicht vergeſſen, wie ſauer es mir ankam.

»Als ich das Geld brachte, war der Ferdinand wie umgewandelt. Der Wirth erhielt das Seinige, und mein Mann ſprach mir Muth zu. Ich ſollte mir keine Grillen machen, das käme bei einem Schauſpieler wohl vor, ich ſollte nicht immer in die Zukunft denken, ſondern wie er und andere vernünftige Menſchen mich an den Tag halten. Er war beſſer zu mir als je.

»Als ich mich nicht zurecht finden konnte und ihm ſagte, das helfe Alles nicht, ich hätte es immer gewußt, und nun hätte er mir's ſelber geſagt, ich paßte nicht für ihn, ich wäre ſein Unglück, und ich hätte doch ſo viel Ehre und Liebe in mir, das niemals zu verſchmerzen, da tröſtete er mich darüber lang und breit. Ich würde es ſchon noch lernen, aller Anfang ſei ſchwer, meinte er, ich ſollte mich nach den anderen Frauen richten, er würde mich mehr unter Menſchen bringen, und gleich heute wollten wir mit ſeinen guten Freunden vor das Thor gehen.

»Ich wollte nur zu gern glauben, daß Alles ſo kommen würde, wie er's ſagte, zog mir meine beſten Kleider an, ſetzte den guten Hut auf, wie er's haben wollte, er führte mich am Arm, was ſonſt nicht geſchah, und ſo machten wir uns auf.

»Als ich aber mit all dem Putze die Treppen hinab-

ſtieg, auf denen ich eben meine ſchönen Betten und meine Leinwand herunter getragen hatte; war mein guter Muth wieder fort. Ich lief neben meinem Manne her und hatte den Kopf wo anders. Auf dem Wege vom Leihhaus hatte ich mir wieder nachgerechnet, was wir ſchuldig waren, allein für Eſſen und Trinken, für reine Nothdurft, und das Haar ſtand mir zu Berge. Ich ſah kein Ende ab.

»So kamen wir bis an das Schloß, und wie ich in Gedanken den Kopf aufhebe, ſehe ich den Soldaten an, der Wache ſteht, und ſehe den Wilhelm. Er erkannte mich auch, das merkte ich an ſeinem Geſicht. Es ging wie Spott um ſeinen Mund, und mir brannte der Boden unter den Füßen. Ich hätte den Hut mit den Blumen vom Kopfe, die geborgten Kleider vom Leibe haben mögen, und ich dachte: wenn der Dich geſehen hätte mit den Sachen nach dem Leihhauſe fahren!

»Wir ſaßen ſchon lange vor dem Thore mit den Anderen, ſie aßen allerlei und tranken Kalteſchale, aber ich konnte keinen Biſſen herunterbringen, ich hatte nur immer noch an meinen Thränen zu ſchlucken. Der Ferdinand ſah mich ein paar Mal ärgerlich an, die Anderen kümmerten ſich nicht um mich. Das war dabei noch das Beſte.

»Die Nacht konnte ich kein Auge zuthun, und am Morgen faßte ich mir ein Herz, mit dem Ferdinand zu reden. Ich ſtellte ihm vor, daß es ſo nicht bleiben könnte, und daß ich arbeiten müßte, wenn er keinen Erwerb hätte. Ich wollte für Fremde nähen und waſchen, wir wollten die eine Stube vermiethen, ſchlug ich ihm vor, ich wollte überhaupt herzlich gern alles nur Mögliche thun, um nur aus den Schulden heraus zu

kommen, und den Leuten wieder ehrlich unter die Augen zu treten. Ich konnte den Wilhelm und seine Mienen nicht vergessen.

»Er ließ mich gegen seine Manier ruhig ausreden, ich sah, es ging ihm zu Herzen; weil er aber wie Angst hatte vor der rechten Einsicht, nahm er Hut und Stock, und sagte im Weggehen: »Thu', was Du willst, das macht den Kohl indessen auch nicht fett.«

»Ich ging denn aber doch getrost an's Werk. Die gute, saubere Stube vermiethete sich bald, ich fand auch Kundschaft für die Arbeit, und da ich nur wieder irgend Etwas vor mich brachte, wurde mir leichter um's Herz. Ich gab so wenig als möglich aus, ich kochte das Billigste; das half aber Nichts, denn nun kam mein Mann zum Essen nicht nach Hause, und hatte ich ein paar Groschen beisammen, so war auch schon irgend Einer da, dem er sie schuldig geworden war, und dem ich sie geben mußte.

»Was soll ich Ihnen lange sagen!« rief Christel, sich unterbrechend, aus. »Es wurde von Tag zu Tag ärger, es war kein Halten mehr. Mit aller meiner Mühe richtete ich nicht das Geringste aus. Der Ferdinand war nicht schlecht von Herzen, nur die böse Gesellschaft hatte ihn verdorben. Wir saßen in Schulden bis über die Ohren, ein Stück wurde nach dem anderen verkauft, wir mußten aus der Wohnung fort, und wenn alle halbe Jahre einmal meine Zinsen kamen, sah ich keinen Heller davon. Das ging ein paar Jahre immer bergab.

»Alle meine Hoffnung war zuletzt darauf gestellt, daß ich mündig werden würde. Ich hatte versucht, ob ich nicht schon vorher von meinem Gelde etwas erheben könnte, indeß das ging nicht, ohne daß der

Schulmeiſter, der doch mein Vormund war, davon wußte, und das wollte der Ferdinand nicht. Auf dem Gericht, an das ich mich wandte, hieß es, wenn's der Vormund auch zuließe, würden ſie Nichts geben, gerade weil mein Mann verſchuldet wäre, und ich ſollte mich vorſehen, wenn ich das Geld in die Hände bekäme. Es war eine grauſame Lage, Geld zu haben und jeden ausgeſchlagenen Tag von Gläubigern bedroht zu werden. Oft drückte es mir gerades Wegs das Herz ab. Ich hätte Alles d'rum gegeben, es einem Menſchen klagen zu können, ich war wie verlaſſen in der weiten Stadt. Manch liebes Mal kam mir es in den Sinn, daß der Wilhelm, der nun ſchon wieder auf dem Lande war, nicht ſpotten und nicht lachen würde, wenn er Alles von mir wüßte.

»Der Ferdinand trug's denn allmählich auch nicht leichter als ich. Er trank viel, das machte ihn zänkiſch, es war täglich Streit und Noth im Hauſe. Was das aber heißt, Noth und Zank und Trunkenheit und Schulden, das weiß kein Menſch, der's nicht erlebt hat. Ich war in ewiger Angſt, in ewigem Grimm, und hatte nur noch den Einen Gedanken, einmal heraus und fort zu kommen. Einen Morgen, als wir auch wieder an einander gerathen waren, ſagte ich das.

»Da iſt leicht Rath zu ſchaffen,« meinte der Ferdinand, »Du haſt's nur immer nicht gewollt. Geld können wir jeden Augenblick haben, wenn Du eine Verſchreibung auf das Deinige giebſt. Das Bißchen Zinſen iſt nachher Nichts, und dann ſind wir mit einem Male heraus und haben Ruhe.«

»Ruhe zu haben, das war aber Alles, was ich verlangte, nur einmal Ruhe; und ſo ſetzten wir uns hin und rechneten, und es waren mehr als tauſend

Thaler, die der Ferdinand schuldig geworden war. Ich war fest darin, daß ich sie geben wollte, es blieben mir noch immer sechs Tausend übrig; indessen der Ferdinand stellte mir vor, wir müßten gleich zwei Tausend aufnehmen, denn wenn wir Nichts in der Hand behielten, wäre es eben wieder dasselbe, und hundert zwanzig Thaler gingen ohnedies gleich weg für das erste Jahr Zinsen.

»Ich that's, und gab die Verschreibung, und nahm das Geld auf. Als die Schulden bezahlt waren und die Zinsen im Voraus auch, wollte ich das übrige Geld von den zweitausend Thalern in Verwahrung nehmen. Er gab es mir aber nicht. Ich konnte Nichts dagegen thun als mich bei ihm beschweren, er war einmal mein Mann, und das Geld ging noch schneller fort als Alles vorher, nur merkte ich's nicht gleich. Weil wir unsere Schulden bezahlt und der Ferdinand eine Weile überall baar Geld gegeben hatte, so bekam er nun Kredit, so viel er wollte, und bekam selber Geld auf Wechsel.

»Eine andere Wohnung, wie Ferdinand zuerst gewollt, hatten wir nicht genommen, wir waren in der kleinen geblieben; ich hatte auch meine Arbeit fortgesetzt, denn unter Menschen ging ich nicht, es kamen auch keine mehr zu uns von seinen Bekannten, und ich wollte wenigstens das Meinige gethan haben. Die Einzige von allen seinen Freunden, die sich noch bei uns blicken ließ, war eine Sängerin vom Chor, indessen grade die hätte für mich am besten wegbleiben können.

»Sie war viel älter als der Ferdinand, aber man konnte wohl sehen, daß sie einmal schön gewesen. Sie hatte die Stimme verloren, spielte Statistenrollen, kam nie aus mit ihrem Gelde, denn sie putzte sich sehr und

gab schrecklich viel auf Essen und Trinken. Die war eigentlich des Ferdinand's Verderben. Er hatte sich immer mit ihr zu thun gemacht, mehr als recht war, und wenn sie sich Anfangs auch das Ansehen gab, als wollte sie mir einhelfen in der Stadt, so merkte ich gleich, daß Alles gegen mich ausschlug, was sie mir rieth und that.

»Ich hatte das dem Ferdinand ein paar Mal gesagt, es war umsonst gewesen. Da hatte ich es ihr selber zu verstehen gegeben, so gut ich konnte, und sie kam auch eine Weile nicht mehr in das Haus. Mein Mann ging aber zu ihr, wo denn noch mehr d'rauf ging als unter meinen Augen. Dabei sprach sie stets davon, daß sie eine Kunstreise machen wollte, der Ferdinand sollte sie begleiten, und dann konnte sie von den Schätzen erzählen, die sie gewinnen würden, daß man nicht wußte, wollte sie Andere betrügen oder nur sich selber. Ich glaube indessen, sie bildete sich es wirklich ein, obschon ihre Bekannten lachten, so oft sie darauf zu sprechen kam.

»Mit dieser Frau blieb der Ferdinand zuletzt fast beständig zusammen. Ich bekam ihn Tage lang nicht zu Gesicht, und hatte ich ein paar Groschen, so nahm er sie mir mit Bitten oder Drohen ab, daß ich Noth litt, mehr, als Einer wußte. Dazu unabläßig Nichts als das gebrannte Herzeleid, immer Streit, immer Aerger, denn wir konnten zuletzt nicht zusammen sein ohne Zank, das setzt sich nicht in die Kleider.

»Ich wurde schwach und krank, und endlich sagte ich ihm, ich könnte es nicht aushalten, ich wollte mich von ihm scheiden lassen. So gram ich ihm war, stockte mir doch das Wort auf der Zunge, als ich es ihm sagte. Ich hatte nicht das Herz, ihn anzusehen, ich dachte, er

würde mir es vorhalten, daß ich ihm vor Gott und vor dem Altar zugeſchworen, mit ihm auszuharren bis an's Ende.

»Statt deſſen lachte er mich aus. »Scheiden laſſen?« rief er, »ſcheiden laſſen willſt Du Dich? Da warte, bis Du mündig biſt; oder meinſt Du, mein Alter wird Dir ſeine Einwilligung dazu geben? Ohne Deinen Vormund kannſt Du ja Nichts machen.«

»Ich glaubte ihm das nicht, und ging zu einem Advokaten, mich zu befragen. Es war, wie er mir's geſagt hatte. Weil ich indeſſen es ſo nicht länger aushalten konnte, ſchrieb ich dem Vater, ſtellte ihm Alles vor, wie es geweſen, was ich ertragen hätte, und bat ihn himmelhoch, er möchte mir nicht dawider ſein. Ich wollte, wenn es ſo weit wäre, meinem Manne gern von dem Meinen abgeben, ich hätte auch mit weniger genug, er möchte ſich nur erbarmen und mir dazu verhelfen, daß ich fort käme aus der Stadt, und fort von meinem Mann und von dem ganzen Elend.«

»Und er hat Ihnen dazu verholfen?« fragte ich; »denn Sie ſind ja jetzt bei Ihren Schwiegereltern.«

»Gott bewahre!« entgegnete ſie. »Er antwortete mir ſehr beweglich, ich ſah, wie ihm dabei zu Muthe war; von der Scheidung wollte er jedoch Nichts wiſſen. Er gab mir zu bedenken, was aus dem Ferdinand werden ſollte, wenn er ganz dem ſchlechten Frauenzimmer in die Hände fiele; er ermahnte mich zur Geduld, verwies mich auf den lieben Gott, auf die vielen Menſchen, die geſündigt hatten und in ſich gegangen waren, und ganz zuletzt hieß es, er als Vater könnte es nicht verantworten, in die Scheidung einzuwilligen, ſo lange er noch etwas über mich zu ſagen hätte. Was ich nachher thäte, das wäre meine Sache, das müßte

ich mit meinem Gewiſſen abmachen und mit meinem himmliſchen Vater.

»Die drei Vierteljahre, die noch zu meinem vierundzwanzigſten Jahre fehlten, waren eine Unentſchloſſenheit und eine Pein. Bald wollte ich mich ſcheiden laſſen, bald wieder nicht. Blieb mein Mann einmal zu Hauſe, ſagte er einmal, es ſollte anders werden, ſo hoffte ich, wollte bei ihm aushalten und gab gern, was ich irgend konnte. Viel war es nicht, denn faſt meine ganzen Zinſen gingen darauf, dem Juden die Procente von den aufgenommenen zweitauſend Thalern zu bezahlen, und was davon übrig blieb, war immer ſchon im Voraus weg.

»Die letzten Tage vor dem Termin, in dem ich mündig geſprochen werden ſollte, hatte der Ferdinand ſich gut angelaſſen. Er ſchrieb Noten, was ſeit einer Ewigkeit nicht mehr geſchehen war, und wenn er auch von der Kunſtreiſe ſprach, ſo war das ſchon etwas Altes, auf das ich nicht hörte, weil es niemals dazu gekommen war. Bei ihm bleiben wollte ich damals wieder, wenn es irgend anging; da aber Jeder, auch der Dümmſte, durch Schaden klug wird, ſo wandte ich mich an den Advokaten, um zu wiſſen, wie ich mein Geld feſtmachen ſollte, damit es nicht den Weg des anderen nähme, wenn ich es in meine eigenen Hände bekommen würde. Zu theilen, was ich hatte, war ich gern bereit, nur durchbringen wollte ich's nicht laſſen, um nicht nackt und bloß zu ſein für's Alter. Wenn der Menſch ſich auch ſein Leben lang gern plagen will, auf ſeine alten Tage denkt man doch an Ruhe.

»Ich war alſo wie vor den Kopf geſchlagen, als ich hörte, daß ich mein Geld nicht feſtſetzen könnte ohne meines Mannes Willen, denn wir hatten Gütergemein-

schaft; was mein wäre, wäre sein, was ich erwürbe, gehörte auch ihm, wenn er nicht als Verschwender bekannt gemacht würde. Ich konnte mir es gar nicht denken, daß Alles so gegen die Frauen eingerichtet wäre, die ohnehin schon immer die Unterdrückten sind, und als ich dem Advokaten das zu verstehen gab, meinte er, ich thäte ihm leid, es sei schlimm für mich, gegen das Gesetz sei jedoch Nichts zu machen. Ich möchte mir überlegen, ob ich meinen Mann wollte als Verschwender erklären lassen, dann sei mir gleich und ganz geholfen; es käme dann in die Blätter, Niemand borgte ihm mehr, und ich behielte das Meine.

»Das war am Montag; Mittwoch war der Termin. Ich stand nun und sollte wählen: entweder die Scheidung einklagen, oder den Eltern und meinem Manne, denn das war und blieb er doch einmal, den Schimpf anthun, daß ihr Name auf solche Art durch die Blätter ging. Kein Auge habe ich geschlossen in den Nächten, und als wir um eilf Uhr auf die Gerichtsstube kamen, war ich grade so weit als vorher, ich wußte nicht, was ich sollte und wollte. Das Geld war vom Vormundschaftsgerichte hieher an das Gericht geschickt, das hatte der Schwiegervater durchgesetzt.

»Wir bekamen das Geld, es hatte auf einem Grundstück gestanden, ich nahm's, trug's selber nach Hause und verwahrte es. Es ist nichts Kleines, wenn man sein Hab und Gut vor seinem eigenen Manne retten muß.

»Er sprach kein Wort, forderte auch keinen Groschen. Es wurde mir ganz unheimlich. Abends ging er aus, ich fragte, ob ich ihm nicht Etwas geben sollte, er wollte Nichts haben, kam jedoch bald wieder, und war so still und kleinlaut, daß ich nicht wußte, war er krank oder

was sonst. Wir sprachen, wo das Geld nun weiter untergebracht werden sollte, und daß wir morgen die zweitausend Thaler abbezahlen müßten, um die schweren Procente los zu werden. Er sagte zu Allem Ja. Endlich ging Jeder zu Bett, und, Gott verzeih mir's, wie ich so lag, kam mir der Gedanke: wenn er dir nur nicht an's Leben will!

»Der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn, als ich fühlte, daß es so weit gekommen war zwischen uns, ich wollte wach bleiben und am anderen Tage das Geld zum Advokaten bringen, während der Ferdinand die zweitausend Thaler abtrug. Weil ich aber die Nächte vorher kein Auge zugethan und so schwere Angst ausgestanden hatte, schlief ich so fest ein, wie ich lange nicht geschlafen hatte.

»Am Morgen war mein erster Blick nach meines Mannes Bett. Er war nicht darin. Mir ahnte das Schlimmste. Es war auch geschehen. Er war nicht da. Ich lief nach der Kommode, der Schlüssel steckte darin, denn ich hatte ihm nicht zeigen wollen, daß ich ihm nicht einmal so weit mehr traute. Das Geld war weg.

»Wie ich in die Kleider, wie ich in die Wohnung des Frauenzimmers gekommen bin, weiß ich selber nicht mehr. Ihre Wirthsleute sahen mich an, als hätte ich den Verstand verloren, als ich nach ihr fragte. Ob ich denn nicht wüßte, daß sie mit meinem Manne eine Kunstreise nach Amerika machte, fragten sie mich. Es wäre ja seit Monaten die Rede davon gewesen, und Alles auf diese Woche festgesetzt.

»Daß ich den Tag bei Sinnen geblieben bin, ist mir noch ein Wunder. Der Advokat, der immer mitleidig gewesen war, blieb meine letzte Zuflucht. Ich

ging zu ihm, er that, was er konnte, es wurde auf der Polizei gemeldet, es half aber Nichts. Sie hatten sich gut vorgesehen, sie waren und blieben fort.«

Christel schwieg und trocknete sich ihre weinenden Augen. Ihre stille Art und Weise machte ihr schweres Geschick für sie noch schwerer. Sie hatte keinen Zorn, kein Rachegefühl, nur ihre leidensvolle Miene, ihre sanfte Klage. Ich sah das gute Geschöpf an, man begriff nicht, wie es so Hartes hatte tragen können.

»Ach Gott!« entgegnete sie, als ich ihr das aussprach, »es soll kein Mensch mir sagen, das geht über meine Kraft. Aushalten kann man Alles, und warum hatte ich der alten gnädigen Frau nicht gefolgt, warum hatte ich nicht gewartet, bis der Wendland wieder kam? Ein rechtes Herz hatte ich doch nicht zu der Heirath gehabt, sondern nur zu ihm. Ich habe auch mein Theil verschuldet.«

Ich fragte, ob der junge Wendland denn wirklich das Mädchen genommen hätte, das die Eltern ihm ausgesucht. Sie bejahte es.

»Er war schon lange verheirathet, als ich zurück in's Dorf kam!« sagte sie.

»Geschah das bald nach Ihres Mannes Entfernung?«

»Nicht volle fünf Wochen darauf. — Sowie es bekannt war, daß mein Mann fortgegangen, kam nicht nur der Jude, von dem wir die zweitausend Thaler hatten, sondern es fand sich, daß mein Mann noch außerdem an fünfzehnhundert Thaler schuldig war. Ich hatte Nichts als die paar Stück Möbel und Betten. Die Möbel wurden mir abgepfändet, die Betten ließen sie mir, und da es den Eltern doch geschrieben werden mußte, da ich doch einen Menschen haben mußte, an

dem ich mich halten konnte in der weiten Welt, ſo ſchrieb ich's denn und bat, ob ich nicht zu ihnen zurückkehren dürfte.

»Seitdem bin ich nun wieder hier. Es ſind drei Jahre auf den Herbſt. Aber wie mir's war, als ich hier ankam, gleichſam nackt und bloß, denn ich hatte die Betten verkauft, um Geld zur Reiſe zu haben, das denken Sie ſich nicht; und dabei hatte ich nur immer die Eltern zu tröſten, denn der Vater fiel auf's Krankenlager und die Mutter überlebte es ja auch nicht lange.«

Wir waren Beide ſtill. Es giebt Leiden, denen gegenüber der Troſt verſtummt.

Ich fragte Chriſtel, ob ſie jetzt ihr Auskommen hätte.

»Sehr gutes Auskommen,« ſagte ſie. »Ich habe immer Arbeit, hier oder auf dem Schloſſe, denn die jetzige gnädige Frau iſt grade wie die ſelige, und zu Hauſe geht's auch. Das Mädchen, das die Schwiegereltern annahmen, als ich heirathete, iſt noch da, und Morgens und Abends und Sonntags, wenn ich nicht in Arbeit bin, ſehe ich nach dem Rechten. Es geht ganz gut.«

»Wenn aber der Schulmeiſter einmal ſtirbt?« wandte ich ein. »Er muß ſehr alt ſein.«

»Er wird Martini ſiebenzig Jahr alt!« antwortete ſie.

»Dann werden Sie einmal ganz allein ſein!« fuhr ich fort.

Sie zuckte mit den Schultern. »Das iſt nun doch nicht anders; durchbringen werde ich mich ſchon, aber . . .« Sie brach ab.

»Was meinten Sie mit dem Aber, Chriſtel?«

»Nichts! im Grunde Nichts! Es iſt aber doch kein rechtes Leben!« ſeufzte ſie, und damit hatte den Tag unſer Geſpräch ſein Ende erreicht.

Wie ich das tiefſte Mitleid mit der armen Frau, ſo hatte ſie danach auch Vertrauen zu mir gefaßt. Sie ſuchte jede Gelegenheit, in meinem Zimmer zu arbeiten, machte ſich bei jedem Anlaß mit mir zu ſchaffen, und da ich Nichts weiter für ſie zu thun wußte, bot ich ihr gern und oft den Anlaß, von ſich zu ſprechen, was ſie gegenüber ihren Standesgenoſſen mit ängſtlicher Vorſicht vermied, wie meine Schweſter mir ſagte. Nachdenklich von Natur, hatte ihr Unglück ihren Verſtand geſchärft, ihr weiches Herz noch milder gemacht. Jahre lang hatte ſie bei ihrer Näharbeit über ihr Schickſal, über die Menſchen und die Lebenswege einſam gegrübelt und gebrütet. Dem Schulmeiſter ſprach ſie nie von ihrem Unglück, denn es hieß ihn an das ſeine erinnern; ſonſt hatte ſie wenig Verkehr im Dorfe, und weil ihr Empfinden über ihren Stand verfeinert war, hatte ſie auch Furcht vor Mittheilungen, die ihr ein quälendes Beklagen zu Wege bringen konnten.

Als ſie wieder einmal in meinem Zimmer war, fragte ich ſie, wie man ſie denn im Dorfe nach ihrer Rückkehr aufgenommen habe.

»Das weiß ich im Grunde ſelber nicht zu ſagen!« antwortete ſie. »Wie der Vater und die Mutter waren, als ſie mich ankommen ſahen, das können Sie ſich denken. Ich mag wohl verkümmert genug geweſen

sein, denn sie konnten sich die ersten Tage auch über mich nicht zufrieden geben. Die Mutter kochte für mich, ich sollte früh zu Bett gehen, mich pflegen, sie wollten mich gar Nichts anfassen lassen.

»An ihrem Erbarmen und in der Ruhe wurde ich es nur immer mehr und mehr gewahr, was mir geschehen. Ich verlangte keine Pflege; mir war's Pflege genug, daß hier Alles still war, daß keine Gläubiger mehr kamen, kein Zank mir die Tage verbitterte, und daß ich nicht immer sorgen mußte: wie wird er heute nach Hause kommen?! Ich hatte, wenn ich mir es recht überlege, damals gar keine Gedanken, nicht zurück, nicht vorwärts. Es war Alles wie fort die erste Zeit. Ich saß nur immer und sah hinaus in den Garten, wenn der Schnee trieb, und freute mich, daß keine Häuser grade über standen.

»Ich glaube, ich bin die ersten Wochen und Monate nicht über die Schwelle gegangen. Der Herr Pfarrer kam einmal in's Haus; auch seine Tochter, die jüngste, die noch bei ihm war, kam ein paar Mal und brachte mir Arbeit. Er redete mir Muth ein, die Tochter sagte Nichts, sie sah mich nur immer mitleidig an, gab mir die Hand, wenn sie ging, und das that mir gut, denn ich dachte: du bist doch nicht verstoßen und wirst nicht verlassen sein. Viel Arbeit hatte ich den Winter nicht, die Herrschaft war in der Stadt und Ihre Schwester noch nicht hier.

»Weihnachten ging ich zum ersten Mal in die Kirche. Da war noch Alles wie sonst, nur mit mir war es anders geworden. Ich konnte die alten Kränze und die alten weißen Bänder über den Todtentafeln nicht ansehen, ohne daß mir die Thränen in die Augen kamen. Von den Wendland's war Keiner da, sie waren über

Land gefahren. Mir war das lieb, denn alle Augen richteten ſich nach mir, wie ſie auf den Fleck hinſehen, wo irgend was Beſonderes paſſirt iſt. Von da ab hielt ich mich wieder zur Kirche, und ſah denn auch den Wilhelm mit ſeiner Frau. Sie war ſtark geworden, er hatte ſich nicht viel verändert. Sie machte ſich aber jetzt nicht ſo mit ihm zu ſchaffen, wie damals; nur ſo hochmüthig wie ſonſt hatte ſie ſich noch.

»Im Frühjahr — ach, wie mir das Frühjahr vorkam, wie Alles grün wurde und blühte, und ich ſah, was dem Menſchen auch paſſirt, der liebe Gott läßt doch Alles wachſen und gedeihen, das war ganz beſonders! Als hätte ich nie Baum und Strauch gekannt, ſo ſtaunte ich ſie an, und mir fielen die Frühlingslieder alle ein, die ich als Kind gelernt hatte, nur daß ſie mir jetzt das Herz bewegten und damals nicht. Wenn ſie in der Stadt ſo großes Weſen machten von Wald und Feld und von der ſchönen Natur, ſo hatte ich das Alles für Redensart gehalten, wie manches Andere, was ſie ſagten. Mein Leben lang war ich in Wald und Feld geweſen, und es war mir nicht eingefallen, zum Vergnügen darin herum zu gehen. Jetzt verſtand ich's; es kam, weil ſie's entbehren mußten. Ich konnte es ſelber nicht ſatt bekommen. Es war immer das eine Glück, daß drüben keine hohen Häuſer ſtanden. Und je weiter ich ſah, je weiter wollte ich ſehen. Ich ging nun ſelber ſpazieren, ſtundenlang, manchmal wenn's kaum Tag war. Sie ließen mich auch, ſie waren nur eine Güte zu mir, der Vater wie die Mutter.

»Eines Morgens, wie ich denn auch einmal ſo durch den Wald ging, in dem die Tannen wie lauter Balſam rochen unter der Sonne, komme ich auf die Lichtung hinaus und ſehe den Wilhelm faſt vor mir ſtehen. Ich

wollte umwenden, aber er war mich eben ſo gewahr geworden und ging ruhig auf mich zu.

»Bleibe doch!« ſagte er.

»Ich mußte ihm gehorchen, wie ein Kind. Das helle Sonnenlicht fiel ſchräg durch die Bäume, rund um uns war es ein funkelndes Gold. Ich wußte nicht, konnte ich ihn nicht ſehen, weil's ſo hell war, oder vergingen mir die Augen, weil ich ſeine Rede ſo lange nicht gehört hatte.

»Er kam dicht an mich heran. »Dir iſt's ſchlecht gegangen!« ſagte er, und es klang mitleidiger, wie irgend eines Menſchen Stimme je zu mir geſprochen hatte.

»Laß es gut ſein!« antwortete ich.

»Er ſah mich an und ſchüttelte immer mit dem Kopfe. »Zu Beſt' geht's mir auch nicht! Du weißt's wohl!« meinte er darauf.

»Da iſt einmal Nichts zu machen!« entgegnete ich.

»Nein, gar Nichts!« wiederholte er.

»Wir waren dabei vorwärts und in die andere Seite vom Walde gekommen. Als die Sonne uns nicht mehr ſo auf dem Kopfe brannte und man im Schatten die Augen aufmachen konnte, wurde mir beſſer. Es war wie eine Verzauberung geweſen auf dem hellen, runden Platze mit den ſtillen, hohen Bäumen rund herum.

»Wir gingen immer neben einander her. »Wie die Zeit vergeht! Es werden an die ſechs Jahre ſein, daß wir zuletzt zuſammen geſprochen haben!« fing er wieder an.

»Das ſoll's wohl ſein, und d'rüber!« ſagte ich.

»Ich dachte die ganzen langen Jahre zurück, er wird's wohl auch gethan haben; darüber merkten wir

nich, daß wir nicht zuſammen ſprachen, bis wir durch den Wald und an die Felder gekommen waren. Wir ſahen uns Beide um, es durfte uns Niemand zuſammen erblicken, wir mußten uns trennen.

»Chriſtel,« ſagte er, »an uns iſt viel verbrochen mit Lug und Trug, und von mir war's ſchlecht, daß ich d'ran glaubte . . .«

»Ich hatte auch Schuld, Wilhelm!« gab ich ihm zur Antwort.

»Du nicht, ich war älter und kannte meine Alten, denen . . .«

»Ich weiß nicht, was er ſagen wollte, er ſprach's nicht zu Ende, er gab mir nur die Hand, ſchüttelte ſie mir, und meinte: »Es iſt gut, daß Du's nun weißt. Verzag' nicht, ich will auch nicht verzagen. Mehr wie das Seinige kann doch Keiner thun!«

»Damit ging er, und ich ging auch. Es war mir aber Alles wie umgewandelt, auf dem Wege und auch zu Hauſe. Ich machte nur immer die Fenſter auf, daß die Sonne und die Luft herein kamen. Von da ab erholte ich mich wieder. Sie ſchoben's auf das Frühjahr, es war jedoch bloß von dem Tage und dem Zuſpruch, obſchon damit nichts Anderes geworden, denn er hatte ſeine Frau, ich war auch verheirathet, und Gott weiß es, daß all die Jahre kein unrechter Gedanke in mich gekommen iſt.«

»Aber jetzt iſt ſeine Frau ja geſtorben!« bemerkte ich ihr.

Chriſtel wurde über und über roth. »Ja,« ſagte ſie. »Sie ſtarb kurz vor Oſtern im Kindbett, das Kind iſt auch bald nachgefolgt. Aber er hat noch zwei andere von ihr, ſo ein paar nette Knaben.«

Sie hatte das mit einer ihr fremden Haſt geſprochen,

ihre Verlegenheit zu verbergen. Ich fühlte, daß ich ihr mit einer Frage das Herz erleichtern konnte.

»Wie steht's denn jetzt, Christel?« sagte ich. »Haben Sie ihn nachdem nicht mehr gesehen?«

Sie bejahte es noch verlegener.

»Ich traf einmal Abends, als ich am Garten des Schulhauses vorbeiging, hinten im Röhricht einen großen, hübschen Mann . . .« sagte ich.

»Das war er!« rief sie, und ihre Augen leuchteten. »Aber Sie haben doch Nichts davon gesprochen . . .?«

»Nichts, als was ich Ihnen damals sagte!« betheuerte ich.

»Es war damals schon das dritte Mal, daß er Abends kam!« fuhr Christel immer wärmer fort, »und ich weiß mir nun selber keinen Rath! Das erste Mal war's Zufall, als ich ihn am Röhricht sprach. Ich nahm Leinwand auf, er ging grade vorbei. Es war im Frühjahr, seine Frau war noch nicht lange todt. Er fing auch gleich davon an. Er sagte, wie wir uns im Walde begegnet wären, da hätte er nicht gedacht, daß es so kommen würde, und gewünscht hätte er es niemals, das könnte er vor Gott beschwören. Weil sie sie ihm aber doch eigentlich aufgezwungen hätten gegen seinen Willen, und weil die Frau es ihm nie hätte verzeihen können, daß er sie zuerst abgewiesen, und weil sie deshalb immer gemeint hätte, er habe nicht das rechte Herz zu ihr, so hätten sie Beide keine Ruh' und keinen Frieden mit einander gehabt, und gegangen wäre es nicht zwischen ihnen, in alle Ewigkeit nicht.«

Die sonst so stille, sanfte Frau sprach mit einer Leidenschaftlichkeit, die mich in Erstaunen setzte. Sie war fast athemlos.

»Das war das erste Mal,« sagte sie. »Wie er

dann die beiden anderen Male wiederkam, da erfuhr ich ganz, was er dachte und was er vor hatte. Er wäre nun frei, sagte er, und jetzt sollte ich seine Frau werden. Ich gab ihm zu bedenken, ich wäre aber nicht frei, sondern hätte einen Mann, und oft genug quälte es mich, was aus ihm geworden wäre, und wie es ihm gehen möge in der weiten Welt.

»Der Wendland wollte davon gar Nichts wissen. Ein Mensch, sagte er, der so an seiner Frau handeln könnte, das sei kein Mann, den müßte man vergessen und von dem müßte ich mich frei machen. Ich sollte ihn in den Zeitungen aufbieten lassen, er würde darauf nicht wieder kommen, weil er so verschuldet sei, dann würde er für todt erklärt, und dann wär's gut.«

»Und das haben Sie nicht gethan, liebe Christel?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein,« sagte sie, »aber es ist seitdem Alles eine Unruhe, ein Kampf in mir. Verdient hat's der Ferdinand nicht um mich, daß ich noch an ihn denke, das weiß Gott! Wenn ich mir indessen vorstelle, daß er vielleicht im Elend ist, und sein Gewissen ihm Alles vorhält, und er sollte lesen, daß seine eigene Frau ihn für todt erklären läßt, und der Vater sollte das lesen — bloß damit ich zu meinem Glücke käme — der Vater, der nicht mehr lang' zu leben hat und der mich aufgenommen hat, wie ich in meiner Verlassenheit vor seiner Thüre stand — das kann ich nicht, das kann ich nicht!«

Sie sprach das mit großer Festigkeit und schwieg dann. Nach einer Weile rief sie: »Und wenn ich's könnte, es bliebe doch noch immer der alte Wendland!«

Man sah, wie die Gedankenreihe sich in ihr fortspann; denn nach einer neuen Pause sagte sie seufzend: »Freilich, wenn man so ein langes Leben voll Noth

und Jammer hinter sich hat und sieht nun, wie das Alles anders sein und wie gut man's haben könnte, das kann Einen ganz muthlos machen. Aber es giebt Menschen, die einmal Nichts haben sollen, und zu denen gehöre ich auch.«

Ich suchte ihr diesen letzten Glauben auszureden, ich tröstete sie damit, sie würde zu einem Entschlusse kommen, andererseits wäre der alte Wendland doch auch schon hoch in Jahren.

»Ja,« meinte sie, »ich halte mir das wohl selbst bisweilen vor. Nur der Wilhelm muß eine Frau haben, der Alte selber will, daß er wieder heirathet, die Wirthschaft hat's nöthig; auf mich müßte er warten bis sein Vater stirbt, und dann ist wieder mein Mann! — Ach!« rief sie, »man kommt da gar nicht heraus, und kommt sich zuletzt ordentlich schlecht und wie ein Mörder vor, wenn man mit seinem Hoffen immer nur auf den Tod von anderen Menschen paßt. Es ist ganz grausam!«

Christel litt sichtlich unter den Zweifelsqualen. Ihre gleichmäßige Ruhe hatte sie verlassen, sie sah übel aus, war in der darauf folgenden Zeit oft sehr gesprächig, dann wieder Tage lang still und in sich versunken. So entschwanden der Sommer und der Herbst, und die ersten strengen Frosttage breiteten sich in ihrer funkelnden Helle über die Erde aus. Die Kinder meiner Schwester versuchten ihre Schlitten vor der Thüre, im Kamine brannte das Feuer, und wir Beide standen am Fenster, uns an der Luft und dem Eifer der Knaben ergötzend, denen Mißlingen und Erfolg gleichen Genuß bereiteten.

In dem Augenblicke kam ein großer, schöner Mann auf das Haus zu, öffnete das Gitter, trat in den Flur und auch gleich darauf in das Zimmer, als meine Schwe-

ſter eben noch die Frage ausſprach, was der junge Wendland wollen möge, der nie im Hauſe geweſen war.

»Nehmen Sie's nicht übel,« ſagte er, als er vor uns ſtand, »daß ich ſo komme, aber ein Menſch dem anderen! Wenn doch Einer von hier zum Schulmeiſter gehen wollte!«

Er ſprach das ſchnell, und befand ſich trotz ſeiner feſten Haltung, der man den ſelbſtändigen Mann und den Soldaten anſah, in großer Aufregung.

»Was iſt vorgefallen?« fragten wir Beide zugleich.

»Der Sohn iſt todt!« antwortete er. »Es iſt ein Brief gekommen aus Californien, daß er dort ein jämmerliches Ende genommen hat. Der Schulmeiſter iſt ganz von ſich und die Chriſtel auch. Wenn Einer hinginge von hier — ſie ſpricht immer, wenn Sie hier das wüßten!«

Ich nahm meinen Mantel, und wir machten uns zuſammen auf den Weg. Er gab mir die näheren Umſtände des Todes an, den ein Landsmann auf Ferdinand's Verlangen nach Hauſe gemeldet. An der Thüre des Schulhauſes verließ mich Wendland.

»Ich bin heute,« ſagte er, »ſeit langen Jahren zum erſten Male über die Schwelle getreten, ich will grade nun dem Schulmeiſter nicht in den Weg kommen.«

Ich fand es in dem Hauſe, wie er mir's geſagt hatte. Der Vater ſaß mit gefalteten Händen regungslos da, Chriſtel konnte keinen Gedanken feſthalten. Sie mißtraute ihrem Schmerze, weil die Hoffnung daraus ſo hell emporwuchs, und ihr graute vor ſich ſelber, weil ſie in ſolcher Stunde hoffen konnte.

Ich blieb eine Weile bei ihr, hielt ſie dann an, in

die Küche zu gehen, um für den Vater etwas zurecht zu machen, und wie immer bewies die äußere Thätigkeit sich auch hier als das sicherste Beruhigungsmittel.

Wir hörten in den folgenden Tagen ab und zu nach den Trauernden, da Christel sich zu Hause hielt, weil der Schmerz den Schulmeister ganz hinfällig gemacht hatte, und es war etwa eine Woche nach dem Eintreffen jenes Briefes, als ich einmal gegen Abend in's Schulhaus kam, um Christel zu fragen, ob sie im Stande wäre, eine Arbeit für uns zu übernehmen.

Der Schulmeister saß in seinem alten Sorgstuhl am Ofen, Christel nähte. Ihnen gegenüber saß der junge Wendland. Ich freute mich, ihn da zu finden, sagte ihm das und gab ihm die Hand. Er drückte sie mir recht herzlich.

»Mir ist's auch wohl, daß es nun so weit ist,« entgegnete er, »das können Sie glauben, und der Schulmeister hat auch ein Einsehen. Es muß ihm ja lieb sein, daß er weiß, wenn er die Augen einmal zumacht, die Christel ist versorgt.«

Er sah sie dabei so ehrlich und ruhig an, daß man fühlte, der Mann würde sie gut halten. Sie war ganz verschämt. »Es ist nur so schnell!« sagte sie. »Es ist Alles so schnell!«

»Was da, schnell!« meinte der Wendland. Wo heute gemäht ist, läßt der liebe Gott es morgen wieder wachsen. Du hast lange genug in Kummer gelebt, und es ist bald jährig, daß ich ohne Frau bin.«

»Wie nimmt's denn Ihr Vater auf, Herr Wendland?« fragte ich; »Christel war immer in Sorge, er würde dawider sein.«

»Er ist auch dawider!« antwortete der Sohn. »Das hilft ihm aber Nichts. Er hat damals seinen

Willen gehabt, wenn er auch nicht gut ausgeſchlagen iſt; nun bin ich Manns genug, meinen Willen durchzuſetzen. Der wird beſſer ausſchlagen.«

»Wird Chriſtel nicht böſe Tage im Hauſe von Ihrem Vater haben?«

»Ich bleibe nicht im Hauſe, wenn mein Vater ſich nicht gutwillig darein ergiebt,« ſagte der junge Wirth. »Ich habe mein Muttertheil und bin im Vollen geblieben von meiner Frau. Eine Meile von hier, in Binzberg, iſt der Schulz alt und will verkaufen. Das habe ich ſchon lange im Auge gehabt, und geht's nicht mit dem Vater, ſo kaufe ich dort, und wir fangen eine eigene Wirthſchaft an.«

Chriſtel's Geſicht überflog es wie Sonnenſchein. »Dann ſetzen Sie ſich zur Ruh' und ziehen mit uns!« ſagte ſie zum Schulmeiſter. Sie mußte ihr Glück äußern und hatte nicht den Muth, von dem eigenen zu ſprechen.

Kurze Zeit darauf reiſte ich ab. Als ich im anderen Sommer wiederkam, war Chriſtel verheirathet und wohnte in Wendland's Hof. Der Alte hatte eingewilligt, weil er dem Sohne das Muttertheil nicht auszahlen und keiner Fremden die Wirthſchaft überlaſſen wollte. Er hatte Anfangs wohl verſucht, der jungen Frau das Leben ſchwer zu machen, aber ihre gutwillige Geduld und des Sohnes feſte Erklärung, daß er fortziehe, ſowie der Vater der Frau zu nahe trete, brachten Alles in's Gleiche.

Christel kam zu mir, sobald sie von meiner Ankunft hörte. Sie war stark, ordentlich hübsch geworden, und wenn sie jetzt auch nicht wie sonst im Hause meiner Schwester half, so hatte sich das Verhältniß doch erhalten, und die beiden Frauen standen sich mit Rath und That zur Seite, was auf dem Lande ein doppelter Segen ist. Wir mußten Christel versprechen, am anderen Tage zum Kaffee zu kommen. Ich hatte meine Freude, als ich ihre Wirthschaft sah.

Sie saß recht eigentlich im Vollen, und mit einem gewissen Geschmack, den sie sich in der Stadt und im Hause meiner Schwester angeeignet, hatte sie ihrer Einrichtung einen Anstrich gegeben, der sie von den übrigen Bauernwirthschaften vortheilhaft unterschied. Ihre Gartenbeete vor den Fenstern waren sauber gehalten, sie hatte wohl gepflegte Blumenstöcke darin, das ganze Haus, der Hof waren schmucker, als ich sie irgend in der Gegend gefunden, und da Christel die Schlafkammer nach oben verlegt, so hatte sie unten neben der großen Wirthschaftsstube eine kleine Stube gewonnen, die der junge Wendland sich neu und städtisch eingerichtet hatte.

Diese Stube und das städtische Wesen, so sehr der alte Wendland auch Anfangs dagegen protestirt, waren jetzt aber grade sein höchster Stolz, und es sah aus, als wäre ihm die Schwiegertochter nun schon recht, da wir an ihrem aufgeputzten Kaffeetische saßen, den schönen Kuchen, den trefflichen Honig und die süße Butter mit gebührendem Lobe genießend. Als meine Schwester Christel's Wirthschaft lobte, meinte er: Es läßt sich noch Alles gut genug an für Eine, die's nicht von Haus aus gewohnt ist, und sie hat auch zu den Kindern ein Herz, das ist das Beste. — Seine Enkel, die einmal

Haus und Hof zu übernehmen hatten, waren des alten Wendland ganzes Augenmerk.

Wir waren sehr froh bei Christel; auch der alte Schulmeister, der nicht fehlte, war guter Dinge. Er verwaltete noch sein Amt, das er behalten wollte bis zum nächsten Winter, bis zu seinem Jubiläum. Ich war dabei, als er's beging. Er hatte einen Orden bekommen an dem Tage, und Nachmittags hielten wir Beide, der Schulmeister und ich, Christel's erstes Mädchen über die Taufe.

Er und der alte Wendland sind seitdem gestorben, aber die anderen guten Menschen leben noch Alle, und ich sehe sie alljährlich mit neuer Freude wieder.

Deutsche

Lebensbilder.

Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Drittes Bändchen:

Kein Haus.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Kein Haus.

Eine Dorfgeschichte

von

Fanny Lewald. Stahr

Zweite Ausgabe.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Die Luft war hell, aber ſcharf im Thale. Der Nebel, der Nachts vom Fluſſe aufgeſtiegen war, hatte ſich verzogen und ſchwamm nur noch in einzelnen lichten Streifen über dem glänzenden Blau des klaren herbſtlichen Himmels. Die Gräſer am Wege, vom ſilbernen Netze der Herbſtſpinne überzogen, hingen voll ſchimmernden Thaues, und ein friſcher, belebender Wind wehte über die Stoppeln und durch die Bäume, die ſich niederbeugten unter der Laſt der reifen Früchte.

Ueberall auf den Feldern und in den Gärten war es lebendig. Hier ackerte und eggte man, die Saat des Wintergetreides vorzubereiten, dort fing man an, die Kartoffeln und die großen Rüben auszunehmen, während man in den Gärten die Bäume ſchüttelte, den letzten Wein von den Spalieren ſchnitt, und auf den Stoppeln Schafe und Gänſe ihre Nachleſe zu halten begonnen hatten.

Ich hatte das Thal fünf Monate lang bewohnt, war faſt an jedem Tage zu derſelben Stunde die gleiche Straße gegangen — denn recht eigentlich ſpazieren gehen kann man nur auf einem Wege, der uns vertraut iſt —, und Feld und Steg, ja, ſelbſt die Menſchen in

den Feldern, in den Gärten und auf der Straße waren mir alte Bekannte geworden.

Der Knecht des Obermüllers, der mit den beiden wohlgefütterten Braunen seines Herrn ackerte, die Leute des Amtmanns, bei dem ich wohnte, des Zimmermanns Frau, in dessen Garten die besten Pflaumen der ganzen Gegend wuchsen, die arme Mutter, welche seit sechs Jahren täglich ihr blindgeborenes Söhnchen in die Sonne führte und immer noch hoffte, es werde wohl endlich sehen lernen, sie Alle war ich sicher fast an jedem Tage wieder zu finden, und auch ihnen mußte ich zur Gewohnheit geworden sein, denn fast Keiner von diesen Allen ließ mich vorüberziehen, ohne dem guten Tag noch ein Wort des Grußes, oder sonst eine Bemerkung über die Witterung und ihren Einfluß auf die Arbeit hinzuzufügen.

Aber außer diesen Personen hatte ich noch andere Bekanntschaften auf meinem Wege gemacht; denn die drei Wochenmärkte des Städtchens führten von allen Seiten Landleute herbei. Einige von ihnen kamen nur am Sonnabende zur Stadt, Andere pflegten jeden Markt zu besuchen, und mit Einzelnen war ich schon öfter eine Strecke plaudernd einhergegangen, wenn ich sie auf meinem Rückwege angetroffen hatte.

Heute, wo der erste frische Herbstwind über die Erde zog, kamen ungewöhnlich viel Leute zum Markte, und es wollte mich bedünken, als gingen sie schneller, munterer als je zuvor. Wir sind so geneigt, unsere Stimmung, unser Empfinden auf Alles zu übertragen, was uns umgiebt, und es war so heiter anzusehen, wie die Dörfler mit rüstigem Schritte von den Höhen hinunterstiegen, wie ganze Wagen voll Lebensmittel von allen Enden herbeigefahren kamen. Die Luft roch

ordentlich nach den Aepfeln und Birnen, nach den Gemüsearten, die man zum Markt brachte, und die schwatzenden Frauen, die schnatternden Gänse, die hier ihre Köpfe durch die Leinwand der festverbundenen Körbe hervorzustecken wußten, dort durch die Latten eines Leiterwagens herausſahen, machten die Scene noch lebendiger.

Während das Alles an mir vorüberzog, sah ich eine Bäuerin des Weges kommen, die ich schon öfter gesprochen hatte. Sie ging sonst stets allein, heute aber war ein anderes, kleineres Frauenzimmer neben ihr.

Eine Weile verlor ich Beide aus den Augen. Sie hatten einen Richtweg durch die Wiese eingeschlagen und kamen dann wieder bei der Brücke zum Vorschein, neben welcher der Feldweg in die Chaussee ausmündete.

Die ärmeren unter den Landleuten pflegten an dieser Stelle Halt zu machen, um ihre Strümpfe und Schuhe anzuziehen, die sie auf dem Wege nicht abnutzen, auf dem Markte nicht an sich fehlen lassen wollten, und da die fremde Bäuerin barfuß war, so glaubte ich, sie werde dasselbe thun. Sie ließ aber Schuhe und Strümpfe ruhig auf dem Korbe liegen, den sie vom Rücken genommen hatte, und setzte sich nieder, wie Jemand, der nicht weiter zu gehen meint. Die große Bäuerin verweilte einen Augenblick neben der Ruhenden, fragte mich in ihrem scharfen thüringischen Dialekte, wie es mir gehe, ob ich auch recht gesund sei, bot uns dann guten Weg und Adieu, und schritt darauf eilig dem Markte zu.

»Gehen Sie nicht mit hinein?« fragte ich die Sitzende, weil ich müde neben ihr Platz genommen hatte.

»Nein, ich warte hier.«

»Worauf?« fragte ich weiter.

»Auf meinen Bruder,« entgegnete ſie, »und ich ſitze auch gern eine Weile. Ich bin drei Stunden unterwegs, und bis nach Haus habe ich noch vier Stunden zu laufen.«

»Wo kommen Sie denn her?«

»Von Neuen Pieritz. Da iſt mein Bruder Schäfer.«

Sie hatte bei den Worten das weiße Tuch von dem Korbe abgenommen, um Etwas in demſelben umzupacken. Es waren getragene Kleidungsſtücke und gebrauchte Wäſche darin, und als wolle ſie mir erklären, wie ſie zu ſolcher Ladung komme, ſagte ſie: »Ich konnt' es bei ihm nicht fertig bringen, da war's am beſten, ich nahm es mit. Zu Hauſe geht's denn mit dem Anderen hin. Man weiß nur nicht, wie man's nachher hinaufkriegt. Wenn nicht anders, muß er ſehen, daß er ſich's ſelber holen kommt.«

»Hat der Bruder keine Frau, die es ihm beſorgen kann?« fragte ich.

»Ach Gott! das iſt's ja eben!« ſeufzte ſie, und unterbrach ſich, als in dem Augenblicke ihr Bruder, von einem Seitenpfade herunterkommend, ſich uns mit ſchnellen Schritten näherte.

Er nahm den Hut kurz vor mir ab, und fragte, gegen die Schweſter gewendet, ohne weiter auf mich zu achten: »Na, kommſt Du mit?«

Sie nickte bejahend, ſtand auf, ſteckte die Arme durch die Tragriemen des Korbes, der Bruder half ihr beim Aufheben und ſagte: »In der Stadt kannſt Du noch ein paar Stunden ſitzen, eher komme ich nicht weg.«

Es lag offenbar ein Troſt in dieſen Worten, und als wolle das Mädchen ſich bei mir wegen ſolcher Schwäche entſchuldigen, bemerkte es: »Sonſt war mir

das nichts, aber ich habe den ganzen Sommer das Fieber gehabt, das bringt herunter.«

Damit brachen sie auf, und ich ging mit ihnen, denn unsere Straße war dieselbe.

Erst jetzt kam ich dazu, den Schäfer anzusehen. Er mochte in der Mitte der dreißiger Jahre stehen. Seine Gestalt war nicht groß, aber fest und zähe. Das farblose Gesicht, dessen stumpfe Formen denen der Schwester merkwürdig ähnlich sahen, erschien noch bleicher durch das fahlbraune Haar, das ihm zu beiden Seiten der Schläfen herunter hing. Er trug einen grauen Tuchrock von städtischem Schnitte, die Hose hatte er beim Gehen hoch über die Stiefel heraufgeschlagen, obschon der Weg nicht naß war. Die Weste von schwarzem Wollenzeuge, das bunte Baumwollen-Halstuch waren sehr reinlich. Ueber der Schulter hing ihm eine Tasche von braunhaarigem Dachsfell, an deren Riemen Pfeife und Tabacksbeutel festgebunden waren, auf dem Kopfe trug er einen grauen Kalabreser-Hut, der sicher einst einen anderen Besitzer gehabt hatte, und in der Hand einen Dornstock mit starkem Eisenbeschlage.

Weder der Schäfer noch seine Schwester unterschieden sich von den Landleuten der Gegend. Beide waren von unansehnlichem Aeußeren, sie waren gekleidet wie alle Anderen auch, ihre Sprache war die ganz gewöhnliche, und ich hätte nicht gewußt, was sie mir auffallend machte, wäre es nicht ein Ausdruck von Kummer gewesen, der Beiden gemeinsam, Beiden unverkennbar aufgeprägt war.

Ich hätte ihnen helfen mögen, und wagte doch nicht, die fremden Menschen, die sich nicht beklagten, zu fragen, was sie drücke. Der Landmann, so sehr er geneigt ist, sich um fremde Verhältnisse zu kümmern, ist mißtrauisch und empfindlich, wenn man

ihn unberufen um die seinigen befragt. Endlich kam des Mannes Neugier mir zu Hülfe. Er wollte wissen, ob ich aus der Stadt sei. Ich verneinte es. Ob ich bekannt im Orte wäre. Das konnte ich bejahen, und ich erbot mich, ihm Auskunft zu geben, wenn er solche brauche.

Er dankte. »Ich weiß selber dort Bescheid,« sagte er, »und darum packen sie mir denn auch so viel Kommissionen auf, wenn ich einmal hineingehe. Ich will jetzt gleich Alles bestellen, damit ich's mitnehmen kann, wenn ich nachher zurückkomme.«

»Wie weit haben Sie denn zu gehen?« fragte ich.

»Ich will die Schwester bis Blitterskirch begleiten. Dann hat sie nachher nur noch zwei Stunden, und ich kann auch wieder bei guter Zeit zu Hause sein.«

»Sie wollen also heute zehn Stunden machen? Konnten Sie von Ihrem Herrn nicht Urlaub bis morgen erhalten?«

»Ja,« sagte er, »wenn ich auf 'nem Gute diente! Mit Einem Herrn ist das was Anderes!« Aber ich bin Gemeindehirt. Das ist eben das Malheur! Wenn man denkt, man ist mit Einem fertig, so kommt der Andere, und was Der nicht weiß, das weiß Jener. Da ist gar kein Ende abzusehen!«

Er war plötzlich redselig geworden, eine zornige Bitterkeit sprach aus seinem Ton und Blick, die Schwester sah kummervoll vor sich nieder und schüttelte bedauernd den Kopf.

So hatten wir meine Wohnung erreicht, die hart am Wege lag. Meine Theilnahme für die Menschen war nur noch gewachsen, und da ich gar Nichts für sie zu thun wußte, so sagte ich, sie möchten hinaufkommen, ich fände mein Frühstück fertig, und da es kalt wäre,

würde ein warmer Trank ihnen gut sein für den Weg.

Sie sahen mich verwundert an, indeß nach kurzem Zögern sagte der Bruder: »Ich kann mich nicht versäumen, aber die Schwester könnte hier so gut wie anderwärts warten, und der sollt's wohl zu Paß kommen, wenn sie 'was Warmes kriegte!«

Er besprach dann noch mit mir, wann und wo sie ihn in der Stadt abholen sollte, und bald darauf hatte sie ihren Korb in meinem Zimmer abgelegt, und sich mit ihrem Frühstück an einem Seitentische niedergesetzt, nicht fern von dem, an welchem ich selbst den Thee trank.

Eine Weile blickte sie in dem Zimmer umher, das in seiner großen Einfachheit ihr doch noch prächtig und fremd vorzukommen schien, dann wendete sie sich zu mir und fragte, ob ich keine Kinder hätte.

Ich sagte ihr, daß ich unverheirathet wäre.

»Also auch ganz allein!« meinte sie bedauernd, »und Sie sind doch auch nicht mehr jung. Aber freilich, ein Frauenzimmer kann sich doch noch eher helfen, als so 'ne Mannsperson. Da geht gleich Alles zu Grunde.«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte ich.

»Ach Gott! wegen meinem Bruder. Bei dem kommt Alles auf den Hund, und daneben härmt er sich auch so, daß es ihm ganz egal ist, was nun wird.«

»Ist ihm die Frau gestorben?«

»Gestorben ist sie nicht, leben thut sie wohl, aber sie hat weg müssen, und sie wird gewiß auch noch d'rauf gehen.«

Sie seufzte dabei aus tiefer Brust, und erfüllt von dem Unglück, dessen sie gedachte, schien sie anzunehmen, auch ich müsse davon unterrichtet sein, bis ich sie bat, mir zu sagen, was es denn mit ihrem Bruder eigent-

lich auf sich habe, was ihr das Herz bedrücke, und ob ich ihr nicht helfen könne.

»Helfen?« wiederholte sie, »helfen können Sie nicht, das ist nun einmal so! Aber sagen will ich's Ihnen wohl, denn es muß 'nen Stein erbarmen.« —

Dann hielt sie einen Augenblick inne und begann ihre Erzählung, die ich so gut als möglich nach ihren eigenen Worten wiederzugeben versuchen will, indem ich nur das hinzufüge, was ich später von den verschiedenen Personen an ausführenden Erklärungen erfahren habe.

»Wir sind drüben über dem Flusse in Wolkwitz zu Hause,« sagte sie. »Der Vater ist Häusler, und wir waren unser fünf Geschwister zusammen, drei Brüder und zwei Schwestern. Der Aelteste diente als Kutscher auf dem Hofe, bis er in's Militär kam, und wie denn seine Zeit um war, ist er zurückgekehrt und hat auf Taglohn gearbeitet, bis sich wieder was für ihn finden sollte. Darüber ist der Zweite auch weggegangen, und weil der sehr firm lesen und schreiben konnte, so haben sie ihn im Militär behalten, er hat's bis zum Unteroffizier gebracht, hat hernach die Schwester hinkommen lassen, und die ist nun schon an die sechs Jahre auf derselben Stelle bei seinem Hauptmann.

»Ich sollte auch hin, aber die Mutter war immer krank, und der Jakob, den Sie gesehen haben, wollte Nichts davon wissen. Er und ich wir sind Zwillinge, wir haben auch immer viel von einander gehalten, und

weil er einen Schaden an dem linken Arm hatte und nicht Soldat werden konnte, so dachte er, denn er war von Jugend auf in der Schäferei gewesen, er wollte sein Lebtag bei dem gnädigen Herrn in Billingen bleiben, wo er's sehr gut hatte, und ich sollte auch nicht weg, denn von Billingen bis Wolkwitz, das war keine Viertelstunde Wegs.

Ich hatte auch mein Theil Arbeit, und sie wußten Alle, daß ich mein Brod zu Hause nicht umsonst aß. —

Wie der älteste Bruder denn danach heirathete, sollte der bei uns einziehen, und nun wollte ich doch in die Stadt, denn ihrer Fünfe konnte es doch nicht tragen. Aber noch während ihrer Schwangerschaft verlahmte die Schwägerin, und nun lagen sie Beide fast den ganzen Winter, die Mutter und die Schwägerin, und so blieb ich da. Die Schwägerin nähte für Andere, wenn sie was bekam, und es reichte damit auch grade aus, denn der Jakob gab ab, wenn oder was er irgend konnte. Es ging im Grunde besser, als wir dachten, und der liebe Gott half noch so an die anderthalb Jahr durch, daß wir recht zufrieden sein konnten.

»Indeß im anderen Frühjahr ging Alles mit einem Male quer. Das Jahr vorher war nicht gut gewesen, nun war überall die Theuerung da, und die im Dienste waren, konnten von Glück sagen. Der Jakob tröstete immer damit, daß er ja übrig hätte, und wir durften uns auch, wenn's am schlimmsten war, immer darauf verlassen.

»Einen Sonntag aber, kurz vor Ostern, kam er an und war ganz still. Wir sahen gleich Alle, daß was vorgegangen war mit ihm, und wie der Vater fragte: »Jakob, was fehlt Dir?« da antwortete er: »Was

wird mir fehlen? Das Gut ist verkauft, und am ersten April kommt schon der Neue, der's gekauft hat.«

»Es war lange Jahre davon die Rede gegangen, aber es hatte es Niemand geglaubt, und es wäre auch nicht geschehen, wäre die erste gnädige Frau bei'm Leben geblieben. Der Herr hatte das Gut von Jugend an gehabt, und hätte die neue Frau nicht darauf bestanden, daß sie's nicht aushalten könnte in der Gegend, und daß es ihr zu kalt sei, und daß sie sterben müßte, wenn sie nicht zurückkäme, von wo sie her war, so hätte er es nimmermehr verkauft.

»Es war ein Schluchzen und Weinen bei Groß und Klein, wie der alte gnädige Herr fortging und der neue anzog, obwohl es ausbedungen war, daß die alten Leute für's Erste noch im Dienst bleiben sollten.

»Wie aber der Alte weg war und der Neue anfing, da merkten gleich Alle, daß es Nichts mit ihm sein würde. Es kamen ganze Kisten und Wagen voll Bücher an, es sollte Alles nach den Büchern gehen, und wie er die Leute alle mit »Hören Sie« traktirte, da konnte es Jeder sehen, daß er die Wirthschaft bloß aus den Büchern gelernt hatte, wo immer schön Wetter und Regen d'rin stehen, wie Land und Vieh es grade brauchen, und wo immer Alles mit Gutem abgemacht wird.

»Es ging auch Alles konträr, und mit den Schafen ging es vollends gar nicht. Heute sollte Das mit ihnen geschehen und morgen Jenes, und heute Das probirt werden und morgen wieder was Anderes. Heute sollten sie Spülicht kriegen und morgen Oelkuchenmehl, und dann wieder Getreideschrot, und ehe man sich's versah, kam das Sterben unter die Thiere, und weil es ganz was Apartes werden sollte, so wurde es lauter Malheur.

»Dem Jakob blutete ordentlich das Herz, wenn er sah, wie die schönen Thiere so nach den Büchern d'raufgehen mußten. Sagte er aber was, so hieß es: »Sie haben die Schäferei nicht als Wissenschaft erlernt, thun Sie, was ich befehle!« — Du lieber Gott! als wenn solch armes Vieh was hätte von der Wissenschaft! Sie fielen denn auch wie die Fliegen, und da verlor der Herr den Kopf, als ob's noch nie ein Schafsterben gegeben hätte. Der Jakob allein sollte nun Schuld sein. Er wurde schlecht gemacht, daß es eine Sünde und Schande war.

»Die ersten Male hat er still dazu geschwiegen und hat's verschluckt; denn er ist von Klein auf immer in sich gekehrt gewesen, und nicht viel von Worten. Er dachte, der Herr wird's schon noch lernen, und er wußte auch, daß wir's nicht übrig hatten und daß er helfen mußte. Wie er's denn einmal aber auch wieder durchaus verschuldet haben sollte, daß die Schafe nach dem Weiden auf der nassen Wiese krank geworden waren (denn der Herr meinte, wenn sie Salz bekämen, könnten sie's vertragen, obschon der Jakob immer gebeten hatte, von der nassen Wiese abzustehen), da hat der Jakob sich vertheidigt, der Herr ist darüber noch hitziger geworden, ein Wort hat das andere gegeben, bis Beide sich selbst nicht mehr gekannt haben; denn wenn ein Stiller, wie der Jakob, einmal wild wird, da ist er grad' am schlimmsten, und noch am selbigen Tage hat der Herr ihn ausgelohnt, und der Jakob ist mit Sack und Pack am Abend nach Hause gekommen.

»Da saß er nun! Es war gegen Weihnachten, die Wege waren zum Versinken, wo sollte er nun hin um einen anderen Dienst?

»Er hatte freilich den Lohn für voll bekommen,

denn der Herr war im Grunde nicht schlimm, aber mit den paar Thalern war doch Nichts zu machen auf die Länge, und grade in der knappen Zeit auf der faulen Seite liegen und mitessen, wollt' er auch nicht. Zwar hatten sie schon am anderen Tag nach der Stadt geschrieben, und es in's Blatt setzen lassen wegen des neuen Dienstes, aber sie hatten nur von einem erfahrenen Schäfer schreiben können, und das wußten wir schon, daß sie jetzt auf den Gütern nur gelernte Schäfer haben wollen.

»So ging der December hin und auch der Januar. Zu Hause hat die Schwägerin das dritte Kind bekommen, dabei konnte sie denn nicht mehr arbeiten, wie in anderen Jahren, und bei der Theuerung nahm Niemand einen Taglöhner, wenn er's nur irgend sparen konnte. Da dachte der Jakob denn mit seinen letzten zwei Thalern in die Stadt zum Bruder zu gehen und zuzusehen, ob sich nicht dort was für ihn finden möchte. Wie er aber so dachte, daß er nun am Ende gar kein Vieh mehr um sich haben sollte, da schob er's wieder auf von einem Tag zum anderen; denn die Thiere, das war sein ganzes Leben, und er war wie vor den Kopf geschlagen, wenn er nichts Lebendiges um sich, Nichts zu warten und zu pflegen hatte. Ohne die Bruderskinder hätt' er's auch so lang' gar nicht zu Hause ausgehalten.

»Da kam einmal ein Bauer aus dieser Gegend zu uns herunter, der mit dem Aeltesten zusammen im Militär gedient hatte, und der erfuhr, wie es lag und stand bei uns. Darauf meinte er, hier oben in Neuen Pieritz fehle ein Gemeindehirt, und wenn der Jakob sonst wollte, so könnte er ihn mit hinaufnehmen, und er könnte dann selber mit zusehen.

»Der Jakob beſann ſich nicht lange; denn wenn Einer nicht aus und ein weiß, muß er wohl gehen, wo 'ne Thür offen ſteht, und obſchon es nicht ſo war, wie er es gern gehabt hätte, ſo kam er denn doch wirklich in Neuen Pieritz unter.

»Es waren dreihundert Schafe, die er übernehmen mußte, und dafür bekam er eine Stube, und ſeinen Lohn in Holz, Getreide und Kartoffeln von den Bauern, ſo daß er 'mit beſtehen konnte, wenn's auch nicht grade reichlich war. Baares Geld hatte er gar nicht, aber weil er ſehr geſchickte Hände hat, und Körbe und Peitſchen und Pantoffeln machen kann wie nicht ein Anderer, ſo dachte er, er würde was beiher verdienen und auch ohne baaren Lohn ſich durchſchlagen, bis er was Beſſeres fände. Er war nur froh, daß er nicht mehr zu Hauſe lag, und wieder mit den Schafen zu thun hatte, wie er's gewohnt war.«

Sie hielt inne, und ich fragte ſie, wie lange das nun her ſei, und wie es dem Bruder weiter gegangen; denn in dem bisher Erzählten konnte ich keinen Grund für die Klagen des Mädchens und für das tief traurige Weſen der beiden Geſchwiſter entdecken.

»Ach ja!« ſagte ſie, »bis dahin war's ihm auch recht gut gegangen; denn wenn es auch einmal ſchlimme Zeiten ſind, du lieber Gott! das nimmt ſich unſer Einer nicht ſo ſehr zu Herzen, und die erſten Jahre konnt' er in Neuen Pieritz juſt nicht klagen. Es gab wohl einmal Verdruß mit dem oder jenem Wirthe, es ging ihm auch nicht Alles ſo pünktlich ein, wie's feſtgemacht war, aber ſie ſahen doch, wie die Heerde ſich aufnahm, und machten's denn auf andere Weiſe wieder gut, daß er gar nicht mehr d'ran dachte, weg zu gehen.

»Er war auch schon vier Jahre dagewesen, da kam einmal der Schmied und sagte, er hätte ein paar Thaler, die hätte er zuerst beilegen wollen; nun habe er aber gehört, daß in Kretschen ein paar schöne trächtige Mutterschafe losgeschlagen werden sollten, und die möchte er sich kaufen. Er für sein Theil hätte sie schon besehen, aber wenn der Jakob einmal 'rüber gehen und sie sich auch ansehen wollte, und wenn er meinte, daß man keinen Schaden damit hätte, so würde er sie gern nehmen.

»Am anderen Tage ging der Jakob hin. Es war Sonntag, er war also gut in Kleidern, und wie er denn über Land ging, so fiel es ihm ein, wie er sonst immer vom Gute nach Wolkwitz 'rüber kommen konnte, und wie er jetzt doch in der ganzen Gegend keinen Menschen hätte, der sich um ihn bekümmerte, wie wir zu Hause. Zu Bier oder gar in den Krug war er sein Leben lang nicht gegangen. Wenn er im Winter die Schafe eingetrieben hatte, saß er meist die Abende für sich allein, und wenn er nicht arbeitete, so pflegte er in der Bibel oder in sonst 'nem Buche gern zu lesen und zu sagen, das sei die beste Gesellschaft. Den Tag aber fiel's ihm ordentlich auf das Herz, daß er allein sei, und er wurde traurig darüber, daß er selbst nicht wußte, wie.

»So kam er bis an des Stellmachers Haus, der gut im Schick war, und mit fremden Leuten arbeitete. Da stand die Magd vor der Thüre und strickte. Sonst war Alles ausgegangen.

»Die hat auch Keinen zur Gesellschaft, dachte der Jakob bei sich, und sieht doch ganz vergnügt aus, die ist gescheidter als du.

»Damit nahm er ſich zuſammen und wollte ſich's aus dem Sinn ſchlagen. Er fragte nach den Schafen, die Anne ging mit ihm in den Stall, dabei ſah er, daß ſie gut Beſcheid wußte, und fragte ſie, wo ſie denn her wäre?

»Hier aus Kretſchen,« ſagte ſie.

»Wohnen auch die Eltern hier im Dorfe?« fragte er.

»Eltern?« ſprach ſie ihm nach, »die Eltern hab' ich nie gekannt, die ſind geſtorben, wie ich klein geweſen bin.«

»Dabei ſah ſie aber ganz munter aus, und obſchon ſie Pockennarben im Geſicht hatte, gefiel ſie ihm von erſter Stunde an. Sie war auch ſonſt ein großes ſchönes Frauenzimmer, und handfeſt und gut in der Arbeit.

»Weil er den Handel gleich mit dem Stellmacher richtig machen ſollte, ſo blieb er da und wartete, bis der Meiſter nach Hauſe kommen würde. Darüber verging eine gute Stunde, und die Zwei erzählten ſich von Dem und Jenem, und wie der Stellmacher endlich heim kam, und der Jakob mit ſeinen beiden Schafen abging, da ſagte er der Anne Adieu und ſie ihm auch, aber er wäre gleich den Tag noch gern dageblieben.

Auf dem Heimweg war's ihm vergnügt um's Herz, als wenn er ſonſt den Sonntag zu Hauſe geweſen war, und wie er ſo ging und ſich 'was vorpfiff und ſich recht darauf beſann, hatte er ihr auch von zu Hauſe erzählt. Das Frauenzimmer kam ihm ſeitdem gar nicht mehr aus dem Sinn.

»Den anderen Sonntag wollte er wieder nach Kretſchen, aber er unterließ es, denn er dachte: Wer weiß, ob ſie auch da iſt, und wozu auch? — Indeß ſchon am Montag ärgerte er ſich, daß er nicht dort

gewesen war, alle Tage wurde es bei ihm fester, daß er sie wiedersehen wollte, und am nächsten Sonntag machte er sich auf den Weg.

»Er hatte die Woche über ein paar recht schöne, feine Körbe geflochten, denn er hatte ihr erzählt, daß er das Korbmachen verstehe, und weil's ihm denn auch wieder nicht recht ein wollte, daß er bloß um das Mädchen hinging, so sagte er zu sich selber, wie der Mensch sich so 'was vorredet: Du willst doch einmal sehen, ob du die Körbe nicht drüben in Kretschen besser anbringen kannst, als hier in Pieritz.

»Es war in den ersten Tagen vom März, der Schnee war schon weg, und die Sonne schien warm, denn das Frühjahr kam zeitig. Den ganzen Weg über unterhielt er sich mit ihr im Stillen, aber als er nun näher an das Dorf und endlich an das Haus kam, fiel es ihm erst ein, was er denn thun wollte, wenn er sie nicht in der Thüre fände. Da waren ihm die Körbe recht zur Hand, die er zum Verkauf anbieten gehen konnte, weil er mit dem Stellmacher bekannt geworden war und neulich den Handel mit ihm geschlossen hatte.

»Indeß er hatte das gar nicht nöthig. Die Anne stand just wie damals in der Thüre. Mann und Frau waren wieder weg, aber die Kinder hatten sie ihr dagelassen. Das Jüngste hatte sie auf dem Arm, denn das konnte noch nicht gehen, und die zwei Anderen spielten neben ihr.

»Der Jakob wunderte sich und freute sich, wie er sie fand, aber sie schien sich nicht zu wundern, daß er wiederkam, es war grade, als hätte sie dagestanden und auf ihn gewartet.

»Na! sind Sie da mit den Körben?« sagte sie und langte danach. Das machte dem Jakob das Herz leicht,

er reichte ihr die Körbe hin, und weil sie das Kind auf dem Arm hatte, und also die Körbe nicht recht besehen konnte, so nahm er ihr den Jungen ab. Der ließ sich das auch gutwillig gefallen, und wie die Anne sagte: I, bist Du still? Du gehst ja sonst zu Niemand! da lachte der Junge, als wenn er's verstehen thäte, und faßte den Jakob mit beiden Armen um den Hals.

»Der Jakob aber meinte: Das ist bloß, weil ich Macht habe über Thiere und Menschen. Es kommt Alles zu mir.

»Die Anne sah ihn verdutzt an; und es ist ja auch zum Erstaunen, aber wahr ist's, er hat das von Jugend auf an sich gehabt.

»Wie ich noch ganz klein war, bedeutete er ihr, da war kein Thier, das sich nicht von mir greifen ließ, und die Anderen meinten, ich sollte mich darauf legen, schlimmes Gethier abzufangen. Aber da ließe ich mir lieber die Hände abhacken, ehe ich das thäte, denn das Vieh ha Vertrauen zu mir.

»Der Aelteste vom Stellmacher, der dabei stand, hatte immer zugehört. »Greif' uns den Hahn, wenn Du kannst!« sagte er mit einem Male, und jagte den Hahn auf, der unter den Hühnern im Stroh vor dem Stalle umherscharrte.

»Der Jakob ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und obschon er den Kleinen auf dem Arm hatte, ging er ruhig hin, wo der Hahn herumkollerte und ärgerlich mit den Flügeln fächelte, denn es war ein böses Thier und schlug und ließ Niemand an sich 'ran. Wie aber der Jakob kam und sich bückte, blieb der Hahn gleich stehen, schlug noch ein paar Mal mit den Flügeln zusammen, als wenn er sich zur Ruh' begeben wollte,

und war ganz still, als der Jakob ihn nahm und ihn den Kindern hinhielt.

»Da fingen sie Alle an vor Verwunderung zu schreien und zu lachen, und der Eine jagte eine Taube auf, der Andere ein Ferkel, und die Anne ihre Katze, aber es war Alles dasselbe, und die Kinder hatten ihr Vergnügen d'ran und wollten gar nicht mehr von ihm lassen.

»Darüber war 'ne ganze Weile vergangen, und wie der Jakob nun gar 'nen Sperling griff, der auf dem Brunnensteine saß, da schrak die Anne zusammen, als lief' ihr's über den Rücken, und vom Lachen ward sie ganz ernsthaft. Sie sah den Jakob an und meinte: »Das ist graulich!« Dabei setzte sie den kleinen Korb aus der Hand, den sie gehalten hatte, den großen hatte sie schon lange fortgestellt.

»Graulich?« fragte der Jakob.

»Ja, graulich! denn das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

»Den Jakob wurmte es, daß sie sich von ihm abwendete. Er konnte ihr die Furcht ordentlich ansehen. »Ich hab' noch keinem Thiere 'was gethan, darum kommen sie,« sagte er, »da ist nichts Grauliches dabei. Weil das arme Vieh nicht reden kann und nicht den rechten Verstand hat, da hat der liebe Herrgott es ihm gegeben, daß jedes Thier es weiß, wer's mit ihm gut meint. Die unmündigen Kinder sind ja grade so.«

»Also bloß vom Gutsein soll das kommen?« fragte die Anne, noch immer zweifelhaft.

»Wovon denn sonst?« meinte der Jakob.

»Es ist aber doch schlimm, wenn Einer so die Macht hat über Lebendiges, und das kann sich nicht wehren.«

»Man muß d'rum nichts Uebles thun mit der Macht,

und Gott weiß es, ob ein lebendiges Weſen, Menſch oder Vieh, ſchon Schlimmes von mir erfahren hat.«

»Er hatte ihr das geſagt, als wollte er's ihr zuſchwören, damit ſie ſich zufrieden gäbe, und ſie mußte es auch ſo verſtanden haben, denn ſie meinte: »Ich denk' auch nichts Schlimmes davon, und hab' wohl ſchon ſonſt davon gehört, aber die Leute haben alle Angſt davor gehabt, wie vor der Trine, die um vor'gen Michael geſtorben iſt, und die das Hühnergreifen auch verſtand, und zu der kein Kind zu bringen war. Wie wird es denn gemacht?«

»Ich weiß das nicht! Ich mache Nichts, die Thiere und die Kinder halten mir ſtill und kommen ganz von ſelbſt.«

»Die Anne ſchüttelte den Kopf, und ſo waren Beide ſtill davon. Sie fragte, was die Körbe koſten ſollten, der Jakob ſagte es, und ſie meinte, die Stellmacherin könnte wohl einen davon gebrauchen. Schade nur, daß ſie weg wäre.

»Können Sie denn keinen nehmen?« fragte der Jakob?

»Brauchen könnt' ich ihn ſchon. . .«

»Na, ſo behalten Sie ihn doch, ich kann 'nen anderen machen,« bedeutete er.

»Sie verſtand nicht gleich, daß er ihr den Korb ſchenken wollte, und wußte nicht recht, ob ſie ihn kaufen ſollte. Während ſie das ſo überſchlug, dachte der Jakob, ſie hätte doch immer noch was gegen ihn auf dem Herzen. Er verwünſchte es, daß er die Thiere gegriffen hatte, und ärgerlich über ſich und ſie, rief er: »Das Kind hat doch mehr Verſtand, das denkt nicht, daß ich der Leibhaftige bin. Es ſteckt kein Teufelswerk hinter

dem Korbe, und es iſt ſchlecht, von einem ehrlichen Menſchen ſo was nur zu denken.«

»Damit nahm er ihr den Korb weg, gab dem kleinen Jungen, das konnte er nicht laſſen, noch einen Kuß, ſetzte ihn auf die Erde, und nahm auch den großen Korb, um ſeiner Wege zu gehen. Er mußte die Zähne zuſammenbeißen, damit er fort kam und damit er Nichts mehr ſagte. Der Junge ſchrie, wie er ihn hinſetzte, auch die zwei Anderen baten, er ſollte dableiben, und liefen ihm nach.

»Greif' noch einmal einen Sperling,« riefen ſie. Aber er wollte nicht, er hatte es ſo gut gemeint, und dachte nun, es wäre Nichts mit ihr.

»Die Anne ſtand auch ganz verblüfft auf derſelben Stelle und ſah ihm mit großen Augen nach. Es war ihr Alles ſo wie ein Traum, und juſt wie im Traum konnte ſie nicht vom Fleck und konnte auch Nichts ſagen. Sie drückte ſich beide Hände in die Augen, es half ihr Nichts. Unterdeß war er zum Gatter 'raus, und ſie konnte ihn nicht mehr ſehen. Da fuhr's ihr durch alle Glieder. Sie lief ihm nach, und wie er das hörte und ſie ſah, blieb er auch ſtehen und drehte ſich nach ihr um. Aber nun ſie Aug' in Auge ſtanden, kam erſt gar Nichts heraus.

»Sie war über und über roth, und auch ihm war's heiß um's Herz geworden, als ſie kam. Mit einem Male faßte ſie in die Taſche nach ihrem Gelde, und ſagte: »Ich will den Korb behalten.«

»Ich bracht' ihn ja zum Schenken!« bedeutete der Jakob nun wieder ganz vergnügt.

»Zum Schenken?« fragte ſie.

»Ja, zum Schenken! Bloß darum bin ich ja ge-

kommen, und darum hat's mich so gekränkt, daß ich ihn wieder mit nach Hause schleppen sollte.«

»Sie nahm den Korb und besah ihn von allen Ecken, aber sie sagte nicht einmal schönen Dank, und so standen sie wieder, als hätten Beide noch was auf dem Herzen, bis sie sich besann und fragte: »Was soll denn mit dem großen Korbe werden?«

»Da ging's dem Jakob auf wie ein Licht, und er sagte: »Der kann hier bleiben, daß die Stellmacherin ihn sieht, und auf den anderen Sonntag werd' ich nachhören kommen, ob sie ihn behalten will. Auf den anderen Sonntag, Anne!«

»Ja, auf den Sonntag!« sprach sie ihm nach, nahm den großen Korb und auch den kleinen und ging nun ihrer Wege und er des seinigen. Aber wie er sich noch zweimal und dreimal umdrehte, da war sie noch immer da und sah ihm nach.

»So ist er denn nach Hause gekommen und hat sich gefreut, daß sie nun doch seiner Hände Arbeit bei sich behalten hätte, und sie hat auch gar nicht mehr abkommen können von ihm und von dem, was passirt war. Es hat ihr keine Ruh' gelassen. Und weil sie sonst auf's Mannsvolk Nichts gegeben und keinen Verkehr gehabt hat, da ist's ihr verdächtig gewesen, daß sie an diesen immer gedacht hat, und sie hat gemeint, das ginge doch nicht mit Rechtem zu, denn sie war wie behext. Sie konnte Nichts im Kopfe behalten, sie vergaß, was sie thun sollte, und wenn sie dafür herhalten mußte, so war es bloß wegen ihm. Da nahm sie sich vor, sie wollte nicht mehr mit ihm zu schaffen haben, und wie der Sonntag kam, bat sie sich los, und ging Nachmittags in die Kirche.

»Unterdessen war er in's Haus gekommen, die Stell-

macherin hatte seinen Korb gekauft, auch ein Paar Pantoffeln, die er mitgebracht hatte, und er hatte sich immer nach der Anne umgesehen, aber er konnte sie nicht finden.

»Die Stellmacherin, die merkte, daß er Etwas wollte, fragte ihn, und er sagte: »Wo ist denn das Mädchen? die hat Pantoffeln bei mir bestellt.« Er hatte auch noch welche bei sich, die er gedacht hatte bei ihr anzubringen, wie den Korb.

»Als er hörte, daß sie in der Kirche wäre, so setzte er die Pantoffeln bloß hin und sagte, das Geld würde er sich ein ander Mal holen. Damit machte er sich nach der Kirche auf, obwohl die längst vorüber war, aber er hoffte, er würde die Anne finden und sie würde ihm am Ende entgegen gegangen sein.

»Sie war jedoch nicht auf dem Kirchhofe, und auch nicht auf seinem Wege. Kennen that er keinen Menschen im Dorf, stehen bleiben und warten wie ein Narr, das wollte er auch nicht, und so ging er auf den Krug zu. Er meinte, da wolle er bleiben und nachher noch einmal zusehen, ob er sie nicht treffen könnte.

»Im Kruge tanzten sie. Es war schon schummrig, denn es war noch früh im Jahre, und die Musik war grade über die Fenster gebaut, und benahm das Licht. Er ließ sich Bier geben und setzte sich hin, und dachte sich bei der Musik so, warum sie ihn im Stich gelassen hätte. Mit einem Male, wie grade die Pfeifen so recht aufquieken, so hört er einen Jauchz dicht vor sich, und sieht einen Soldaten, der stampft vor Vergnügen, und wie sie sich 'rumdrehen, da hat er die Anne im Arm.

»Da schlag' das Donnerwetter 'rein!« denkt der Jakob, setzt seinen Krug auf den Tisch, daß der Deckel

zuklappt, geht an die Muſik, wirft 'nen Groſchen hin, ſchreit: »'nen Schott'ſchen, aber 'nen recht luſtigen,« und nimmt die Erſte, Beſte und ſtellt ſich mit ihr zum Tanz.

»Dazwiſchen ſtecken ſie denn auch die Lichter an, und nun bekommen die Anne und er ſich zu Geſicht, und weil er meinte, daß ſie ihm zum Poſſen in den Krug gegangen wäre, ſo wollte er's ihr auch zeigen, daß es ihm egal ſei, und tanzte d'rauf los, bis er nicht wußte, wo er war, und die Funken ihm aus den Augen flogen. Darauf nahm er ſeinen Stock, und ohne ſich um die Anne zu kümmern, machte er ſich fort.

»Draußen war's, als käme er in's Grab, ſo ſtill. Es war 'ne feuchte Luft, aber warm, wobei man an den Sommer denkt, an's Wachsthum und an's Gedeihen. Aber ſtatt daß er darüber vergnügt ſein ſollte, wurde er bloß traurig, und je weiter er abkam von dem Kruge, nur um ſo mehr.

»So lange er die Muſik hörte, da war er wild geweſen und hatte geflucht: »Tanz Du und der Teufel!« jedoch nun in der ſtillen, dunkeln Einſamkeit, da war's ihm ſchwer auf's Herz gefallen, und er dachte, wie ſie nur ſo ſein könnte und warum ihm das juſt paſſiren müßte; denn Jeder meint, ſo was paſſirt ihm ganz allein, und es hat im Grunde Keiner viel Beſonderes zu erleben, wenn man's recht beſieht.

»Es war ihm ſchlecht zu Muthe. Zurück wollte er nicht, vorwärts auch nicht. Er wußte ſelbſt nicht, was nun?

»Da denkt er: Du willſt's dem lieben Gott überlaſſen, ob du das Frauenzimmer wiederſehen ſollſt oder nicht. Du wirſt bis Hundert zählen. Kommt während deſſen hier ein Menſch vorbei, ſo drehſt du

um; kommt Niemand, so ist's Gottes Wille, daß du gehst, und dann soll's auch gut sein. So stand er denn und zählte und hatte sich's zugeschworen, daß er den lieben Gott nicht um eine Minute betrügen wollte, und zählte rasch vorwärts, bis er über die Fünfzig weg war, ohne daß eine Menschenseele sich hatte sehen lassen.

»Du hast's nun in Gottes Hände gelegt!« sagte er zu sich im Stillen, und zählte weiter. Aber es schnitt ihm durch die Seele, der Hals war ihm wie zugeschnürt vor Angst, die Zunge ordentlich wie steif im Munde, daß das Zählen immer langsamer von Statten ging. Wie er in die Achtziger kam — er hat mir's selber oft erzählt —, da konnte er sein Herz schlagen hören, als wenn's außer ihm wäre, die Thränen kamen ihm in die Augen, und wenn er auch noch so oft dachte: Es ist Gottes Wille!, so hätte er vor Grimm und Schmerz sich zerreißen mögen.

»Nun fing er an laut zu zählen in seiner Angst, aber wie er in der stillen Nacht seine Stimme so wiederhallen hörte, kam ihm ein Grauen an, als wollte er den Bösen rufen, und mit einem Male hörte er auch was kommen. Er fuhr zusammen, wendete sich um und sagte: »Es ist ja doch vorbei!« Damit gab er das Zählen auf, wischte sich die Augen und ging vorwärts.

»Aber wie er so ging, so kam es näher und näher. Er hastete sich, es kam ihm nach, und er mochte sich nicht umsehen, denn er dachte, er hätte am Ende Gott nicht versuchen sollen. Er wollte machen, daß er weg kam. Da war es aber schon ganz dicht hinter ihm, er konnt's nicht lassen, drehte den Kopf um — und die Anne stand grade vor ihm.

»Noch kurz vorher hätte er Himmel und Erde d'rum

gegeben, ſie zu ſehen, nun ſie da war, war's ihm wie ein Spuk. Er traute ſeinen ſehenden Augen nicht. »Was willſt Du?« fragte er ſie barſch.

»Sie fuhr zurück, und ganz außer Athem von dem Laufen ſagte ſie: »Die Angſt! die Angſt! Herr Jeſus, die Angſt!«

»Sie konnte Nichts weiter vorbringen, ſondern wiſchte ſich nur immer mit der Schürze die Thränen vom Geſicht, und ſtand und ſchluchzte und ſchluchzte.

»Ich habe auch Angſt ausgeſtanden und bittre Pein!« rief er. Wie er's aber geſprochen hatte, that's ihm leid.

»Sei ſtill!« ſagte er, und wollte zu ihr 'ran treten, ihr die Hand geben und ihr gut zureden. Indeß dazu kam es gar nicht; denn eh' ſie ſich's verſehen, waren ſie ſich um den Hals gefallen, und die Anne ſagte: »Es war ja bloß die Angſt, daß ich Dir nach müßte, wie Kinder und Vieh, und ich wollte nicht, und hab's nun doch gemußt.«

»Sie weinte noch immer und lachte doch dazwiſchen. Er war aber ganz ſtill und hielt ſie feſt und dachte: Von der läßt du nun nicht mehr dein Leben lang.

»Das hat er ſich damals vorgenommen, und ſie war ihm auch von da ab in's Herz gewachſen. Wo er nur abkommen konnte, war er in Kretſcheu, was er nur auf dem Herzen hatte, das ſagte er ihr, und ſo ging das Frühjahr um.

»Im Sommer war's noch beſſer. Da konnte er die Schafe bis dicht an die Kretſchener Gränze treiben, wo juſt der Stellmacher ſein Feld hatte, und wo die Anne ab und zu zur Arbeit kam. Wie's denn jedoch gegen den Winter ging, da ſagte der Jakob, nun ſei's Zeit, und er wollte mit dem Schulzen ſprechen und

ihm Alles vorstellen, und sie würden sich denn nun wohl heirathen können.

»Er hatte freilich kein Haus, und wer kein Haus hat, der kann hier zu Lande im Dorfe nicht heirathen, ohne daß die ganze Gemeinde es will. Weil er doch aber an die vier Jahre im Dorfe gewesen war, und alle seine Schuldigkeit gethan hatte, so meinte er, sie würden Gnade vor Recht ergehen lassen und ihm die Traue geben, schon damit er bei den Schafen bliebe, die so gut vorwärts gekommen waren unter ihm.

»Er paßte sich also die Zeit ab, wie im September die zweite Schur vorbei und die Wirthe recht zufrieden waren mit dem Ausfall, und ging zuerst zum Schulzen. Er fing auch nicht gleich von der Traue an, sondern vom Vieh, und wie viel Wolle es ausgetragen hätte, so daß der Schulze meinte, weil es so viel Wolle wäre, so wollte der Jakob vielleicht was extra haben, und sagte: »Ja, dies Jahr kann man allenfalls zufrieden sein. Ich hab' freilich von meinen Schafen, wenn's per Stück berechnet wird, nicht so viel 'raus bekommen, als der Schreiner, und so viel als der Wilhelm Stolzmann erst gar nicht, aber Er läßt's ja nicht wachsen und das kann Er also auch nicht verantworten. Das muß denn ein Jahr in's andere gehen. Vorig Jahr war's wenig, dies Jahr ist's mehr, dafür sind auch die Preise gleich wieder 'runter. Aber setz' Er sich nur, setz' Er sich nur!« Und damit ließ er ihm was zu Trinken geben.

»Sitzen that der Jakob nun, aber mit dem Trinken und Essen ist's immer Nichts, wenn der Mensch was auf dem Herzen hat, und steht vor Einem, der Ja sagen kann oder Nein. Der Jakob trank also nur den halben

Krug aus und fing dann an: »Ich kam eigentlich bloß . . .«

»Der Schulze ließ ihn nicht ausreden. Weil er meist den Ausschlag zu geben hatte, meinte er, er wüßte immer schon Alles zum Voraus, und wie er zuerst ganz zutraulich gewesen war, machte er auf einmal sein Amtsgesicht, stellte sich an die Wand und that, als säh' er was im Kalender nach, wo die Termine angeschrieben sind. So kehrte er denn dem Jakob den Rücken zu und sagte: »Ja, so sind sie Alle! Ich dacht's mir gleich, wie Er nur kam. So wie man nicht in Sorgen steckt bis über die Ohren, da steht gleich Alles und hält die Hände auf. Laßt Euch Abzug gefallen, wenn's schief geht, da könnt Ihr Zulage fordern, wenn's mehr giebt. Und was ist's denn groß mehr dies Jahr? Nicht der Rede werth!«

»Es verschnupfte den Jakob, aber er kannte den Schulzen, und er wußte, eng um die Taschen waren sie Alle. Je mehr sie d'rin hatten, um so schlimmer, und der Schulze war just der Aergste, darum hatte er sich auch zuerst an den gemacht, wie ein rechter Arbeiter das schwerste Stück zuerst vornimmt, wenn er noch ganz bei Kräften ist. Es kam ihm aber zu Paß, daß der Schulze meinte, er wollte Zulage haben; denn, dachte der Jakob, der Alte wird froh sein, daß er Nichts zu geben braucht, und wird dann wohl Ja sagen.

»Er fing also noch einmal an und meinte: »Ich komme gar nicht wegen Zulage, Herr Bertels, sondern bloß von wegen mir. Ich bin nun in die Dreißiger getreten und bin vier Jahre hier, und es ist Alles gut vorwärts gekommen, und kann mir auch Niemand Etwas nachsagen. Da hab' ich denn nun auch nicht länger ledig bleiben wollen und . . .«

Der Schulze hatte sich wieder umgedreht und das Kalenderlesen nachgelassen. Er stopfte sich die Pfeife, sah aber den Jakob nicht an, sondern ganz in den Pfeifenkopf 'rein, und paffte und stopfte und brummelte dazwischen: »Was fällt Ihm denn ein mit einem Male?«

Aber nun wollte der Jakob es doch gesagt haben, und sprach also: »Ich komme bloß bitten, daß Sie mir Nichts in den Weg stellen wegen der Traue, denn ich möchte heirathen auf Weihnachten.«

»Heirathen? Er? . . . Ohne Haus!«

»Ja, eben darum! Ich meinte aber, weil ich doch mein Auskommen habe und die Anderen, die auf Miethe einwohnen . . .«

»Das ist ja was ganz Anderes! Das hat der Wirth zu verantworten, der sie einwohnen läßt, und der, der sie in Dienst nimmt. Es sind Narren, die's thun. Aber die Einwohner kann man doch noch 'rausschmeißen, wenn's nicht geht. Mit Ihm ist das ja ganz was Anderes. Er gehört quasi zum Dorf, Er kann sich doch nicht Kind und Kegel so mir Nichts, dir Nichts zulegen. Nachher hat man die Bescherung, und die Gemeinde soll denn dafür sorgen. Nachher sitzen wir da. Von Oben Nichts wie Nasen über die Landarmenpflege, hier das Gebettel, dann hat man danach das Pack auf dem Halse!«

»Er war roth geworden wie ein Hahn, die Augen funkelten ihm im Kopfe, und er steckte die Hände in die Taschen, als wollte er sie schon im Voraus zuhalten, daß ihm ja Keiner etwas 'raus nehmen thäte. Dem Jakob dem quoll das Herz auf vor dem Anderen seiner Rede. Er hatte es wohl gewußt, daß sie nicht gleich Ja sagen würden, und er wollte sich keine guten Worte

verdrießen lassen, nur daß er ihm so grob kam und von Pack und von Bettler sprach, das konnte er nicht auf sich sitzen lassen.

»Ich habe noch mein Lebtage von keinem Menschen einen Heller gefordert, als mein Zukommen, und wer mir nachsagt, daß er mir was umsonst gegeben hat, der soll noch gefunden werden, Herr Bertels!« sagte er. »Ich hab' keine Arbeit gescheut, nicht Tag, nicht Nacht, und ich verlange auch Nichts, als was jeder Christenmensch verlangen kann, daß ich nicht mehr ledig bleiben, und daß ich ein ehrliches Frauenzimmer ehrlich heirathen will. Mich schlecht zu machen, war's noch Zeit, wenn ich gebettelt hatte.«

»Damit nahm er seinen Hut und wollte gehen. »Na, na, nur nicht so hitzig! Es ist Ihm ja nicht gleich die Krone abgebrochen!« rief der Schulze. »Es ist ja damit noch nicht gesagt, daß es damit Nichts werden kann. Ich steh' hier im Dorf für Alle; ich muß sehen, daß wir durchkommen, und die Gemeinde nicht belastet wird. Ich habe Nichts gegen Ihn, ich gar Nichts! aber die Gemeinde kann's nicht zugeben. Wenn's die Gemeinde wollte, und wenn ich wüßte, daß die Gemeinde nicht darunter litte — mit den Schafen mein' ich — denn Einer, der Frau und Kinder hat, der sieht nur noch auf's Seine. Ich hätt' sonst Nichts dawider — aber es wird nicht sein können. Frag' Er nach bei den Wirthen, Er wird's ja hören, daß es Keiner zugiebt. Es ist nicht wegen meiner — die paar Schafe, die kann mir auch wer anders hüten, die nimmt der Kuhhirt mit, und ich spar' noch Sein Deputat. Adjes! aber wegen mir könnt's immer sein!«

»Der Jakob kannte ihn schon. Wenn der Schulze sich hinter die Wirthe und hinter die Obrigkeit steckte,

da war er immer falsch. Er dachte also, er wollte es anders anfangen, und ging zum Weber, mit dem er sich am besten stand im ganzen Dorfe.

»Der Weber war ein stiller Mann und hatte es dem Jakob oft erzählt, daß er's mit Nichts angefangen hätte. Nun saß er im eigenen Haus und hatte einen Kram, den die Frau besorgte, und die Kinder waren schon groß und gingen ihm und ihr zur Hand. Daneben hatte er sich auf die Bienenzucht gelegt, weil er zwei schöne Linden neben dem Hause hatte. Die Bienen verstand er grade so gut, wie der Jakob sich auf die Schafe verstand, und weil sie Beide so viel von Thieren hielten, und auch Beide viel von den Büchern machten, so waren sie immer gut zusammen gewesen und hatten über Dies und Jenes discutirt in den langen Abenden. Wenn er bei den Bienen hantierte, so war der Weber immer gut zu sprechen und ganz redselig. Dem Jakob war's also schon recht, daß er ihn am anderen Mittag just an den Stöcken fand.

»Er nickte dem Jakob zu, wie er ihn gewahr wurde, und sagte: »Die sitzen in den drei neuen Stöcken fest, als wären sie seit Jahren d'rin. Kann ich's im Winter zu fünf neuen Stöcken bringen, aber nur Magazinstöcke, denn damit geht's doch am besten, so hab' ich zum Frühjahr meine zwei Dutzend voll, und was dann d'rüber ist, das geb' ich ab an Schwärmen. Ueber zwei Dutzend 'raus wird's mir zu viel, das kann man nicht beschicken!«

»Der Jakob trat heran und besah sich die Körbe, es war noch Alles in voller Arbeit. »Ja,« sagte er, »das lohnt sich! Nicht eine Ritze wird mehr auf sein, wenn der Winter kommt. Es soll wohl Einer kommen und sagen, die haben nicht Verstand!«

»Darüber,« meinte der Weber, »ist viel zu reden. Justement Verstand, das kann man nicht recht sagen, da versündigte man sich; aber es ist mir immer so vorgekommen, als wenn's nicht das Höchste wäre mit dem Verstande. Wo der nicht ist, da tritt Gott der Herr mit seiner Weisheit ein und waltet, und darum irrt sich der Mensch, der Verstand hat, und das Thier, das nicht Verstand hat, irrt sich nicht, denn Gott waltet in ihm und hilft ihm. Sonst ist's gar nicht zu begreifen. Das arbeitet und verträgt sich, und hilft sich und sorgt für die knappe Zeit, und leidet keinen Faulenzer. Es ist ein reines Exempel für die Menschheit.

»Der Jakob hatte sonst groß Vergnügen daran, wenn der Weber so erbaulich wurde, aber heute lag ihm doch sein Eigenes mehr am Herzen, und weil der Andere merken mochte, daß er ihm nicht recht zuhörte, so fragte er, ob ihm was zugestoßen wäre.

»Zugestoßen ist mir Nichts!« entgegnete der Jakob.

»Na, was fehlt Euch denn?«

»Fehlen thut mir viel, Meister!« meinte der Jakob und kratzte sich hinter den Ohren; denn nun er den Weber vor sich hatte, verlor er die Kourage und den Glauben, daß der ihm beistehen würde. Er hatte vorgehabt, ihm gerade 'raus zu sagen so und so, jetzt wollt's nicht gehen, und ganz von hinten 'rum, wie's sonst gar nicht seine Manier war, fing er an: »Ihr sagt wohl, in solchem Thier, das keinen Verstand hat, da ist Gott der Herr mächtig, aber Gottes Allmacht thut's doch auch nicht ganz allein, sondern der Mensch kommt dem Thier mit seiner Vernunft auch zu Hülfe.«

»Ja, ohne das geht's freilich nicht!« rief der Weber.

»Also!« sagte der Jakob. »Wenn die Bienen in's Schwärmen kämen und Ihr hättet nicht daran gedacht

und hättet nicht im Voraus den neuen Korb fertig, wo sie nur gleich 'rein ziehen und die Arbeit fortsetzen können, da sollet Ihr wohl erleben, was daraus werden würde.«

»Gott würde doch mit ihnen sein, Jakob! und er würde ihnen den Baum schon zeigen, wo sich der Weisel festsetzen und der eigene Bau beginnen könnte. Da ist keine Noth vor, Gott weiß Rath.«

»Ja, so'n Thier hat's freilich besser als unser Einer, das hat nach keiner Seel' zu fragen!« fuhr's dem Jakob 'raus.

»Der Weber sah ihn an. »Wen soll's denn fragen?« lachte er. »Wenn's fühlt, daß es Zeit ist, so geht's so gewiß zum Stock 'raus, als der Vogel in's Nest, wenn die Brutzeit kommt. Wen soll's da fragen? Es kann's ja doch Keiner halten und wehren.«

»Aber unser Einem wehren sie's!« rief der Jakob.

»Was? was wehren sie?«

»Das Heirathen, Meister!«

»Der Weber sah ihn verwundert an. »Heirathen? wer will denn heirathen?« fragte er.

»Ich, Meister!« rief der Jakob.

»Ihr? Ihr habt ja kein Haus!«

»Habt Ihr denn eins gehabt, Meister, wie Ihr geheirathet habt? An die hundert Mal habt Ihr mir's erzählt, wie Ihr mit Nichts angefangen . . .«

»Ja, aber meine Profession! Ich war ein gelernter Weber!«

»Ist die Schäferei keine Profession?«

»Und dazumal war kein Weber im Dorfe, und ich konnte meine Frau anlernen, daß sie mit arbeitete . . .«

»Es ist ja auch kein anderer Schäfer da, Meister!« sagte der Jakob.

»Eine Profeſſion, das nährt immer ſeinen Mann,« fiel ihm der Weber in die Rede. »Einer, der Meiſter und der gewandert iſt, und den ſie ſich eigens kommen ließen, weil ſie ihn brauchten, das war ja ganz was Anderes.«

»Aber, Meiſter,« ſtellte der Jakob vor, »braucht Ihr mich denn nicht auch? Erwerb' ich mir denn nicht mein Brod ſo gut wie Einer?«

»Der Weber ſchüttelte den Kopf. »Das iſt doch nicht das! Ich kam hierher und hatte freilich dazumal kein Haus, aber ich miethete mich ein . . .«

»Ihr hattet juſt die Stube, die ich habe . . .«

»Ja, aber ich hatte ſie zur Miethe, Ihr habt ſie nur von uns.«

»Ich habe ſie anſtatt des Geldes,« bedeutete der Jakob. »Gebt mir das baar, ſo kann ich miethen ſo gut wie Ihr, das kommt auf Eins 'raus.«

»Auf Eins?« meinte der Weber und ſchüttelte wieder den Kopf; »Gott bewahre! Ich war mein eigener Herr! Ihr ſeid in Lohn und Brod, und wenn's nun einmal ſchief geht und der Schulz . . .« Er ſagte es nicht aus, ſondern wies nur über die Schulter nach dem Heck hin, wo das Dorf zu Ende war.

»Dem Jakob lief's heiß über den Rücken. Er hatte ſein Zutrauen auf den Weber geſetzt, weil's ſein guter Freund war, und er hätte gern was geſagt. Indeß der Arme muß ſich Manches gefallen laſſen, und wer bittet . . . doppelt viel.

»Er wollte es darum mit dem Weber nicht verderben und ſagte alſo: »Wenn wir ſonſt ſo von den Menſchen und von ihrem Fortkommen geſprochen haben, Meiſter, ſo pflegtet Ihr immer zu ſagen, wir ſollten von den Bienen lernen, wie viele Arbeiter mit gutem

Vortheil zuſammen arbeiten könnten, und wenn's in Einem Haus zu viel wären, da gäb's in einem anderen neue Arbeit, und ſo wolltet Ihr's mit Euren Kindern auch machen. Die ſollten gleich ihr Eigenes anfangen, wenn ſie auf eigenen Füßen ſtehen könnten, und ſo müßt's Jeder für ſein Theil, dann käme Gottes Hülfe den Menſchen wie den Bienen, und ſo thäten ſie's drüben in Amerika.«

»Das ſtreit' ich auch gar nicht!« rief der Weber, »iſt jedoch ein Wenn dabei, und ſo recht, wie ich's meine, habt Ihr's doch nicht eingeſehen. Wir ſind ja aber ſonſt immer gute Freunde geweſen, und das ſoll auch ſo bleiben, nur wegen der Bienen iſt das doch nicht ſo.«

»Was iſt nicht ſo?«

»Grade die Bienen, die können's dem Menſchen ja lehren, daß zu viel auf einem Fleck nicht taugt. Iſt der Stock voll, ſo zieht ein Schwarm weg, in ein neues Haus, verſteht ſich, wenn Eins da iſt. Iſt keins da, du lieber Gott! da muß er in die Welt und ſehen, wo er bleibt. Und wenn das für die Thiere iſt, für die Gott der Herr den Verſtand hat, wie muß dann erſt der Menſch es machen! Schlagen die Bienen die Drohnen todt, wenn der Juli und der Auguſt da ſind, wie ſoll denn unſer Einer daran denken, mehr Menſchen zu ernähren, als juſt noth iſt? Es geht ja gar nicht an!«

»Ihr ſollt mich auch nicht ernähren!«

»Wie wollt Ihr denn auskommen mit dem was Ihr habt?«

»Der Jakob zuckte die Achſeln. »Viel iſt's freilich nicht,« ſagte er, »und zu viel wär's auch nicht, bekäm' ich was mehr. Es waren dreihundert Schafe, wie ich

ankam, nicht mal voll, nun ſind's vierhundert ſiebenundſechszig, und ich könnt' wohl denken, daß ich was zugelegt kriegen könnte.«

»Zugelegt? J! wie iſt das möglich!« rief der Meiſter ſo ungeduldig, als nähm' ihm Einer ſchon ſein Geld weg. »Ihr wißt's ſo gut wie ich, daß Jeder das Seinige hier im Dorfe zuſammenhalten muß, wenn er was vor ſich bringen will. Da ſeht Ihr gleich, daß es mit dem Heirathen Nichts iſt. Ihr habt ja nie gedacht an Zulage, nun iſt die Frau noch nicht mal da, nun fällt's Euch ein; und gar wenn nachher noch Kinder kämen! Es geht nicht, Jakob! es geht nicht an! es kann ja gar nicht angehen!«

»Der Jakob ſtand und ſtand und überlegte. Endlich ſagte er: »Meiſter! ich hab' meinen Sinn auf das Frauenzimmer geſetzt. Sie iſt ſtark in der Arbeit, hat geſchickte Hände, und wie Ihr Eure angelernt habt zum Weben, ſo wird ſie das Korbmachen und Peitſchenflechten lernen. Das haben wir uns gedacht. Was ich von der Zulage ſagte, das war nur ſo 'ne Rederei. Ich wußte, daß ich ſie nicht kriegen konnte, und Gott wird auch ohne das helfen. Nur Eins wollt' ich Euch gebeten haben, ſeid meiner Heirath nicht zuwider von wegen dem Hauſe. Ich laſſ' nicht von dem Frauenzimmer.«

»Da wartet!« rief der Weber, »wartet, bis Ihr ein Haus habt! Legt ja kein Thier Eier, eh's ſein Neſt gebaut hat, warum lehnt ſich denn der Menſch auf gegen Gottes Weisheit und will's anders haben?«

»Baut aber auch kein Thier ſein Neſt allein!« meinte der Jakob. »Ich will's wohl zu was bringen, ſo gut wie Ihr, wenn ſie mir hilft, ich allein kann's aber nicht beſchaffen. Es geht mir Alles durch die

Hände, weil Keiner da ist, der's zusammen hält. Seid nicht wider mich, es soll nicht Euer Schade sein, komm' ich zur Frau.«

»Und wenn ich's zehn Mal wollte,« sagte der Weber, »ich bin doch immer nur Einer. Es hilft Euch Nichts, sie thun's nicht, sie kündigen Euch eher den Dienst auf, und dann ist das Elend vollends da. Bedenkt's noch einmal, Jakob, ich will's auch bedenken, und dann wollen wir's noch bereden. Es ist Nichts für Euch, gar Nichts! Sie thun's auch nicht! Ihr habt ja kein Haus!«

»Der Jakob sah, daß Nichts von dem Weber zu hoffen war, und dachte, er wollt's ein ander Mal probiren. Aber so oft er auch ansetzte, es blieb dasselbe, und wo er nachfragte, wollte Keiner davon wissen. Die rechten Bauern, die von Vater auf Sohn in den Höfen saßen, waren die Schlimmsten, und der Pfarrer, der sonst viel auf den Jakob hielt, konnt' ihm nicht helfen. Er sagte, wenn Gott der Herr es wollte, so würden sich schon Mittel und Wege finden. Er sollte nicht verzagen, nur für jetzt müßte er nicht daran denken, weil's doch nicht sein könnte.

»Das war nun wohl recht erbaulich, es verschlug nur Nichts. Was dem Menschen einmal in's Herz gewachsen ist wie sein eigen Blut, da denkt er doch daran. Es ist bloß der Unterschied, ob mit Freuden oder mit Aengsten. Es ließ ihnen allen Beiden keine Ruhe. Im Sommer, wie sie draußen gewesen waren und hatten Arbeit im Felde gehabt, und hatten sich dabei ab und zu gesehen, da war's noch so hingegangen. Aber nun, im Winter, ward's erst recht schlimm. Am Tage konnten sie nicht zusammen, also schlichen sie Nachts 'raus und trafen sich an den Scheunen, und sie konn-

ten an Nichts mehr denken und von Nichts mehr ſprechen, als wie ſie die Traue kriegen ſollten.

»Wenn Einer aber Nachts ſeine rechte Ruhe nicht hat, ſo iſt er bald nicht mehr viel nütze. Das Frauenzimmer hatte gar keinen Verſtand mehr. Sie konnte Nichts mehr im Kopfe behalten. Was ſie anfing, das kam quer heraus, und ſo konnt's denn auf die Länge nicht gehen.

»Die Stellmacherin zankte mit ihr, die Anne, die das nicht gewohnt war, weil ſie ſonſt immer auf dem Fleck geweſen war, verdefendirte ſich, darüber wurd's noch ärger, und wie ſie ſich nun den ganzen Winter in Zank und Streit herumgeſchleppt hatten, und wie die Stellmacherin die Anne einſchloß Nachts, daß ſie nicht mehr fort ſollte — da kam 'ne Todesangſt auf das Frauenzimmer, und ſie fing an ſo zu weinen alle Tag' und Nächte, daß ſie's nicht mit ihr aushalten konnten. Sie dachten Alle, ſie käme um den Verſtand, und wie denn die Oſtern kamen, ſo ſollte ſie ziehen; denn Nachts ſie 'rauslaufen laſſen, das konnten Stellmachers doch nicht, und ſo war Nichts mehr mit ihr anzufangen.

»Weil ſie aber bei ihnen aufgewachſen war und ſich immer gut geführt hatte, ſo ging's Allen nah, wie ſie fort ſollte, und die Stellmacherin ließ den Jakob kommen und fragte ihn, wie es denn nun werden würde? Sie hatte einen Bruder drüben in Amerika, und ſie meinte, dort käme Keiner zu Schanden, der ſeine geſunden Knochen hätte, und dort könnte Jeder heirathen und thun, wie er wollte. Hier ging's doch nun einmal nicht, und es wäre doch ein braves Frauenzimmer, es wäre ihr nie das Geringſte nachzuſagen geweſen,

sie hätt' sich konträr immer gut gehalten, und er sollt' ihr keinen Schimpf anthun.

»Die Anne, die hinter der Thüre in der Kammer stand, hatte jedes Wort gehört und konnte sich nicht zufrieden geben, weil die Stellmacherin es so gut mit ihr meinte.

»Der Jakob hatte auch für sein Theil schon oft an Amerika gedacht, aber wo sollte er das Geld dazu hernehmen für ihrer Zwei? Und so viel hatte er auch gelesen, daß die schlimm d'ran wären und oft zu Grunde gingen, die so nackt und bloß 'rüber kämen. Er sagte das der Stellmacherin und sie konnte Nichts dawider reden; aber er verschwor sich hoch und theuer, daß Nichts passiren sollte mit der Anne, und daß sie ganz geduldig warten wollten, wenn sie nun in Pieritz sein würde, wo sie 'nen Dienst bekommen hatte.

»Die Stellmacherin schenkte ihr zu Ostern noch Leinwand zu zwei Hemden und ein Stück Garn, und Wolle zu zwei Paar Strümpfen, und wie sie nach Pieritz zog, war sie recht im Stande.

»Das war im Grunde die allerbeste Zeit. Es war wieder Sommer, sie sahen sich jeden Tag, den Gott werden ließ, Morgens und Abends, und sie dachten: nun sollt's auch so gut sein. Es konnte Keiner über die Beiden klagen, die Anne that das Ihrige im Dienste, und der Jakob das Seinige.

»Dazumal kam er auf Besuch nach Hause, und wie wir einmal allein zusammen saßen, da erzählte er mir, wie es war, und daß er und sie jeden Groschen zusammenhielten und weglegten, bloß damit sie nach Amerika könnten, und daß ich mit sollte, und was denn so mehr war. Ich fragte, wie viel dazu

gehörte, er meinte, an die hundert Thaler müßten wir drei haben. Da bekam ich einen Schreck.

»Das bringen wir im Leben nicht zuſammen!« ſagte ich.

»Der Jakob aber dachte es anders. »Mit der Schäferei gewiß nicht,« ſagte er, »aber ſeit die Stellmacherin ſieht, daß es Ernſt mit uns iſt, greift ſie uns unter die Arme, wo und wie ſie kann. Sie nimmt jede Woche, wenn ſie zum Markt in die Stadt geht, ein Paar Körbe von mir mit, und ſie denkt, der Abſatz ſoll immer beſſer gehen. Wenn's denn auch nur jede Woche zehn Groſchen ſind, ſo macht's doch an die zwanzig Thaler des Jahres, und Etwas kann die Anne auch beiſteuern.

»Ich rechnete, daß doch Jahr und Jahre d'rüber hingehen könnten, und hatte meine ſtille Angſt. Er war aber ganz vergnügt, wenn er darauf zu reden kam.

»Ich habe immer von Klein auf,« ſagte er, »Nichts lieber in der Bibel geleſen als die Geſchichte vom Jakob, wie der ſieben Jahr und noch ſieben Jahr gedient hat um die Rahel. Das iſt auch ein Schäfer geweſen, und wenn das ganze Dorf voll Labans ſäße und Jeder d'rauf aus wäre, mich zu betrügen, ſo wollt' ich zuletzt doch meinen Willen haben, und Du ſollſt das wohl erleben.«

»Wenn man Einen ſo muthig ſieht, ſo bekommt man auch Kourage. Das Hoffen ſteckt an wie das Fürchten. Ich war, wie er fortging, grade wie er, und fing auch an, oft nach Amerika 'rüber zu denken und wie es da ſein würde. Darauf hörten wir durch Monate und Monate Nichts von ihm, denn es war kein Verkehr nach der Gegend, und da wir Nichts zu Markte zu bringen hatten, kam auch Keiner von uns in die

Stadt. Unterdeſſen war's beim Jakob aber anders geworden.

»Die Anne und der Jakob hatten ſich wohl vorgenommen, daß ſie zufrieden ſein wollten und Gott danken, daß ſie in Einem Dorfe wären, und daß ſie warten und warten wollten, aber nun ſie zuſammen waren, kam das Warten ihnen immer ſchwerer an.

»Sie ſahen nicht ein Paar zur Kirche gehen, ohne zu denken, daß ſie's nicht könnten. Der Jakob verbitterte ſich ganz. Er war doch auch kein Sklave, er verlangte doch bloß, daß ſie ihn ſeine Wege gehen ließen, und weiter Nichts von keinem Menſchen. Die Anne verlor erſt recht den Muth, ſie weinte und härmte ſich. Er wollt's ihr dann wieder ausreden, und war bisweilen ordentlich wild vor Luſtigkeit, bloß damit ſie vergnügt würde. Weil das jedoch nicht ſeine Natur war, ſo kam ihr eine Angſt an, wenn er ſo wurde, und zuletzt war's Beiden am wohlſten, wenn ſie ſich gar nicht zu Geſicht bekamen, denn Einer machte bloß dem Anderen das Herz noch ſchwerer.

»Das war im Sommer, wie der Jakob Nachts draußen blieb mit den Schafen. Er war nicht in's Dorf gekommen ein paar Tage lang, und weil's in der Ernte war, ſo hatte ſie auch nicht ab können. Endlich einen Abend wurd's ihr zu viel, und ſie machte ſich auf den Weg, wie ſchon Alles ſtill war.

»Es war heiß wie am Tage und ganz hell vom Himmel. Der Thau fiel, es roch im Felde wie im ſchönſten Garten. Sie hatte ein rechtſchaffenes Ende zu laufen, und je weiter ab ſie von dem Dorfe kam, um ſo ſtiller wurde es. Es war ihr ganz weich um's Herz, denn unſer Einem kommt's nicht oft, daß er ſo für ſich allein iſt ohne Arbeit unter Gottes freiem Him-

mel, und vollends erſt bei Nachtzeit. Es war ihr, als hätte ſie's noch nie geſehen, als wäre ſie grade zum erſten Male auf der Welt, ordentlich gottesfürchtig war's ihr zu Muthe.

»Da fiel es ihr ein, wie das Alles noch viel ſchöner ſein müßte, wenn der Jakob und ſie Mann und Frau wären, wenn ſie von Rechts wegen zu ihm gehen könnte, ſtatt ſich nun weg zu ſchleichen von Hauſe, mit Angſt und Noth wie ein Dieb. All die Male, wo ſie Nachts von der Stellmacherin gegangen, all die Vorwürfe, die ſie ſchon ſeinetwegen bekommen hatte, kamen ihr ein, und es war ihr, als könnte ſie darum noch viel weniger von ihm laſſen. Sie hatte ihn lieb, ſie wußte nicht, wie. Sie fing zu laufen an, wie ſie von fern ſeinen Hund hörte, der ſie ſo gut kannte, wie ſie ihn, und wie ſie an die Hürde kam, da war ſie ganz von ſich vor Laufen und vor Freude, daß ſie nun da war, und dem Jakob war's grade ſo, denn er hatte ja nicht denken können, daß ſie käme. Sie gingen auch erſt von einander, wie es Morgen wurde, und ohne daß es ein Menſch gewahr wurde, ſchlich ſie ſich in's Haus.

»Sie war froh, daß ſie ohne Zank davon kam, und ſie hatten ſich's vorgenommen, daß ſie nicht mehr wiederkommen ſollte bei Nacht wie dieſes Mal. Sie iſt auch nicht mehr dageweſen, aber es half nun doch Nichts mehr.

»Wie der Herbſt anfing und der Jakob alſo mehr im Dorfe war, fing er wieder an, unter der Hand wegen der Traue zu ſprechen. Es kam nur indeſſen nicht ſo frei heraus, wie das erſte Mal, denn er wußte, daß er ſie nicht kriegen würde, und er hatte nun nicht mehr das gute Gewiſſen, wie ehedem; er und ſie waren wie vor den Kopf geſchlagen. Es hielt ſie von einander.

»Ein Tag ging nach dem anderen hin, alle Abend waren sie froh, wenn wieder ein Tag weg war, ohne daß Einer darum wußte, und doch lag's ihnen wie ein Stein auf dem Herzen, daß es nun bald an's Licht kommen würde. Der Anne ihre größte Angst war immer die Stellmacherin, und was die dazu sagen würde. Nicht sie, nicht der Jakob trauten sich nach Kretschen, und die Korbmacherei blieb liegen, weil die Körbe doch nicht mehr nach der Stadt gingen.

»Endlich hielt's die Anne wegen der Stellmacherin nicht aus, denn sie hatte wie eine Mutter an ihr gehandelt all die Jahre, und die Anne hatte ihre Eltern nicht gekannt. Sie waren in Möhrendorf oben im Gebirge alle Beide gestorben, wie die Anne nur eben geboren war, dazumal in dem Jahre, wo das schlimme Nervenfieber herumging. Die Eltern von der Stellmacherin hatten die Anne nur nach Kretschen mitgebracht; wenn sie denn auch nachher in Kretschen großgezogen war, so gehörte sie doch von Rechts wegen nach Möhrendorf hinauf, wo sie her war, und es war gut von der Stellmacherin, daß sie sie behalten hat, wie ihre eigenen Alten nachher auch aus der Welt gegangen waren.

»Es war also der Anne ihr Einziges, wie sie's der Stellmacherin vorbringen sollte. Sie simulirte hin und her. Auch dem Jakob schnürte es die Kehle zu, wenn er dachte davon zu sprechen, aber je weiter es kam, desto mehr faßte er sich ein Herz. Wenn er die Anne so verzagt sah, so sprach er ihr gut zu, und beim Trösten bekam er selber guten Muth. Er hatte Jahr und Tag darum gebeten und gebeten, daß sie ihm sollten die Traue geben, er verlangte ja Nichts lieber, als das Frauenzimmer zu heirathen, damit Alles in Ordnung käme, er

machte ſich auch ein ſchwer Gewiſſen daraus, wie es nun war; das Leben konnte er ſich aber doch darum nicht nehmen, und ſo griff er einen Sonntag nach Hut und Stock und wollte zur Stellmacherin, ihr ſagen, wie es ſtände.

»Das gab die Anne aber nicht zu, und aus Angſt, daß er gehen könnte, ging ſie ſelber. Es war ſechs Wochen vor Weihnachten, die Tage waren ſchon kurz, die Wege ganz aufgeweicht; der Jakob ging alſo mit ihr, aber nur bis an's Hack. Sie wollte ihn nicht weiter mit haben, und ſchlug ſich hinten 'rum um die Scheunen in's Dorf, daß ſie auch von hinten in das Haus kam. Sie ging gradezu in die Küche, da ſtand die Frau am Heerde ganz allein.

»Wie ſie die Anne gewahr wurde unter der Thüre, rief ſie: »Na, kommſt Du auch noch 'n mal her?« — Weil die Anne aber nicht näher ging, ſondern ſtehen blieb, um Athem zu ſchöpfen in ihrer Scham und Pein, da trat die Stellmacherin auf ſie zu, und ſah wie es mit ihr ſtand, und ſchlug die Hände ganz erſchrocken zuſammen und konnte Nichts ſagen, als bloß: »Ach, Herr Jeſus, Anne! Anne!«

»Darüber fing die an zu weinen, als wenn's ihr mit 'nem Meſſer durch das Herz ſchnitt'. Sie dachte, ſie müßte in die Erde ſinken, und daß die Stellmacherin Nichts weiter ſagte, ſondern bloß ſo ſtill und traurig mit dem Kopfe ſchüttelte, das macht' es grad' am ärgſten. Die Anne ſchluchzte und konnte die Schürze nicht von den Augen bringen, konnt' auch kein Wort ſprechen.

»Die Stellmacherin ſah nach der Milch, die ſie auf dem Feuer hatte, und war auch ſtill, obwohl es ihr im Kopfe 'rum ging.

»Ich hab' mir's gedacht! ich hab' mir's gedacht!«

ſagte ſie vor ſich hin, und dann wieder nach einer Weile: »Wo wirſt Du denn nun bleiben? Was ſoll denn nun mit Dir werden? Du ſiehſt erbärmlich aus!«

»Ach Gott!« jammerte die Anne, »ich weiß nicht aus, nicht ein. Die Hanne, die beim Paſtor dient, die weiß von mir. Die iſt in der Stadt geweſen als Amme und hat geſagt, ſie hätt's da gut gehabt, und das wäre das Einzige. Aber ich kann ja nicht von ihm fort. Hätte ich das gekonnt, ſo wär's ja nicht paſſirt, ich war ja mein Lebtag nicht nach dem Mannsvolk, das weiß Sie ja. Und ehe ich von ihm fort ſollte, und ſollte das Kind auch weggeben — das thut ja kein Vieh — das kann ich nicht — da will ich lieber in's Waſſer gehen, wo's am tiefſten iſt, noch dieſen lebendigen Tag.«

»Man konnte ihr die Seelenangſt vom Geſichte ableſen, der Stellmacherin ging's auch nahe. Sie war 'ne große, ſtarke Frau und meiſtens ernſthaft, auch wenn ſie noch ſo gut war, und das war ſie im Grunde immer.

»Red' nicht ſo, Anne! ſei ſtill!« ſagte ſie, nahm den Topf vom Feuer und trug ihn nach dem Fenſter zum Abkühlen. Wie ſie das gethan hatte, drehte ſie ſich um und meinte: »Der Jakob iſt nicht mitgekommen, nun ſollſt Du's allein ausbaden, ſo machen ſie's. Nun haſt Du's. Es iſt ein wahres Elend!«

»Die Anne ließ das nicht auf ihm ſitzen. Sie ſagte, daß er's hätte ſelber vorbringen wollen, daß er zu ihr hielte, nun wie je und noch mehr, daß er draußen am Dorfe wäre, und daß ſie nur hätte kommen und es der Stellmacherin bekennen müſſen, weil's ihr keine Ruh' gelaſſen hätte.

»Da befahl ſie ihr, daß ſie den Jakob holen ſollte

und wie der kam, ſagte ſie: »Das Jammern und das Flennen und das Bereuen, das kann nun Alles Nichts mehr helfen. Mit Amerika wird's nun auch für's Erſte Nichts ſein, obſchon ich meinen Sinn für Euch d'rauf geſtellt hatte. Ihr müßt nun zuſehen, wie Ihr Euch helfen könnt. Eltern hat ſie nicht, hierher kann ſie auch nicht, denn ich habe das Haus voll dieſen Winter, da kommt's nun d'rauf an, ob ſie bei Ihm bleiben kann, denn das iſt nun das Nächſte.

»Der Jakob und die Anne hatten das auch gedacht, und ſo blieb's denn auch. Es war ſchon feſt, daß ſie Neujahr aus dem Dienſt ſollte, von dann ab wollte der Jakob ſie zu ſich nehmen; es war bloß, ob der Schulze ſich nicht drein legen würde. Sie überlegten aber mit der Stellmacherin, daß ſie gar Nichts davon ſagen wollten, und die Stellmacherin ging mit Allem, was ſie konnte, den Beiden an die Hand, weil's nun doch nicht mehr zu ändern wäre, ſagte ſie.

»Um Neujahr zog ſie denn zu ihm hin, und ſie fingen ihr Weſen an. Fand ſich was, ſo ging ſie noch auf Arbeit, und wie ſie's nur erſt geſehen hatte, ließ ſie ſich zum Korbmachen und Peitſchenflechten ſo gut an, wie ein gelernter Geſell. Im Dorf ward keine Einrede gethan, wie ſie zu ihm ging, und Ende Februar kam denn das Kind.

»Davon, daß ſie als Amme in die Stadt, oder daß ſie überhaupt in Dienſte ſollte, war gar keine Rede mehr. Sie hielt zuſammen, was er an Deputat hatte, der Jakob kam mit den Körben und Peitſchen, je mehr er machte, um ſo beſſer in's Geſchick, und die Stellmacherin, die immer eine Frau auf dem Platze war, bracht's ſo weit, daß ihr Mann die Arbeit von den Beiden mit nahm, wenn er mit den großen Fuhren

Räder und Karren zu den Quartals-Märkten fuhr. Sie hatten also keine Noth, und nun das Kind da war, und der Jakob und die Anne zusammen, hatten sie ihre Freude an dem Jungen.

»Nur wie der Taufsonntag kam, da ging's ihnen bitterlich nahe, daß das Kind sollte als unehelich in das Taufbuch eingeschrieben werden, und sein Leben lang den Schimpf behalten, das doch gar Nichts davor konnte. Er ging also noch einmal, zum dritten Mal, zum Schulzen und bat, sie möchten ihn trauen lassen, daß er das Frauenzimmer und das Kind könnte zu Ehren bringen. Er konnte aber auch das Mal Nichts ausrichten. Er sollte Gott danken, sagte der Schulz, daß man still wäre, und wenn der Jakob auch still sein wollte, sollt's so bleiben. Trauen ohne Haus könnten sie ihn nicht lassen. Er hätt's mit allen Wirthen überlegt, das ginge nicht. Wenn's Einer kriegte, würden's Mehrere wollen. Er sollte sich also zufrieden geben. Das mußte er nun wohl.

»Von Rechts wegen hätte der Junge müssen auf ihren Namen getauft werden, der Jakob nahm ihn aber auf den seinen. Es ist mein Kind, sagte er, und das soll er bleiben vor Gott und Menschen. Und wie die Taufe vorbei war und das Kind und die Wirthschaft vorwärts kamen, dachten sie nicht mehr an die Taufe, und auch die Traue kam ihnen allmählich aus dem Sinn, je länger sie als Mann und Frau zusammen waren. Sie wußten, daß es nicht zu ändern war, was sollten sie da d'ran rühren!

»Sie arbeitete von früh bis spät, und sie standen sich recht gut. Er kriegte sein Bißchen Essen im Sommer und Winter, seine Stube und Alles war blank wie ein Kessel, und sie brachten auch 'was vor sich. Sie

hatten sich einen schönen Schrank angeschafft, und waren auch gut auf Kleider und recht nettes Leinenzeug gekommen, und das Alles in zwei Jahren, denn sie ist ein tüchtiges Frauenzimmer. Sie verlangten's gar nicht besser, und meinten, wenn's so fort ging', auch zu was Baarem zu kommen.

»Die Stellmacherin war ab und zu drüben gewesen. Jedesmal, wenn sie gekommen war, hatte sie auch was mitgebracht und immer ermahnt, nur recht an's Baare zu denken. Von Amerika war keine Rede mehr, um so öfter vom Hause. Es hatte sich Einer eins gebaut, nur Stube und Küche, das nicht hoch gekommen war. Sie hatten nun vor, wenn sie die Hälfte dazu baar zusammen hätten, so wollte der Stellmacher die andere Hälfte leihen, und sie hofften, das Stückchen Land, das würde die Gemeinde ihm dann schenken. Es brauchte ja nur der reine Sandboden zu sein, nur daß sie ein Haus d'rauf hinstellen konnten.

»Das war zu Ende Mai, und die Anne saß just vor der Thüre mit Peitschenflechten, wie der Gendarme in's Dorf kam. Es war ein neuer; der alte, der lange Jahre da gewesen war, und mit dem sich Alle gut gestanden hatten, war zur Ruh' gesetzt worden. Der Gendarme kam von wegen der Seelenzählung. Er schrieb Alles auf im Hause; die Anne dachte nichts Schlimmes, denn das war alle Jahr' geschehen, und wartete, bis es an sie kommen würde. Das dauerte auch nicht lange.

»Er schrieb erst den Jakob auf, seine sechsunddreißig Jahre und daß er aus Wolkwitz wäre und seine Konfession, und dann sollte sie aufgeschrieben werden. Wie sie ihren Namen nannte, hielt er mit einem Male an

und ſagte: »Iſt Sie denn nicht die Frau vom Schäfer?«

»Ja,« ſagte ſie. »Das heißt Nein!« rief ſie danach aber gleich, »wir haben noch die Traue nicht bekommen.«

»Wie lang' lebt Sie denn ſchon mit dem Schäfer?«

»Zwei Jahre, im dritten!« gab ſie zur Antwort, und die Kniee zitterten ihr unter dem Leibe, wie der Gendarme ſie von oben bis unten anſah, und dann ſagte: »Es iſt ja wohl bald wieder ſo weit mit Ihr, wo hat denn der alte Bering ſeinen Kopf gehabt, das iſt ja 'ne wahre Hundewirthſchaft!«

»Der Bering, das war der alte Gendarme, und ſie ſollten es wohl merken, daß der fort war. Der neue fragte, ob ſie aus dem Dorfe wäre.

»Nein,« ſagte ſie, »ich bin aus Möhrendorf, aber ich bin ganz klein nach Kretſchen gekommen und bin nun ſchon im vierten Jahre hier in Pieritz.«

»Da iſt Sie ja nicht einmal aus dem Herzoglichen, da gehört Sie ja in's Fürſtliche!« rief er. »I, da ſoll doch das Donnerwetter d'rein ſchlagen! Setzt das Pack ein Kind nach dem anderen in die Welt, und gehört nicht 'n mal hierher. Das iſt ja 'ne Wirthſchaft, als wenn keine Obrigkeit mehr da wäre! Mach' Sie ſich nur d'rauf gefaßt, Sie muß hier fort. Wir haben genug Geſindel hier im Lande. Sie muß fort von hier.«

»Die Nachbarn aus der anderen Stube waren dazu gekommen, und weil die Anne ſo daſtand, als hätte ſie die Sprache verloren, ſo legte der Nachbar ſich drein und bedeutete, der Jakob wäre doch hier in Pieritz in Lohn und Brod, und alſo müßte ſie bleiben können.

»Müßte bleiben können!« ſchrie der Gendarme,

»werdet Ihr ſie ernähren, was? Wenn jeder Kerl ſich hier ein Weibsbild zulegen wollte, ſo ſolltet Ihr 'mal zuſehen, wie's hier werden würde. Müßte bleiben können! Wollen weichherzig ſein aus herzoglichen Taſchen! Nun ſoll ſie dableiben, und nachher heißt's: wozu iſt das Landarmenhaus? Mach' Sie ſich nur fertig. Sie muß fort. Dem Schulzen, der die liederliche Wirthſchaft leidet hier im Dorf, dem ſoll's aber angeſtrichen werden!«

»Damit ging er ſeiner Wege. Die Anne ſtand wie ein Stein. Sie hatte den Jungen in ihrem Schreck auf den Arm genommen und hielt den feſt, als wäre damit Alles gut. Die Leute aus den Nachbarhäuſern waren zuſammengelaufen. Der Eine fragte, der Andere gab guten Rath. Sie ſtand immer ſtill. Mit einem Male ſah ſie ſich um, ob der Gendarme weg wäre, und nun lief ſie mit dem Jungen, als wäre was Böſes hinter ihr, und geraden Weges zum Jakob.

»Dem Jakob fuhr's durch alle Glieder, wie er die Anne mit den wilden Augen kommen ſah. Der Junge war auch ganz verſtört und ſtreckte die Arme nach ihm aus und weinte und ſchrie, weil ſie ihn ſo feſt gehalten hatte. Sie brauchte ihm Nichts zu ſagen, er wußte gleich Alles. Es hatte doch immer wie ein Richtbeil über ihm gehangen, denn wer nicht mit Allem im Reinen iſt, der kommt einmal in dieſer Welt nicht zur Ruh', aber er war doch auch wie angedonnert.

»Lieber in die Erde! Lieber gleich in die Erde!« ſchrie ſie, und das Blut lief ihr zu Naſe und Mund heraus, daß er glaubte, es wäre ihr Ende. Er wußte nicht aus, noch ein. Weg von den Schafen konnte er nicht, er konnte die Anne auch ſo nicht liegen laſſen,

und was im Dorf vorging, was nun werden ſollte, daran konnt' er noch gar nicht denken. Jeden Augenblick ſchrak er zuſammen, weil er glaubte, der Gendarme und der Schulze wären ſchon da, und in ſeiner Todesangſt hätte er doch, Gott weiß, was darum gegeben, wenn nur ein Menſch gekommen wäre, ihm bei der Anne beizuſtehen, die ganz wie todt da lag.

»Endlich brachte er ſie ſo weit zu ſich, daß ſie reden und ihm erzählen konnte, was paſſirt war. Sie wollte gar nicht mehr in's Dorf zurück, weil ſie immer ſchrie, dort paßten ſie ihr auf, und wenn ſie käme, würde ſie weggebracht. Und elend, wie ſie war, konnte ſie doch die Nacht nicht draußen bei ihm bleiben. Er ließ ſie alſo, wie es Abend wurde, bei den Schafen, und ging allein in's Dorf, zu hören, wie es da ſtand.

»Bei ihm zu Hauſe wußten ſie Nichts, es war Keiner mehr da geweſen, und Alles ſtill geblieben. Er wollte alſo zum Schulzen gehen, aber der Nachbar rieth ihm ab.

»Der wird froh ſein,« ſagte er, »wenn Du gar nicht daran rührſt. Der Gendarme iſt neu, und alle neuen Beſen kehren ſcharf. Kommſt Du jetzt zum Schulzen, wo der Gendarme eben da geweſen iſt, und wo der Schulze denkt, das ganze Amt paßte bloß auf ihn, da denkt er auch Wunder was. Laß Gras d'rüber wachſen.«

»Wenn ſie aber d'rauf beſtehen?« meinte der Jakob.

»Ach was beſtehen! wer ſoll denn d'rauf beſtehen? Im Amt werden ſie ſich nicht den Kopf darum abreißen, da dauert das Geſchreib' eine Ewigkeit, und unterdeſſen merkt der Schulze auch, daß es keine Eile hat, und läßt Euch zufrieden. Iſt er ſo lang' ſtill geweſen, wird er's auch weiter ſein. Es iſt bloß die Prahlerei von

dem neuen Gendarmen. Da brauchst Du Dir gar keine Gedanken d'rüber zu machen.«

»Es kamen denn auch noch Andere dazu, der Jakob ging sogar zum Weber, mit dem er immer gut geblieben war, aber sie meinten Alle, es würde so schlimm nicht kommen. Wenn Alles geschehen sollte, was so 'n neuer Gendarme sagte, so müßte viel geschehen. Er sollte gar Nichts anfangen; anzufangen hätte er ja noch immer Zeit, wenn's so weit wäre. Wenn Einer gehängt werden sollte, da meldete er sich nicht dazu.

»Der Jakob ließ sich also bereden, und es blieb auch Alles beim Alten durch die ersten Wochen, aber er und die Anne hatten doch keine Ruhe mehr. Es war ihr Sinnen am Tag, und Nachts konnte die Anne kein Auge zu thun, weil sie immer dachte, nun kämen sie. Ihm ließ es es draußen in der Hürde auch keinen Frieden, und nun fingen sie Beide wieder an, vor Gott und nach Gott, von Haus zu Haus zu bitten um die Traue. Die Stellmacherin, die in Pieritz bei'm Pfarrer was galt, denn die Kretschener sind da eingepfarrt, ging selbst am Sonntag zum Pfarrer und zum Schulzen und stellte ihnen Alles vor, wie gut die Beiden sich durchbrächten, und daß es doch ein christliches Werk sei, zwei ordentlichen Menschen zum christlichen Ehestand zu verhelfen, daß der Jakob doch brauchbar und ein guter Schäfer sei, daß die Stellmacherin und ihr Mann das Halbe zum Hause geben wollten — sie konnte aber Nichts ausrichten.

»Der Pfarrer gab ihr alle Wege recht, und lobte sie sehr, und lobte auch die Beiden, aber er könnte Nichts thun, sagte er. Wo's um Mein und Dein ginge, wo die Wirthe glaubten, daß sie früher oder später Schaden davon haben könnten, da sei gar Nichts mit

ihnen anzufangen. Und beim Schulzen kam sie noch schlimmer an. Es war ein neuer Landrath in's Amt gekommen, einer von den Frommen, der hatte seinen Sinn gesetzt gegen all' die unehelichen Kinder in den Dörfern. Und statt den Bauern zu befehleu, daß sie Leuten, die sich ordentlich nähren konnten, Nichts in den Weg legen sollten bei der Heirath, wollte der Landrath die alte Zucht herstellen, wie sie es nannten, und bessere Sitten einführen; und wer ihm da nicht beistand von den Schulzen, dem sollte sein Amt genommen werden. Der Schulze aber hätte sein Amt nicht aufgegeben, nicht für sein Fleisch und Blut, geschweige denn für unser Einen. Es war schon vom Großvater her unter ihnen das Amt, und sie hielten d'rauf.

»Ein Tag verging damit nach dem anderen, die Stellmacherin kam oft 'rüber, und sah nach, aber es ist kein Leben mehr, wenn man alle Tage denken muß, ob's nun nicht der letzte ist. Bald meinten sie, es würde vielleicht gut ablaufen, bald sahen sie sich schon unterweges. Sie hörten auf allen Gütern in der Nachbarschaft herum, ob nicht ein Unterkommen für den Jakob wäre, es fand sich aber Nichts, und die Stellmacherin und der Jakob kamen darauf, daß er die Schäferei an den Nagel hängen sollte, und als Taglöhner oder mit Körbemachen sein Brod verdienen, wenn sie nur irgend fortkommen könnten. Wo sollten sie aber hin? Im Herzoglichen war's auf dem Lande Alles dasselbe mit dem Hause; in's Fürstliche, wo sie hingehörte, gehörte er nicht hin, es blieb also Nichts, als daß er in der Stadt unterzukommen suchte in einem Dienst; denn sich niederzulassen in der Stadt, dazu hatten sie's ja auch nicht. Sie schrieben darum an den Bruder und an die Schwester, die wollten sich auch erkundigen

und ſehen, was ſich finden würde; inzwiſchen aber kam das Unglück über ſie.

»Grade acht Tage nach Johanni, wie Alles draußen iſt zur Schur und die Anne auch, kommt die Nachbarin gelaufen und ſchreit: »Herr Jeſus! der Gendarme iſt da, und Sie ſoll mit!« — und da ſehen ſie ihn auch ſchon dicht hinter ihr.

»Es war ein Schreck, als ſtände der leibhafte Tod unter ihnen. Der Jakob riß die Frau und das Kind an ſich, die Leute legten ſich drein, der Gendarme ſollte doch Vernunft annehmen. Die Anne warf ſich ihm zu Füßen, er möchte doch Erbarmen haben. Wo ſie denn hin ſollte? Sie gehörte doch zu ihrem Manne, ſie hätte ja kein anderes Unterkommen.

»Sie gehört in's Fürſtliche!« ſagte er, »Sie iſt aus Möhrendorf, da muß Sie hin.«

»Aber ich habe keine leibliche Seele dort, es kennt mich keine Menſchenſeele dort, ich konnte noch nicht laufen, wie ich von dort wegkam . . .«

»Das geht mich Nichts an, mach' Sie, daß Sie fort kommt, ich habe meine Ordre, Sie muß noch heute an die Gränze.«

»Herr Gendarme,« ſagte der Jakob, »Sie ſehen ja, in welchem Zuſtande ſie iſt, ſie kann doch ſo nicht fort; haben Sie Geduld.«

»Geduld? es iſt lang' genug Geduld gehabt!«

»Ich will auf's Landraths-Amt,« ſagte der Jakob. »Der Herr Landrath kann nicht ſo unbarmherzig ſein, wir haben ja unſer Brod, wir fallen ja Keinem zur Laſt! . . . es iſt ja mein Weib und mein Kind!«

»Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er und ſie waren blaß wie der Tod, der Junge klammerte

ſich an ſie feſt, denn er verſtand jedes Wort. »Du ſollſt nicht fort!« ſchrie er und ſchrie er wieder.

»Den anderen Frauen, die draußen waren, ging's nahe zu Herzen. Sie dachten: Wenn ihnen ſo Etwas paſſirte! Dem Weber, der zur Schur gekommen war, ſelbſt dem Schulzen wurd's zu viel. Sie redeten ihm zu, dem Gendarmen, daß er ein Einſehen haben ſollte, der Alte wäre barmherziger geweſen, und ſo fort. Damit hatten ſie's aber erſt recht verdorben.

»Der Gendarme ſagte: »Barmherziger geweſen? Ja, darum ſitzt er jetzt und nagt am Hungertuch! Nicht die Barmherzigkeit, die Gerechtigkeit und die Ordnung ſollen aufrecht erhalten werden, und Ihr werdet es erleben, Schulze, wie weit Ihr mit der Barmherzigkeit kommen werdet. Ihr ſollt's erleben, was die hohe Obrigkeit von ſo 'ner liederlichen Barmherzigkeit denkt. Vorwärts, Marſch vorwärts!«

»Dabei faßte er die Anne bei der Schulter und wollte ſie wegſchleppen. Der Jakob aber warf ſich dazwiſchen, und wie der Gendarme ihn fort ſtieß, verging dem Jakob in ſeiner Todesangſt die Vernunft, und er fiel dem Gendarme in den Arm und hielt ihn zurück.

»Nun war ganz die Hölle los. Der Gendarme war wüthend. Er packte ihn bei der Kehle, daß der Jakob glaubte, es wäre ſein Letztes. »Du Hund!« ſchrie der Gendarme, »Du willſt Dich widerſetzen? Du vergreifſt Dich an Deiner Obrigkeit? na! warte, Du ſollſt daran denken! Aber erſt ſoll das Weibsſtück fort!«

»Damit nahm er ſie an den Arm und ſchleppte ſie weg. Der Jakob wollte ihr nach, ſie hielten ihn mit

Gewalt; die Schafe waren im Waſſer geweſen, und die Leute hatten Angſt wegen der Wolle.

»Er hätt's ja nun mit ſeinem Dreinreden ſchon viel ſchlimmer gemacht, ſagten ſie, er möchte Raiſon annehmen, er könnte ihr ja nach, ſie könnte ja wiederkommen, jetzt für's Erſte müßte nun einmal die Obrigkeit doch ihr Recht haben. Er ſelber müßte doch auch im Dorfe erſt ſeine Schuldigkeit thun, mitten in der Schur könnte er doch nicht Alles ſtehen und liegen laſſen. Er wäre in Lohn und Brod, und er dürfte nun einmal nicht weg. Jeder ſchrie auf ihn ein, Jeder gab ihm einen anderen Rath. Der Gendarme, der's mit dem Schulzen nicht verderben wollte, denn eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus, half ihnen auf die Sprünge.

»Raiſonnirt der Kerl?« rief er, »raiſonnirt der Kerl, ſo ſteckt ihn ein. Ich laſſ' ihn heute bloß noch frei, weil Ihr ihn braucht, aber er ſoll daran denken! Er ſoll's bezahlen, daß er ſich gegen ſeine Obrigkeit vergangen hat! Er ſoll's bezahlen!«

»Das hörten ſie nur noch wie von fern, denn die es mit ihm gut meinten, hielten den Jakob feſt, daß er ſeine Sache nicht ganz verderben ſollte, und der Gendarme war ſchon ein Ende mit der Anne weg, der vor Herzbrechen das Jammern und Weinen verging. Sie ſtanden Alle verſteinert und ſahen ihr nach.

»Endlich lief die Nachbarin und packte ihr noch ein paar Stücke Wäſche zuſammen, und ſo brachte er ſie zum Dorfe hinaus. Der Jakob blieb bei der Schur, ſie glaubten aber Alle, er wäre nicht bei ſich, ſo ſah er aus. Er war auch gar nicht wie ein Menſch, der ſeine fünf geſunden Sinne hat. Er konnt's nicht begreifen, was paſſirt war, und wenn Einem ſo mir Nichts dir

Nichts die Frau weggenommen wird, das iſt auch nicht ſo zu begreifen. Sterben, das iſt lange nicht ſo, denn das kommt von Gott und muß doch ſein.

»Die Nachbarin kehrte danach wieder um und nahm den Jungen mit, und der Jakob kam denn auch allmählich zu ſich. Daß er gar nicht wußte, wo ſie war, das war ihm das Aergſte. Er wankte die ganze Nacht herum wie ein irrer Geiſt, und als die Schur fertig war, bat er ſich Urlaub aus, auf's Amt zu gehen.

»Geh nicht!« ſagten ſie ihm, »ſie nehmen Dich feſt!« Er ließ ſich's aber nicht ausreden, und es kam denn grade, wie ſie's prophezeit hatten.

»Er wollte ſich beſchweren und bitten, ſtatt deſſen ſteckten ſie ihn ein von wegen dem Gendarmen, und ließen ihn acht Tage ſitzen. Wie er wieder heraus kam, wollte er nach Möhrendorf, nach der Anne ſehen, indeß davon war keine Rede. Es wäre genug, meinte der Schulze, daß ſie keinen anderen Schäfer genommen hätten, verdient hätte er's, denn er hätte einen ſchlechten Lebenswandel geführt, und hätte ſich nun auch noch aufgelehnt gegen die Obrigkeit, und ſolchen Menſchen könnte die Gemeinde im Grunde gar nicht behalten. Weil er aber da wäre, und weil er doch nun für das Frauenzimmer ſorgen müßte, ſo wollten ſie ihn aus Barmherzigkeit behalten. Dem Frauenzimmer nachzulaufen, das müßte er ſich vergehen laſſen, er ſei nun ſchon zehn Tage weg geweſen, das ſei genug, und nun ſollte er ruhig bei der Heerde bleiben. Wenn's ihm nicht anſtände, ſo könnte er in Gottes Namen gehen, es würde ihn Keiner halten. Aber er ſolle zupaſſen, wo er unterkäme, ſie müßten es ihm doch einſchreiben, daß er beſtraft wäre, wegen Widerſetzlichkeit gegen die Obrigkeit.

»Was sollte er machen? Er wußte wohl, daß die Anne nun, so wie sie damals war, keinen Dienst finden konnte, er konnte sich's auch noch gar nicht denken, daß sie nicht wiederkommen sollte. Er hätte ihr gern geschrieben und ihr seine paar Groschen geschickt, nur daß sie nicht lesen konnte und nicht dachte, daß ein Brief kommen thäte. Weil's ihm jedoch gar keinen Frieden ließ, so schrieb er an das Schulzen-Amt in Möhrendorf und legte einen Thaler ein, daß sie ihn haben sollte.

»Es dauerte auch nicht lange, da kam der Brief wieder, der Jakob mußte das Postgeld noch mal zahlen, und sie schrieben vom Schulzen-Amte, die Anne sei wieder in's Herzogliche zurückgebracht, denn weil sie so lange weg gewesen, so gehöre sie dorten in's Fürstliche nicht mehr hin. Wo sie nun war, wußte kein Mensch.

»Endlich brachte der Jakob es auf dem Amte 'raus, und wie er's 'raus hatte, da hätte er gewollt, er hätte es nie erfahren. Ins Arbeitshaus hatten sie sie gesteckt, wie sie wieder über die Gränze gekommen war. So 'n braves Frauenzimmer und im Arbeitshaus! Der Jakob wollte sich das Haar ausraufen. Drei Wochen hatten sie sie sitzen lassen unter Dieben und Landstreichern, bis Alles geschrieben war aus dem Fürstlichen in's Herzogliche und wieder zurück, und nun, hörte er, sollte sie doch wieder in's Fürstliche gebracht werden, und in Möhrendorf verbleiben.

»Da hat er denn noch einen Brief nach Möhrendorf geschickt und die Antwort bekommen, die sie hat schreiben lassen, daß sie keinen Dienst hätte und kein Brod, daß sie elend wäre an Leib und Seele und daß sie ihn vor Gott und nach Gott bitten ließe, er solle nicht von ihr lassen, und das Kind solle er ihr schicken, und wenn sie sollte damit betteln gehen.

»Er hat's also mit Hängen und Würgen durchgesetzt, daß er zu ihr gekonnt hat, und die Stellmacherin hat ihm den Karren geborgt, da hat er ihr ein Stück Bett mitgenommen und ihr Bißchen Habseligkeiten, und was er irgend entbehren konnte an sich selber, und den Jungen, und so ist er hin.

»Es ist an drei Tage weit, denn Möhrendorf liegt ganz an der anderen Seite, nach dem Preußischen, und da hat er sie denn gefunden, aber wie! — Kaum die Haut hat sie mehr über die Knochen gehabt, und so ist sie herunter gewesen, daß gar kein Mensch sie in Arbeit nehmen konnte, wie sie war. Er hat erst gar nicht mit ihr reden können, vor lauter Weinen. Ein Unterkommen hat sie nicht gehabt, sondern da waren Instleute, die ließen sie in der Scheune bei sich liegen, und wo sie ab und zu helfen und mit Arbeit beispringen konnte, da gaben sie ihr was zu essen.

»Es hat ihm im Kopf geschwirbelt, was er anfangen sollte. Er dachte, er könnte ihr das Kind gar nicht lassen, denn sie sah aus, als würde sie selbst es nicht mehr lange machen, und er sagte ihr, er wollte den Jungen zurücknehmen. Da ist sie ganz still gewesen, hat ihn lange mit großen Augen angesehen, als kennte sie ihn nicht mehr, darauf hat sie ihn bei der Hand gefaßt und hat mit einer Stimme, die ganz fremd klang, leise zu ihm gesagt: »Hör' mir zu, aber recht! Alle die Zeit in dem Gefängniß, da hab' ich's mir gedacht: wer gesündigt hat, muß büßen. Was wir verbrochen haben, das weiß ich nicht, denn Gott der Herr weiß, wie gern wir ehrliche Wege gegangen wären. Aber gesündigt müssen wir haben, sonst könnte Gott uns nicht so strafen. Ich hab's auch satt . . .«

»Darauf ist sie wieder still gewesen, und er hat

Himmel und Erde aufgeboten, ihr zuzureden. Er hat geſagt, die Stellmacherin hätte verſprochen, Haus bei Haus zu gehen und zu ſehen, ob ſie nicht Etwas zuſammenbringen könnte, und daß er an den Bruder und die Schweſter geſchrieben hätte und an ſeinen erſten Herrn, und Alles!

»Sie hat aber nur mit dem Kopf geſchüttelt und hat gemeint: »Das hilft Alles nichts! Der Paſtor im Gefängniß, der hat's ausgeſprochen: der Menſch muß büßen. Und hätte ich den Jungen nicht, hätte ich das Andere nicht, das leben will, ich hätt' es längſt gebüßt, und es wär' Alles gut. Dich haben ſie nicht gejagt wie ein Stück Wild aus einem Land in's andere, am hellen Tage vor aller Leute Augen, aber mich! aber mich! und geſtoßen und geſchimpft haben ſie mich auf offener Landſtraße. Mir iſt's ordentlich recht, daß ich nicht unter Menſchen bin, ſondern ſo allein liege. Da ſieht mich Keiner! da kennt mich Keiner! Herr Gott! wie ſoll ich denn noch leben unter anderer Leute Augen?«

»Es iſt ihm himmelangſt geworden, wie ſie ſo geredet hat, und er hat gedacht: Nimmſt du ihr den Jungen, ſo nimmt ſie ſich das Leben, und ſo iſt er in's Haus gegangen zu den Leuten, bei denen ſie in der Scheune gelegen hat, und hat ſie angefleht: ſie ſollten ſie behalten, er wollte ſchicken, was er irgend könnte, ſie wäre ja auch arbeitſam. Die Leute hat es ſelbſt gejammert, ſie hatten's auch nicht übrig, aber ſie ſagten, dableiben könnte ſie, und ſie wollten auch nach ihr ſehen. Wenn ſie ſich nicht weiter helfen könnte, denn krank war ſie und wie im hitzigen Fieber, ſo wollten ſie's ihm melden, und dann müßte ſie doch in's Armenhaus.

»Wie er denn nachher weggekommen iſt von ihr

und von dem Jungen, davon mag er gar nicht reden. Ihm war, als lebte er nicht mehr, als er nach Haus kam und die Stube war leer, und der Junge nicht da. Der war sein Eins und Alles gewesen, sein's und ihr's, und der Junge war so klug und verstand Alles, und auf den Beinen war er wie ein Alter. und konnte Alles reden.

»Immer und immer stand ihm die Anne vor den Augen, wie sie gewesen war, und er wußte sich keinen Rath. Die Nachbarn sprachen ihm zu, als wenn sie todt wäre. Todt! das ist nicht das Schlimmste. Wer todt ist, dem ist wohl! Wenn Einer aber Weib und Kind im Elend weiß und kann nicht hin, und kann helfen, und denkt: das hast du verschuldet, und denkt dann wieder: du hast ja doch aber nichts Uebles gewollt — das ist was Anderes, ganz was Anderes — da hat der Mensch Noth, daß er nicht irre wird an seinem Herrgott.

»Alle Tage dachte er: wo mag sie nun sein? Dann sah er sie liegen in ihrer Fieberqual, dann sah er wieder den Jungen zu Schaden gekommen. Immer meinte er, nun würde ein Brief kommen, daß sie todt wäre, und dazwischen hoffte er wieder, der Bruder in der Stadt oder die Stellmacherin oder sein erster Herr würden ihm helfen, und Alles noch gut werden. Ihm brannte der Boden unter den Füßen, und der Bissen quoll ihm im Munde. Er aß sich nicht mehr satt, sondern verkaufte fast all sein Deputat an Holz und Kartoffeln und Getreide, daß er selbst herunterkam, bloß um ihr was zu geben. Sein Bißchen Sachen, das er noch für sich behalten hat, das geht zu Grunde, weil Keiner danach sieht, und im Dorfe ist's auch Nichts mehr.

»Es war schon schlimm, gleich wie er von Möhrendorf zurückkam. Der Schulze hatte, grade als der Jakob weg war, einen Verweis vom Amte bekommen. Darüber war er ihm aufsässig und wollte ihn fort haben aus dem Dorfe. Er sprach davon mit Dem und Jenem, indeß es waren doch nicht Alle so wie er. Der Weber legte sich zuerst in's Mittel. Er sagte, es sei freilich sündhaft, daß der Jakob sich mit dem Frauenzimmer so vergangen hätte, aber sie hätten's schwer genug gebüßt, und da der Jakob ihnen so lange Jahre gedient und seine Schuldigkeit gethan hätte, so wollte er's nicht auf dem Gewissen haben, daß er mit Weib und Kind zu Grunde gehen sollte, und er für sein Theil wollte Nichts dawider haben, wenn ihm die Traue gegeben würde. Es war auch noch Einer und der Andere nicht abgeneigt, sie gestanden sogar, der Pfarrer hätte sie dazu ermahnt, nur der Schulze blieb bei seinem Kopfe.

»Er sagte, ihm sei der Jakob nun einmal ein Dorn im Auge, das sollte indessen Nichts bedeuten; er wollte die Wirthe aber nur fragen, ob sie es auf sich nehmen würden, wenn der Herr Landrath das vermerkte. Er hätte die Zuschrift bekommen, auf bessere Sitten zu sehen und keine Unzucht zu leiden. Er hätte müssen für all seinen Diensteifer die Nase einstecken. Er sei nun schlecht angeschrieben und würde es ausbaden müssen bei jedem Anlaß, sie ginge das freilich noch Nichts an. Sie möchten sich indessen wohl bedenken, dem Jakob just nun die Traue zu geben, da er sich an dem Gendarmen vergriffen und wegen Widerspänstigkeit gegen die Obrigkeit gesessen hätte. Sie möchten sich's bedenken, ehe sie die Traue bewilligten, da der Herr Landrath das Frauenzimmer hätte fort-

bringen lassen. Das wäre ja der pure, blanke Trotz, und das würde ihnen eingetränkt werden beim Wegebau und überall, und der neue Gendarme, der nicht so friedfertig wäre, wie der alte, der würde es ihnen auch wohl gedenken. Aus seiner Tasche gingen die Abgaben und derlei nicht allein, er könnt's auch aushalten, besser wie mancher Andere, wenn sie scharf mitgenommen würden. Sie möchten sich's indessen überlegen. Wenn's allein nach ihm ginge, er würde den Jakob wegschaffen, daß die Geschichte in's Vergessen käme. Wollten sie ihn behalten, so wäre das ihre Sache, und sie möchten's denn nachher ihm nicht in die Schuhe schieben.

»Nun war Alles wie umgewandelt. Nun sollte der Jakob mit einem Male fort. Bloß der Weber und der Pfarrer setzten es noch durch, daß er bleiben konnte. Das hat er denn nach Hause gemeldet, und da habe ich mich aufgemacht und bin hin, weil's nicht gut ist, wenn Einer so allein ist in seiner Noth und Kümmerniß. Acht Tage bin ich dagewesen. Da habe ich erst Alles recht erfahren, wie man's doch im Brief nicht schreiben kann, und nun ich's gehört habe, weiß ich erst gar nicht, was d'raus werden wird.«

Damit schloß die Bäuerin ihre Erzählung. Sie fügte kein Wort der Klage, kein Wort des Bedauerns hinzu. Sie hielt sich an die nackten Thatsachen, aber grade diese Art und Weise hatte etwas tief Ergreifendes.

Es war spät geworden über ihrer Erzählung, und

hohe Zeit, daß ſie dem Bruder folgte. Ich gab ihr etwas Geld, es dem armen Weibe nach Möhrendorf zu ſchicken, und fragte ſie nach dem Namen der Stellmacherin, auf deren Beihülfe ich rechnete, wenn Etwas für die Unglücklichen geſchehen könnte. Sie nannte ihn mir, es war die Frau, mit der ich ſie am Morgen angetroffen, und deren tüchtiges Weſen, deren Verſtändigkeit mir ſonſt ſchon aufgefallen war.

Der Gedanke an das Unglück dieſer Menſchen, das leider in ſeiner Art nicht vereinzelt da ſtand, beſchäftigte mich unabläſſig. Die Summe, welche zum Bau des Hauſes nöthig war, mußte allmählich im Kreiſe meiner Bekannten aufzubringen, die Gemeinde zu überreden ſein, einige Quadratfuß Erde dazu abzutreten. Ich ſchrieb an ein paar Freunde, indeß noch ehe ihre Antwort eintraf, lag ich, von ernſter Krankheit ergriffen, ſchwer darnieder.

Mehrere Wochen vergingen in der Verſunkenheit körperlicher Leiden, meine eigenen Angelegenheiten mußten meine Unthätigkeit empfinden. Es bedrückte und beängſtigte mich ſelber Vieles, aber ich war unfähig zu jedem Thun. Als ich wohler war, ſchrieb ich an die Stellmacherin nach Kretſchen. Ich ſagte ihr, daß ich Ausſicht hätte, eine Beiſteuer für das Haus des Schäfers zu erhalten, und bat ſie, bei mir vorzuſprechen, ſobald ſie wieder nach dem Markte käme.

Ein Markttag und noch einer, ja, ein Paar Wochen vergingen, ohne daß ſie ſich bei mir ſehen ließ. Werkthätig wie ſie war, mußte mir das auffallen, und ich fing ſchon an zu fürchten, mein Brief, dem ich ein paar Thaler beigelegt, habe ſie nicht erreicht, als ſie plötzlich eines Sonnabends bei mir eintrat.

»Sie werden ſich wohl gewundert haben,« ſagte

ſie, ohne mir Zeit zur Frage zu laſſen, »daß ich erſt heute komme, aber es hat nun keine Noth mehr.«

»Keine Noth?« wiederholte ich, »was heißt das?«

»Es iſt nun Alles zu ſpät!«

Es durchzuckte mich kalt. Ich fragte, was geſchehen ſei.

»Du lieber Gott!« ſprach ſie ſeufzend, »was ſo oft geſchieht, nur daß die Herrſchaften es nicht ſo erfahren. Der Jakob hat mir dazumal von dem Gelde erzählt, das er hier bekommen hat. Er hat's auch gleich hingeſchickt, und es iſt nöthig geweſen, denn nach dem Blutſturze, wie der Gendarme kam, hat ſie ſich nicht mehr erholt, und ſeit ſie ihr im Arbeitshauſe das Gewiſſen ſo beladen haben, iſt es gar nicht mehr gegangen. Sie war nicht ſo wie Andere.«

Die feſte Frau ſprach das mit unterdrücktem Weinen. Sie hielt inne, und ich fragte, ob die Anne todt ſei.

»Ja,« antwortete ſie, »und wie iſt ſie um's Leben gekommen! Es könnte einen Stein erbarmen. Als der Jakob weggegangen von Möhrendorf, hat ſie wieder den Blutſturz gehabt die ganze Nacht, und iſt dann Tage lang liegen geblieben in der Scheune. Die Leute, bei denen ſie war, haben nach dem Jungen geſehen und gethan, was ſie konnten. Sie hatten ſelber Nichts. Ab und zu iſt die Anne denn auch noch ſo herumgekrochen und hat Hand angelegt, wo ſie konnte, denn ſie war willig von Klein auf, es iſt aber nicht mehr viel mit ihr geweſen. So iſt das gegangen bis in den Herbſt, wo die kalten Tage kamen. Die Leute haben's da nicht mehr mit anſehen können, und haben ihr zugeredet, in's Armenhaus zu gehen, aber ſo oft ſie davon angefangen, iſt ſie wie von ſich geweſen, und hat wieder Blut geſpuckt und gebeten, nur nicht mehr unter

die Miſſethäter wollte ſie, und ſie möchten ſie lieber elend umkommen laſſen, als ihr noch einmal den Schimpf anthun.

»Das Geld, das der Jakob geſchickt hatte, und das von Ihnen, das iſt denn allmählich zu Ende gegangen. Sie hat ein Stück nach dem anderen verkauft, vom Jakob iſt in der Zeit auch keine Nachricht geweſen. Zu geben hat er Nichts gehabt, und bloß ſo Briefe zu ſchreiben, dazu hatte er's vollends gar nicht. Da haben denn die Leute einen Tag geſagt, nun könnten ſie ſich nicht mehr mit ihr befaſſen, und ſie ſollte fort. Lieber Gott! es war wohl hart, aber verdenken kann man's ihnen nicht, ſie hatten ſelbſt nicht das Satteſſen bei Winterszeit.

»Darauf iſt die Anne ganz ſtill geweſen, und hat nur geſagt: Wenn's denn doch Gottes Wille iſt — wenn's denn nicht anders ſein kann, ſo ſoll es denn ſo ſein!

»Die Leute haben alſo gedacht, ſie ſähe es nun ein, daß ſie in's Arbeitshaus oder in's Spital müßte, und haben ihr vorgeſtellt, daß ja nun bald auch das andere Kind da ſein würde, und was denn ſo mehr war. Sie hat zu Allem dem Nichts erwidert und immer nur vor ſich hingeſprochen: Ja, es ſind ihrer zu viel! man ſoll keine Menſchen in die Welt ſetzen! es ſind zu viel, Gott der Herr will's nicht, ich muß das büßen!

»Weil ſie oft ſolche Dinge vor ſich hinſprach, wenn die Hitze über ſie kam am Abend, ſo haben ſie Nichts d'rauf gegeben, und der Mann hat gemeint, er wollte morgen ſelbſt zum Schulzen und zum Landreiter und ſehen, daß ſie fort käme, das Kind würde dann ſchon von Amts wegen untergebracht. So ſind ſie wegge-

gangen, und die Anne ist allein geblieben mit dem Jungen in der Scheune.

»In der Nacht ist's der Frau vorgekommen, als hörte sie die Anne ächzen; weil das aber oft geschah und danach doch auch Alles wieder still blieb, so haben sie erst nicht weiter d'rauf geachtet. Mit einem Male ist's den Leuten jedoch auf's Herz gefallen, daß die Anne wohl eine zu frühe Entbindung haben könnte, weil sie so elend war, und sie sind aufgestanden, nach ihr zu sehen.

»Die Frau hat sich die Laterne angesteckt, es war gegen vier Uhr und ganz dunkel. Es hatte geschneit, und wie sie in die Scheune gekommen ist und gerufen hat, hat's nicht geantwortet. Sie ist also näher gegangen — die Anne war weg!

»Da hat sie Lärm gemacht, die Anderen sind dazu gekommen, und die haben Fußstapfen im Schnee gefunden, von der Scheune ab, denen sind sie nachgegangen durch das ganze Dorf, bis draußen an den Mühlenteich. Da waren sie zu Ende.«

Die Stellmacherin schwieg. Nach einer Weile sagte sie: »Erst am anderen Mittag haben sie sie aufgefischt. Das andere Kind war in der Nacht gekommen, und in ihrer Todesangst und Noth ist sie, so wie sie war, mit beiden Kindern in den Teich gegangen. Und so ein braves Frauenzimmer!«

Wir konnten Beide lange nicht sprechen. Endlich fragte ich nach dem Schäfer.

Sie zuckte mitleidig die Schultern. »Es war von Möhrendorf vom Schulzen-Amt an den Schulzen in Pieritz geschrieben worden, weil die Leute, bei denen die Anne eingelegen hatte, so d'rum baten. Der Schulz in Pieritz ist ganz blaß und starr gewesen, sagen sie,

wie der Brief gekommen ist. Danach hat er den Jakob holen lassen und hat's ihm vorgebracht, daß die Anne mit den Kindern in den Teich gegangen wäre.

»Da hat der Jakob Nichts darauf gesagt, als: Nein! nein! nein! und das hat er immer und immer wiederholt und dazu gelacht, als wenn's nicht sein könnte. Danach hat er mit einem Male angefangen zu sprechen, als wenn die Anne und der Junge da wären.

»Sie haben Alle gedacht, das sei vom Schreck und es würde wieder übergehen, und er ist d'rauf auch ruhig zu den Schafen zurück. Wie die Nachbarn es mir erzählen kamen am anderen Tage, bin ich hin nach Pieritz zu ihm, und wie ich ihn gesehen habe, habe ich gleich weg gehabt, daß er nicht recht sei. So ist's auch mit ihm geblieben. Er mußte also von der Heerde fort. »Der Schulze hat nun seinen Willen!« sagte sie mit Bitterkeit.

»Sie geben ihm nun Etwas monatlich,« hob sie nach längerer Pause wieder an, »aber davon kann er nicht bestehen, und so haben wir ihn genommen, und wenn der Weg besser ist, wollen wir mit ihm zum Physikus, hören, ob nicht noch Hülfe für ihn ist. Ich glaub's freilich nicht, denn er ist von den Stillen. Er thut Keinem ein Leid und lacht bloß vor sich hin. Mit den Kindern und mit dem Vieh ist er gern und gut wie sonst, den Menschen geht er aus dem Wege. Die Thiere lassen sich indeß nicht mehr so von ihm greifen wie ehemals. Das Vieh merkt so Etwas zuerst. Es ist schade um ihn — um alle Beide. Sie waren ordentliche Menschen, brav und willig, man konnte nicht anders sagen. Und mancher Schlechte hat's so gut! — Aber freilich! es geht vielen Anderen auch nicht

beſſer wie der Anne und dem Jakob. Der Arme hat's ſchwer in der Welt!«

Man ſah der Stellmacherin an, wie das Schickſal der Unglücklichen ihr nahe ging, indeß ſie trug es mit der gefaßten Ergebung, welche Leidensgewohnheit und die Gewohnheit, Unrecht zu dulden, in dem Volke ausgebildet haben.

Als ich ihr ausſprach, wie hart mir das Geſetz erſchiene, daß Derjenige, der kein Haus beſitze, nicht heirathen dürfe ohne die Zuſtimmung der Gemeine, ſagte ſie: »Ja, es iſt oft hart! aber es iſt auch gar zu viel Noth und Elend auf dem Lande, und Allen helfen kann man nicht. Wen's grade trifft, da iſt's freilich ſchlimm! das iſt einmal nicht anders.«

Sie verſprach dann noch, mir Nachricht von dem Schäfer zu geben, und ſo ſchieden wir.

Bald darauf verließ ich die Gegend. Im Frühjahr erhielt ich einen Brief aus Kretſchen. Die Stellmacherin war mit dem Schäfer in der Stadt geweſen, der Phyſikus hatte ihn einige Zeit in der Irrenanſtalt behandelt, indeſſen ohne Erfolg. Er war entlaſſen worden, die Stellmacherin hatte ihn wieder bei ſich aufgenommen, und der arme Jakob vegetirt nun ſo fort.

»Es iſt ein wahres Elend!« ſchrieb die Stellmacherin, »und nun ſeine Eltern geſtorben ſind, habe ich ſeine Schweſter in den Dienſt genommen, denn ſie und ich wir ſind die beiden Einzigen, die er kennt und denen er noch Rede ſteht. Es iſt ein wahres Elend!«

Deutsche

Lebensbilder.

Erzählungen

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Viertes Bändchen:

Die Tante.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Die Tante.

Erzählung

von

Fanny Lewald.

Zweite Ausgabe.

Das Recht der Ueberſetzung in fremden Sprachen wird vorbehalten

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Tante Julie war die liebenswürdigſte Frau in unſerer Familie. Mitten im Winter, in Nebel und Regen war's, als würde es hell und freundlich, wo ſie hinkam. Wenn ſie in das Zimmer eintrat, wenn ihr alter Diener ihr den ſchwarzen Atlasmantel und den weißen Steppphut abnahm, und ſie nun da ſtand in dem ſtattlichen ſeidenen Kleide, mit der weißen Haube und den roſa Schleifen, und ſich umſah, da fiel's faſt wie ein milder Sonnenſtrahl in jedes Herz.

»Nun, lieben Kinder, ſeid Ihr munter?« pflegte ſie zu fragen, während ſie in den Spiegel blickte, die roſa Bänder an ihrer Haube zurechtzuziehen, die ſie noch immer trefflich kleideten. Sie nannte das Band Hortenſienfarbe, denn ſie liebte die Hortenſien ganz beſonders; doch gab ſie zu, es ſpiele in das Röthliche hinüber, wenn wir ſie freundlich mit den roſa Bändern neckten.

Das ganze Weſen der Tante hatte trotz ihrer ſiebenundfünfzig Jahre noch immer einen Anflug jener unvergänglichen Jugend, die vom Gemüthe kommt, und wir glaubten es ihren Zeitgenoſſen gern, daß die Tante ganz reizend geweſen ſei mit ſiebzehn Jahren,

und bezaubernd als sie zwanzig alt war. War sie doch immer noch hübsch! Hatte sie doch jetzt noch die hellsten blauen Augen, fiel ihr blondes Haar mit seiner feinen Silbermischung doch noch immer in zierlichen Locken um die Stirn, lachte sie doch noch immer mit der reinsten Anmuth, und was ihre Hand und ihren Fuß betraf, so waren sie noch von einer tadellosen Feinheit.

Die Tante war Wittwe seit ihrem dreißigsten Jahre, und kinderlos. Dafür aber war sie der Schirm und Schutz, der Rath und die Vertraute der ganzen Jugend in der Familie. Zu ihr gingen die Kinder am liebsten mit ihren Puppen, und die großen Mädchen mit der Weihnachtsarbeit. Hatte eine Nichte einen Liebeskummer, so wurde er der Tante anvertraut, die wir scherzend nur Frau Minnetrost benannten. Machte einmal ein Neffe einen dummen Streich, so entdeckte er sich gewiß zuerst der Tante, um sie zur Vermittlerin bei den Eltern zu gebrauchen, und da sie reich und unabhängig war, gab sie nicht nur guten Rath, sondern sie kam auch ungebeten oft mit schneller That zu Hülfe.

Die Tante hatte überhaupt ein offenes Herz für Jedermann und eine offene Hand für Viele. Es haben sich gar Manche den Ruf der größten Wohlthätigkeit erworben, die weit weniger für Andere hingegeben als die Tante; aber freilich die persönliche Armenpflege war ihre Sache nicht. Ihr alter Diener trug die Gaben zu den Armen und zu den Kranken, denn die Tante meinte, die vornehmen Damen wären nur ein Schreck und eine Verlegenheit in des Armen Kammer, und Johann erführe und sähe besser, was dort Noth thäte, als sie's könnte. Es war auch nicht in ihrer

Art. »Ich will sehr gern den Brei bezahlen,« sagte sie einmal scherzend, »wenn ich das Kind nur nicht zu füttern brauche! Denn zur barmherzigen Schwester taug' ich nicht.«

Der Noth abhelfen, nannte sie eine Pflicht; den Ueberfluß bescheeren, das war ihre Freude. Sie gab ihren Nichten das erste Ballkleid und das Hochzeitskleid, und jedem Neffen seine erste Uhr. Sie wollte mit den heiteren Erinnerungen der Ihrigen fortleben. »Das Trauern um die Todten ist so unfruchtbar, das liebende Erinnern, das ist Alles!« sagte sie. »An meinem Todestage sollt Ihr zusammenkommen, um mit guter Laune mein Angedenken unter Euch zu erneuern.« Und wirklich hat sie Sorge getragen, daß es geschieht, so lange auch nur noch zwei Mitglieder ihrer Familie, die sie kannten, an demselben Orte beisammen leben.

Sie war das Muster einer liebenswürdigen Frau, das Muster einer guten Tante. Sie würde den Typus erfunden haben, hätte er vor ihr nicht existirt. Wir Alle waren ihr von Herzen zugethan und sehr mit ihr zufrieden, nur leider war sie es nicht ganz mit uns.

»Ihr seid zu ernsthaft!« schalt sie, »zu gelehrt! Ihr sprecht in der Gesellschaft vom Staate und von der Regierung, als ob man das nicht Morgens bei seinem Frühstück in der Zeitung lesen könnte. Ihr mäkelt an Eurem Vaterlande, statt es einfach zu lieben, wie wir es geliebt in unserer Jugend. Ihr kümmert Euch um Wissenschaften, in denen Ihr doch Nichts leistet, und weil Ihr Euch um das bekümmert, was nicht Eures Amtes ist, vergeßt Ihr darüber, was Euch einzig zukommt — jung zu sein.«

Diese Unzufriedenheit hielt sie aber gar nicht ab, uns allwöchentlich in ihrem schönen Hause zu versam-

meln, und grade den Samstag hatte sie dazu gewählt, an dem die anderen Frauen sich's mit ihrer Reinlichkeit im eigenen Hause unbehaglich machen. Schon um vier Uhr zum Kaffee gingen wir zu ihr; später am Abende kamen die Männer uns dann nach, und um neun Uhr wurde stets soupirt, denn ihr geselliges Souper, das ließ die Tante sich von keiner Mode rauben.

Einmal im vorigen Jahre, nur wenige Monate, ehe sie uns durch ihren schnellen Tod entrissen wurde, befanden wir uns auch bei ihr. Der Kaffee war getrunken, Johann hatte die Lampen in das Zimmer gebracht, denn es war im Spätherbste und die Dunkelheit begann schon zeitig. Wir hatten uns mit unseren Arbeiten nahe an den Tisch gerückt, und die Tante sagte: »Nun, Kinder, erzählt mir, was giebt es Neues unter Euch? Erzählt mir etwas Schönes!«

»Ich werde diesen Winter die Vorlesungen in einem Frauenvereine besuchen,« berichtete ein hübsches, junges Mädchen, ihre Enkelnichte.

»Du?« rief die Tante, »Du bist ja keine Frau, und überhaupt, das ist ja auch nichts Schönes!«

»O!« meinte die Nichte, »Du kennst diese Vereine nur nicht.«

»Freilich kenne ich sie,« entgegnete die Tante, »ich habe mich auch einmal verleiten lassen hinzugehen, um mir die Vergnügungen der jetzigen Welt doch zu betrachten.«

»Nun, und dann?« fragten wir.

»Dann bin ich niemals wieder hingegangen!« sagte die Tante lächelnd.

»Aber warum nicht?«

»Weil ich mich nicht in Harmonie fand mit dem

finſteren Raume, mit den ernſten jungen Frauen und den wiſſensdurſtigen Jungfrauen, die dort ſaßen, und nach den Himmelskreiſen auf der ſchwarzen Tafel ſtarrten, als käme hinter derſelben alle Lebens- und Liebesſeligkeit zum Vorſchein.«

»Ja, aber Tante, wenn man ſich doch unterrichten will, wenn man doch einen Einblick in die Wiſſenſchaft gewinnen möchte!«

»Einblick! Wiſſenſchaft!« wiederholte die Tante mit ihrem feinen, ſanften Lächeln, das ihr vortrefflich ſtand, »das ſind ja alles Phraſen, lieben Kinder! Ich habe noch nicht geſehen, daß Ihr liebenswürdiger geworden ſeid durch Eure oberflächlichen Blicke auf die tiefſte Wiſſenſchaft, im Gegentheil! Ich habe auch nicht bemerkt, daß etwas Ordentliches geworden iſt aus dieſem beſchäftigten Müßiggange —«

»O Tante!« rief das junge Mädchen begütigend, aber die Tante ließ ſich nicht ſtören.

»Nun!« ſagte ſie, »wenn Dir der Ausdruck nicht gefällt, mein Kind, ſo nenne es eine müßige Beſchäftigung; denn es kommt nicht viel mehr dabei heraus, als daß Ihr keine Langeweile habt. Was wußte ich, was wußten Eure Mütter von den Wiſſenſchaften? Und wir haben doch Alle unſere Männer zufrieden geſtellt, und Alle glücklich mit ihnen gelebt, und Ihr findet Euch ja von Euren Müttern ſo unübertrefflich erzogen, daß Ihr ſelber wieder Muſtererziehungen an Euren Töchtern zu vollenden gedenkt. Bleibt alſo nur ruhig bei der alten Weiſe, die Wiſſenſchaft iſt unkleidſam für Frauen.«

Wir Alle kannten die oftmals ausgeſprochene Abneigung der guten Tante gegen dieſe Art der modernen Frauenerziehung, die ſie ohne Weiteres als einen Theil

der ſchlimmen Emancipations-Ideen bezeichnete, und ihr Zorn gegen dieſelbe hatte uns ſchon oft beluſtigt. Auch widerſprach ihr von den Anderen Niemand. Nur ich konnte es nicht laſſen, ſie damit zu necken, und ich durfte mir auch Etwas herausnehmen, weil ich, als die älteſte von ihren Nichten, ſtets ihr beſonderer Günſtling geweſen war.

»Aber Tante!« ſagte ich, »Du ſchütteſt heut wirklich einmal wieder das Kind mit dem Bade aus; was haſt Du eigentlich gegen die ernſtere Bildung des weiblichen Geſchlechts?«

Die Tante ſah mich ganz verwundert an. »Läßt Du Dich auch beſtechen?« ſprach ſie, »und biſt doch die Einzige von Allen, die ſich ihr Bischen Phantaſie mit Wiſſen nicht verdorben hat. Was ich dagegen habe? Mein Gott, die Frauen werden langweilig vom Wiſſen, ſie werden trocken! — Wer mag denn ſpazieren gehen mit einem Frauenzimmer, das, wenn's im Mondſchein zum Himmel blickt, an ausgebrannte Krater denkt? Wer ſoll ein Mädchen ſich zum Weibe wünſchen, das ihm ſtatt Lebensluſt und Arbeitstrieb die Bücher und die Forſchung in das Haus bringt? Und wenn ſich ſo ein junges Ding gebildet hat, und nun kommt Einer, der ihr wohl gefällt, der aber dieſe gelehrte Bildung zufällig nicht leiden kann! Was ſoll's dann werden, frage ich Euch? Ich bitte!«

»Ja!« meinte ich, »das giebt dann einen traurigen Roman.«

»Einen Roman?« wiederholte die Tante. »Mein Kind, das bilde Dir nicht ein. Romane giebt's nicht mehr in Eurer Zeit! Eine vergrämte alte Jungfer giebt's, und davor ſoll uns Gott bewahren.«

Wir mußten über ihren Eifer lachen, indeß ihr war die Sache ernſter, als wir meinten.

»Nein,« fuhr ſie fort, »ich ſcherze nicht. Mögen die Frauen gehen und ſich bilden, wenn ihren Männern das gefällt; die jungen Mädchen ſollen ſich aber Nichts damit zu ſchaffen machen. Ein Mädchen muß wo möglich frei und klar ſein, wie ein unbeſchriebenes Blatt, dann macht der Mann daraus ſich eine Frau nach ſeinem Sinne und nach ſeinem Herzen.«

»Es heirathet aber nicht Jeder ſo wie Du mit ſiebzehn Jahren!« wendete das junge Mädchen ein, das ſeine Weiterbildung ſo bedroht ſah.

»Und es findet nicht Jede einen Mann, wie Du ihn hatteſt!« ſagte eine Andere.

»Du haſt auch ſolch ein ruhiges Gemüth,« bemerkte ich, »daß Du viel leichter und in anderer Weiſe glücklich werden konnteſt, als wir Alle.«

Die Tante blickte uns der Reihe nach an, dann ſagte ſie freundlich: »alſo Ihr betrachtet mich als eine Art von Rarität, als einen Paradiesvogel, als ein Weſen ohne Blut und Leben, ohne Antheil an der Menſchheit unverlierbarem Erbe, an dem Schmerz? Ihr denkt, weil ich das Leben lieb habe und es ſchön finde, und mein Schickſal und meinen verſtorbenen theuren Mann bis an mein Lebensende ſegnen werde, deshalb denkt Ihr, ich hätte die Tage nicht auch von ihrer ernſten Seite kennen lernen? — Ihr irrt Euch ſehr!«

Sie hatte die letzten Worte mit einer Energie geſprochen, die Keine von uns je an ihr bemerkt. Ein Zug von Schwermuth veränderte ihren ganzen Ausdruck, und zum erſten Male im Leben fiel mir ein, daran zu denken, was die Tante in ihrer Jugend wohl

gewesen sein mochte. Indeß ehe ich dieser Frage Worte geben konnte, sprach sie: »Ich glaube, recht heiter wird der Mensch nur dann, wenn er vorher einmal recht traurig, recht vom Schmerz durchfurcht gewesen ist.«

»Aber das war doch nie bei Dir der Fall?« wendete ich ein.

»Woher glaubst Du das? was weißt Du, was wißt Ihr Alle denn von mir?«

»Nun Alles!« entgegnete meine Schwester, die Mutter des jungen Mädchens, das zuerst gesprochen hatte. »Unsere verstorbene Mutter hat uns immer gesagt, Du hättest das sanfteste Lebensloos gehabt. Dein Mann habe Dich auf den Händen getragen, Alles habe er Dir gewährt, sein Vermögen habe Dir von Anfang an zu Gebote gestanden, und er habe Dir eine Freiheit gelassen — «

»Von der er sicher war, daß ich sie nicht mißbrauchen würde!« fiel ihr die Tante in das Wort; und sie sprach das in einem so ernsten und würdevollen Tone, daß Alle plötzlich davor verstummten.

Die Tante wollte den Gegenstand auch offenbar nicht mehr berühren, denn sie fragte plötzlich nach einer ganz gleichgültigen Bekannten und dem Ergehen ihrer Tochter, und obschon wir Alle diesem Wink gehorchten, blieben unsere Gedanken doch auf die Erlebnisse der Tante hingewendet.

Auch mich beschäftigte ihre Jugendzeit in den nächsten Tagen vielfach. Ich hatte eine dunkle Erinnerung, als hätte ich von einer unglücklichen Liebe der Tante reden hören, und ich nahm mir vor, sie einmal in einer guten Stunde darum zu fragen, als sie meinem Wunsche ganz unerwartet begegnete.

Wir waren eines Abends allein, und gegen ihre Gewohnheit hatte sie viel von sich gesprochen. Sie hatte dabei ihres verstorbenen Mannes mit großer Wärme und Verehrung gedacht, und nachdem sie eine Weile schweigend da gesessen hatte, sprach sie: »Ich habe Dir es schon lange einmal sagen wollen, daß ich für Dich ein besonderes Andenken, ein Zeichen des Vertrauens aufgehoben habe, das Du nach meinem Tode vorfinden wirst.« Sie hielt wieder inne, denn sie war sehr nachdenklich den Abend; dann fuhr sie fort: »Ich bin noch aus der alten Schule, die von ihrem Empfinden nachträglich nicht viel Worte machte, obschon wir vielleicht so tief und tiefer fühlten als die jetzige Welt. Aber es galt für unschicklich, viel von sich selbst zu sprechen, und die großen Confidenzen, die leidenschaftlichen Erörterungen gegen Freunde und Freundinnen, sind mir stets als krankhafte Geschmacklosigkeiten vorgekommen. Man belügt dabei im Pathos sich und seinen Zuhörer, und macht das Uebel ärger. Indeß der Mensch hat einen Zug, sich seines Erlebten zu erinnern, und auch ich habe ihn oftmals gefühlt. Da habe ich denn mir selber wieder vorerzählt, was ich empfunden, was ich einst gewesen bin, und was die Menschen waren, die mit mir lebten in meiner Jugend.«

Sie stand auf, ging an ihren Secretär und zog ein englisches Schreibepult von grünem Sammet daraus hervor. Mit einem kleinen goldenen Schlüssel, den sie an ihrer Uhrkette befestigt hatte, öffnete sie das Kästchen und nahm ein Pack Papiere daraus hervor. »Sieh!« sagte sie, »diese Blätter enthalten meine Jugenderinnerungen. Das Schönste und das Schwerste, was ich erlebte, ruht darin. Nimm das Kästchen an

Dich. Den Schlüssel sollst Du einmal erhalten, wenn ich nicht mehr bin.«

Sie schloß es bei den Worten wieder zu und händigte mir es ein. Ich nahm es und wir schwiegen Beide bewegter, als wir es einander merken lassen wollten.

»Wie kommen wir nur grade heute zu solcher Stimmung?« bemerkte ich nach einer Weile.

»Mich wundert es vielmehr,« entgegnete die Tante, »daß man im Ganzen dem Hinblick auf seinen Tod so wenig Raum giebt. Schon seit ich mein vierzigstes Jahr zurückgelegt habe, seit ich mir sagen mußte, daß ich der Wahrscheinlichkeit zu Folge mindestens zwei Drittel meines Daseins abgelebt, hat mich der Gedanke an das Ende desselben niemals mehr verlassen.«

»Aber bei Deiner Gesundheit,« wendete ich ein, »und bei Deiner Lebenslust und Heiterkeit sollte man das nicht glauben.«

»Ja!« sagte sie, »ich bin gesund, und lebenslustig und heiter bin ich, weil ich ruhig auf die Vergangenheit zurückblicken darf, und weil ich eben das Stückchen Leben, das mir noch bleiben dürfte, für mich und Andere recht benutzen möchte. Ihr müßt doch einmal wissen, wozu ich für Euch da war!« sprach sie mit ihrem anmuthvollsten Lächeln, und fügte dann scherzend hinzu: »ich versichere Dich, ich bin ein besserer Christ und dabei auch ein besserer Philosoph, als Ihr Alle es wissen oder denken könnt.«

Ich räumte ihr das von Grund des Herzens ein, denn mir war ihr heiteres, werkthätiges Wesen stets als die größte Schönheit und Weisheit vorgekommen, und wir brachten den ganzen Abend im innigsten, vertraulichsten Geplauder zu.

Ein Paar Monate ſpäter, gegen das Frühjahr hin, war ſie nach wenig Tagen der Krankheit ſanft verſchieden. Ihr Tod war klar und freundlich geweſen, wie ihr ganzes Daſein. Für Jeden hatte ſie nach ſeinen Bedürfniſſen mit verſtändnißvoller Liebe vorgeſorgt, Jedem hatte ſie noch über ihren Tod hinaus irgend eine Freude, irgend eine Ueberraſchung zu bereiten gewußt. Mir hatte ſie neben jenem Käſtchen noch ihr Jugendbild vermacht, deſſen Lieblichkeit mich immer ſo gefeſſelt hatte.

An einem ſchönen Frühlingsabende, als mein Sinn recht ſtill und ruhig war, öffnete ich die grüne Schatulle, und nahm mit tiefer Rührung die kleinen Blätter in die Hand. Der Hinblick auf die mir unbekannte Vergangenheit eines mir naheſtehenden, befreundeten Menſchen hat Etwas, das mich ſtets mit einer Art von Scheu erfüllt, und dieſe Scheu ſteigert ſich, je mehr ich an dem Menſchen hange. Denn Jeder hat ſich durch böſe Wege und durch Schatten zum Lichte durchzukämpfen, und der Kampf iſt oft ſo hart, ſo furchtbar, daß er uns des Freundes Bild entſtellt.

Indeß die kleinen roſa Blättchen mit dem hellen Goldrande, mit ihrem Roſenölgeruch, die konnten, wie ich ſicher wußte, von keinen wilden Leidenſchaften ſprechen. Der Tante ganzes Weſen, ihr maßvoller Schönheitsſinn verbürgten das.

Sie hatte die Papiere ſorgfältig geordnet, geheftet und die einzelnen Hefte numerirt. Das Umſchlageblatt, das ſie zuſammenhielt, trug von ihrer kleinen und doch klaren Hand die Ueberſchrift: Aus meiner Jugendzeit. — Darunter ſtand als Motto: Was bildet den Menſchen, als die Liebe!

Ich las den ganzen Abend. Die einfache und

anſpruchsloſe Erzählung trug den Stempel der offenſten Wahrhaftigkeit, und gab dadurch das treue Abbild eines Menſchen und der Zeit, in der er ſich bewegt. Kein Verſprechen band mich, den Inhalt dieſer Blätter zu verheimlichen, und es kam mir wie ein Unrecht vor, mich dieſes ſanften Daſeins nur allein zu freuen, wenn Andere die gleiche Freude mit mir theilen und die Verſtorbene lieben lernen konnten, wie ich ſelbſt ſie liebte.

Ich habe Nichts geändert an den Aufzeichnungen. Die kleinen Neigungen und Abneigungen, die Lebensanſichten der Tante ſprechen ſich darin aus. Ein ganzer Menſchenkreis tritt uns daraus entgegen.

Es wehte mich eine beſondere Beruhigung, eine ſtille Heiterkeit aus der Erzählung an, und indem ich die kleine Selbſtbiographie der liebenswürdigen Frau hiermit einem weiteren Kreiſe übergebe, hoffe ich, der Tante jetzt noch Liebe zu erwecken, wo ſie ſelbſt nicht mehr durch ihre Güte ſie hervorzurufen vermag. Hier ſind alſo die Hefte.

Aus meiner Jugendzeit.

Motto: Was bildet den Menſchen,
als die Liebe!

Ich bin am zehnten Mai des Jahres ſiebzehnhundert ſechsundneunzig zu Berlin geboren und die jüngſte von fünf Geſchwiſtern. Meine Eltern ſtammten Beide von der franzöſiſchen Colonie ab, welche zu jener Zeit noch feſter in ſich zuſammenhielt als jetzt.

Beide Eltern ſprachen meiſt franzöſiſch mit einander, und da dieſe Sprache damals in Deutſchland noch viel mehr geredet wurde als in ſpäterer Zeit, ſo lernten wir Kinder ſie Alle früher und beſſer als das Deutſche, obſchon die Eltern gute Preußen waren und den jungen König und die ſchöne Königin mit wahrer Pietät verehrten.

Die Mutter war ſehr ſchön geweſen, und hatte lange einen Herrn von Schlichting, einen Offizier, geliebt. Seine Eltern hatten aber davon Nichts wiſſen wollen, weil damals die Verbindung eines Offiziers, eines Erben aus uraltem Adelshauſe, mit der Tochter eines Seidenfabrikanten für eine unſtatthafte Mißheirath, für ein großes Unglück angeſehen wurde. Sie hatten alſo ſeine Verſetzung nach Oſtpreußen bewerkſtelligt, er war aus dem Militär in Civildienſte getreten, und meine Mutter hatte denn auch dem Willen ihrer Eltern ſpäter Gehorſam geleiſtet, und den Mann geheirathet, der ihr von Jugend an beſtimmt geweſen. Denn die Familien der Colonie verbanden ſich meiſtens unter einander, und das Familienleben war auf die ſtrengſte Abhängigkeit der Frau vom Manne, und der Kinder von den Eltern gegründet.

Meine Mutter zählte damals zweiundzwanzig Jahre, ihr Mann war nur ein wenig älter. Er war auch Seidenfabrikant und ſo ſehr in ſeine Unternehmungen vertieft, daß er trotz ſeiner Jugend an das Herz ſeiner jungen Frau keine großen Anſprüche machte. Er war zufrieden, daß ſie hübſch war, ſich zu präſentiren, ihr Haus auf einem reſpectablen Fuß zu halten wußte. Und da ſie nebenher ihm in der erſten Zeit faſt alle paar Jahre ein geſundes Kind gebar, und ihm ſelbſt beim Führen ſeiner Bücher noch zur Hand zu gehen

Zeit behielt, so war er ganz zufrieden mit der Wahl, die seine Eltern einst für ihn getroffen hatten, und fühlte sich wirklich glücklich mit seiner Frau. Die Mutter hatte auch niemals über ihn zu klagen, und über Herzensleere oder innere Unbefriedigung zu grübeln, dazu ließen ihre fünf Kinder ihr nicht Muße.

Der Vater brachte es schnell zu bedeutendem Vermögen; er wurde ein geachteter Mann in der Colonie, und auch in der ganzen Stadt sehr angesehen. Er kaufte das große Grundstück in der Breitenstraße, das noch heute in den Händen meines Bruders ist, und fing an, ein Haus zu machen, wie man es nannte, was freilich von seinen Stammes- und Standesgenossen bekrittelt und getadelt wurde.

Er ließ sich aber von ihrem Mißfallen nicht stören, und der Mutter war das weltliche Leben ganz genehm. Je mehr Kinder sie gehabt, je gesünder und stärker war sie geworden, und dieses Embonpoint machte sie nur noch schöner. Sie kleidete sich gut, hatte die angenehmsten Manieren, sprach mit großer Leichtigkeit, und da sie herzensgut und recht im Grunde eine freundliche Seele war, so gewann das Geringste, was sie für die Menschen that, einen besonderen Anstrich und einen unschätzbaren Werth. Liebenswürdiger als meine Mutter habe ich nie eine Frau gesehen. Sie gefiel einem Jeden, und darum machte der Verkehr mit Anderen ihr so große Freude.

Weil damals die Seidenwirkereien in Preußen noch nicht zahlreich waren, ermunterte und beschützte sie der Hof, und sie hatten denn auch andererseits einen lebhaften Absatz nach Rußland und nach Polen. So kam der Vater mit vornehmen Beamten vielfach in Berührung, die ihm nützlich sein konnten, und denen

er dafür gern in seinem Hause eine stattliche Aufnahme bereitete, während durch seine Handelsfreunde viele Russen und Polen seiner Gastfreundschaft zugewiesen wurden. Es war also ein steter Wechsel von Fremden in unserem Hause, und da solch ein Umgang sich weiter und weiter verzweigt, so hatte die Mutter bald einen Zusammenhang mit der eleganten und schönen Gesellschaft von Berlin.

Und in jenen Tagen gab es noch eine Gesellschaft unter uns, denn die Frauen waren noch liebenswürdig, und die Männer gingen noch gern mit ihnen um. Die Frauen lasen noch keine wissenschaftlichen Bücher, sondern nur Romane; sie brauchten also am Abend von den Männern im Salon nicht Aufschlüsse und Erklärungen zu fordern, sie wußten selbst Bescheid, konnten mitreden, und oft sogar dem Manne deutlich machen, was ihr Herz besser begriffen hatte, als der männliche Verstand. Sie bewegten sich auf einem Boden, auf dem sie mit Sicherheit zu Hause waren, die Männer fanden Erholung bei ihnen und hatten nicht wie jetzt das undankbare Amt, die Präceptoren von einem halbverstehenden und dadurch stets confusen Frauenpublicum zu machen. Dabei gewährte dann die leichte und doch tiefe Unterhaltung über dichterische Literatur so klare Einblicke in manch schöne Frauenseele, daß neben dem geselligen Interesse wohl auch ein tieferes Gefühl erwachte, dessen man sich gar nicht schämte. Männer und Frauen wollten gefallen, und darum gefielen sie einander, und hatten Lust und Freude daran, dies gegenseitige Wohlempfinden immer auf's Neue zu genießen, zu erhalten und zu verstärken.

Es waren nicht immer große oder gar schlimme Leidenschaften. Gott bewahre! Wer in eine solche

ſich verſtrickte, den beklagte man; aber man kannte damals noch die alten guten Attachements, die rührender und ſanfter waren als die Freundſchaft, ruhiger als die Leidenſchaft und meiſt viel dauerhafter als die Liebe. Solch ein Attachement verargte man keiner unbeſcholtenen Frau. Indeß dieſe ſchönen Verhältniſſe gingen unter mit der Zeit, die noch franzöſiſch ſprach, denn ſie waren das Gute, das die franzöſiſche Bildung ſich aus der Sinnlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts errettet. Seit man nur deutſch ſprach, ſeit Alles pedantiſch eine Freundſchaft, oder ſentimental eine Liebe, oder roh eine Liebſchaft, oder endlich gar pathetiſch eine Leidenſchaft zu heißen hatte, war's mit der rechten Geſelligkeit zu Ende, denn es gab keine Bezeichnung mehr für ſchickliche Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib, die nicht Freunde und nicht Eheleute waren.

Freundſchaft? ſie iſt viel zu trocken, als daß ein Mann ſie lange für eine hübſche Frau empfinden könnte, und keines von beiden Theilen findet dabei ſeine Rechnung. Die Frau muß ernſt werden wie ein Mann, das beraubt ſie ihrer Anmuth; der Mann muß die Herrſchaft ſeines Geſchlechts verläugnen, das nimmt ihm einen Theil ſeiner Energie und ſeiner Würde. Die Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib wird Liebe oder Gleichgültigkeit, und iſt immer nur von kurzer Dauer.

Liebe und Leidenſchaft? welche ehrbare Frau darf und will ſie empfinden und ihren Schmerz und ihre Qualen auf ſich nehmen, und vor einer heimlichen Liebſchaft hat jede honette Natur einen Abſcheu. Ein Attachement aber, damit war es ein ganz Anderes. Ein Attachement für einen Freund that dem Ehemann und dem Rufe einer Frau kein Unrecht. Im Gegen-

theil, es war ein Blitzableiter, an dem manch kleiner, unbedachter Liebeshandel, manch thörichter Unmuth, manch häuslicher Verdruß hernieder glitt. Hatte der Hausherr üble Launen, drohte der Horizont der Frau zu dunkel zu werden, so heiterte eine Plauderstunde mit dem unverstimmten Freunde die Gattin auf, daß sie dem Manne wieder mit freierem Sinne und klarem Blicke entgegen treten konnte. Und klagte sie dem Freunde auch einmal ihr Leiden mit dem Manne, so sparte es eine Ehestandsscene, die nicht so leicht vorüberging.

Indeß nicht nur den Eheleuten, auch dem Hausfreunde kam das Attachement zu Gute. Er hatte einen Ort, an dem er seine freie Zeit hinbrachte, er gewann Menschen, an denen er Theil hatte mit dem Herzen, und Mancher, der in jener Zeit ein treuer Freund des ganzen Hauses wurde, weil er ein Attachement für die Hausfrau fühlte, würde bei den jetzigen Gesellschaftsverhältnissen und Ansichten, vielleicht ein Mannesalter mit einer ungebildeten Geliebten haben, deren er sich vor Anderen zu schämen hätte, und dann als Greis ein herzensödes, einsames Dasein führen müssen. Es war ein gutes Ding um jene Attachements, und ich habe freilich noch besonderen Grund, die Erinnerung daran in hohen Ehren zu erhalten.

Meine Mutter war im Anfang ihrer dreißiger Jahre, und meine Geburt stand ihr nahe bevor, als sie auf einem großen Feste ganz unerwartet den Geliebten ihrer Jugend vor sich sah. Er war unvermählt geblieben, obschon er die Verheirathung meiner Mutter einst durch sie selbst erfahren hatte. Aber wissen, daß eine geliebte Frau verheirathet ist, oder sie als Gattin eines Anderen, als Mutter seiner Kinder, und dabei

heiter und zufrieden wieder sehen, das sind zwei sehr verschiedene Dinge.

Herr von Schlichting konnte sich nicht gleich darin zurecht finden, daß die Mutter ihm mit so ruhiger Freundlichkeit die Hand bot. Es that ihm wider seinen Willen weh, als sie den Vater zu sich rief, um ihm den einst Geliebten vorzustellen; aber die Zuversicht, mit der die Eltern ihn behandelten, zwang ihn zu einer bestimmten Fassung, und zu einer noch bestimmteren Haltung ihnen gegenüber.

So einfach, als könne es nicht anders sein, forderte der Vater ihn auf, sein Haus zu besuchen. Er war selbst ein Ehrenmann, und die alte strenge Familienzucht herrschte in seinem Hause, darum glaubte er auch an die Ehre Anderer, obschon damals die Sitten locker waren in der vornehmen Gesellschaft. Der Vater dachte, wenn Schlichting sieht, wie wohl es Josephinen in meinem Hause geht, müßte er ein Schurke sein, wenn er ihr diesen Frieden rauben wollte. Und er hatte damit richtig speculirt.

Es war zu meiner Taufe, als Herr von Schlichting zum ersten Male in unser Haus geladen wurde, und ich habe nach ihm den Namen Julie erhalten. Er fühlte sich tief erschüttert, da die Mutter ihm ihre Söhne und Töchter vorführte und so stolz auf ihre Kinder blickte, und als er mich aus der Taufe heben mußte, konnte er sich kaum der Thränen wehren, wie man mir erzählte.

»Gott erhalte Ihnen diese Kinder und Ihr ganzes Glück!« sagte er nach der feierlichen Handlung, gab meinem Vater, dann meiner Mutter seine Hand, und von der Vergangenheit war zwischen ihnen Allen keine Rede.

Er beſuchte unſer Haus wie andere Gäſte, da er durch eine Rathsſtelle im Miniſterium an Berlin gefeſſelt wurde, und bald kam er oft und öfter, bis er zuletzt an keinem Tage fehlte, wenn er häufig auch nur für wenig Augenblicke vorſprach.

Weil weder unſer Vater noch unſere Mutter Geſchwiſter hatten, nahmen die Kinder den Onkel, wie Schlichting von den Kleinſten bald bezeichnet wurde, mit Freuden in ihr Leben auf, und Alle fanden in ihm, was ſie bisher entbehrt hatten, einen gütigen, belehrend theilnehmenden Freund.

Der Vater war zu beſchäftigt, um ſich viel mit uns zu thun zu machen. Kehrte er aus der Fabrik oder aus dem Comptoir heim, ſo wollte er es ruhig haben, und man ſchickte die Kleinen fort. Kam aber der Onkel, ſo wurden wir eigens herbeigeholt, und hatte er ſich um die Lectionen der großen Mädchen und der Brüder gekümmert, ſo hatte er immer noch Zeit und Laune, ſich uns Kleinen hinzugeben und mit uns zu ſpielen. Ich glaube, meine Erinnerungen an ihn reichen bis in mein drittes Lebensjahr zurück. In welchem Zeitpunkte ich ſeiner aber auch gedenke, immer war er der ſchöne, ernſte und doch ſo freundliche Mann, den Alt und Jung verehrten, und den Jeder lieben mußte.

Anfangs hatte meine Mutter erwartet, nun er in der Hauptſtadt und in einem ſo anſehnlichen Amte lebte, werde er ſich verheirathen, und als ſie geſehen, wie ſehr er für das Familienleben geſchaffen war, hatte ſie ſelbſt ihm oftmals dazu gerathen, ſich eine Frau zu nehmen. Es war aber nicht dazu gekommen, und endlich hatte ſie ſich ſo daran gewöhnt, ihn zu ihrer eigenen Familie zu rechnen, daß ihr bange wurde,

wenn ſie ſich vorſtellte, dieſe immer gleiche, treue Theilnahme und Fürſorge einmal entbehren zu ſollen.

So waren fünf, ſechs Jahre hingegangen, ohne daß irgend ein Mißton die Eintracht zwiſchen Schlichting und unſeren Eltern ſtörte. Meine älteſte Schweſter ſtand in in ihrem ſechszehnten Jahre, die Mutter, welche eine ſo erwachſene Tochter neben ſich hatte, kam ſich trotz ihrer eigenen Schönheit doch faſt matronenhaft vor, und weil ihr Schlichting ein ſo werther Freund geworden war, mochte wohl ab und zu der Gedanke in ihr aufgeſtiegen ſein, ihm einſt eine ihrer Töchter zur Frau zu geben. Indeß ſie hatte natürlich einem ſolchen Einfall keine Worte geliehen, und weil der Ruf meiner Mutter immer ein ganz makelloſer geweſen war, weil Jeder, der ſie kannte, ihre Pflichttreue und ihren Charakter verehren mußte, ſo war auch kein Tadel und kein Zweifel über ihre Beziehungen zu Schlichting in den Menſchen aufgekommen, und Niemand hatte ein Arg daran gehabt, als ihre Schwiegermutter ganz allein.

Die Großmutter war überhaupt eine ſonderbare Frau. Sie hatte durch ihren Fleiß und ihre ſtrenge Sparſamkeit das Düval'ſche Vermögen begründen helfen, und arbeiten und ſparen, das war ihr ganzes Leben. Je älter ſie wurde, je mehr nahm ihre Sparſamkeit zu, und in der Zeit, da ich mich ihrer erinnern kann, war ſie geizig geworden, wie ich nicht wieder eine andere Frau gekannt habe.

In ihrem alten Hauſe in Neu-Köln, in dem der Großvater die Webereien einſt begründet und wo ſich noch immer die Fabrik befand, lebte ſie in einer dunklen Hinterſtube, die nach dem Hofe hinaus gelegen war, und die ſie ſich allein zurückbehalten, während

ſie das ganze übrige Haus vermiethet hatte. Sie trug noch immer eine altmodiſche Faltenhaube von geſtreiftem, weißem Perkal mit breiter, aufſtehender Falbel, und ich habe ſie immer nur in einem Ueberrock von braunem, gemuſtertem Kattun geſehen, über den ſie ein dunkles ſeidenes Tuch feſt um die Taille geſteckt, und eine ſchwarz wollene Schürze zu binden pflegte. Nur bei großen Feſtlichkeiten, bei Taufen oder Einſegnungen in unſerem Hauſe legte ſie einen ſeidenen Ueberrock an, aber Jeder erfuhr dann auch, daß es ein Kleid ſei, zu dem ſie die Spulen ſelbſt gemacht, und wie viel Jahre es nun ſchon gehalten habe.

Sie ging nur wenig aus. Sommer und Winter ſaß ſie und machte Spulen für die Weber in der Hinterſtube, die faſt kein Licht erhielt, weil ein großer Wallnußbaum, der einzige, der in dem engen Hofe ſtand, ſie mit ſeinen Aeſten ganz verſchattete, wobei ſie ſich von unſerem Vater die Arbeit ſo gut wie jeder Andere bezahlen ließ. In meines Vaters Equipage auszufahren, an irgend welchem Luxus Theil zu nehmen, konnte man ſie nicht bereden. Im ſchlechteſten Wetter kam ſie zu Fuß allſonntäglich zum Mittag zu uns. Es mußte dann um zwölf gegeſſen werden, und die Mutter mußte ſich ſtreng auf die Suppe und den Braten beſchränken, wollte ſie nicht Vorwürfe erhalten, an denen es ohnehin nie fehlte; am Abend ging ſie dann auch zu Fuße wieder heim.

Meine Mutter und die Großmutter ſtanden überhaupt nicht gut mit einander. Sie konnte es der Schwiegertochter nicht vergeſſen und nicht vergeben, daß ſie ſich ſo ſchwer zu der Heirath mit ihrem Sohne entſchloſſen, und oft genug hatte die Mutter es hinter des Vaters Rücken von ihr hören müſſen, wie ſie einen

ſolchen Mann niemals verdienen könne. Es war auch bisweilen wohl vorgekommen, daß ſie in des Vaters Gegenwart der armen Mutter den Luxus zum Vorwurf gemacht, den ſie gern hatte, und den ſie ſich bei des Vaters Reichthum auch geſtatten durfte.

Das hatte denn böſes Blut gegeben zwiſchen den Dreien, denn der Vater liebte unſere Mutter, wußte, was er an ihr beſaß und wie er ſie vertreten mußte. Wäre er nicht das einzige Kind der Großmutter geweſen, vielleicht hätte es einmal ein Ende genommen zwiſchen ihnen, ſo aber mußten ſie und ihre Sonderbarkeiten ſtill ertragen werden. Indeß war der Sonntag für die ganze Familie ein Gegenſtand der peinlichen Erwartung und der Abneigung, nur für die älteſte Schweſter war er's nicht.

Caroline war von ihrer Geburt an der Abgott der Großmutter geweſen. Sie glich ihr, als wäre ſie ihr aus den Augen geſchnitten, und Alles, was die Großmutter der Schwiegertochter an Lebensfreude, Luxus und Wohlſtand mißgönnte, das erwünſchte ſie für die geliebte Enkelin, und ſuchte es dieſer von jeher zu bereiten. Sie beſchenkte Caroline vorzugsweiſe, putzte ſie gegen die Abſicht und den Geſchmack unſerer Mutter, und ſtörte auf dieſe Weiſe der Mutter Einfluß und die Erziehung unſerer Schweſter.

Caroline war eigentlich nicht hübſch. Sie war groß, mager und brünett, eben wie die Großmutter, aber ſie hatte, wie dieſe, ein Paar ſchöne ſchwarze Augen, ſchöne Zähne und ſehr ſchönes Haar, und da ſie geſund und friſch ausſah, konnte ſie in ihrer Jugend wohl gefallen. Die Großmutter hielt ſie für die Schönſte von uns Allen, und wagte je einmal Jemand die Bemerkung, Carolinens Teint ſei ſchlecht, ſo tröſtete

die Großmutter ſie mit der Bemerkung, nach ſchwarzen Kirſchen ſteige man am höchſten. Sie konnte es auch gar nicht erwarten, Caroline erwachſen und verheirathet zu ſehen, und weil ſie dieſelbe immer nur von ihrer Schönheit und von ihren Anſprüchen zu unterhalten pflegte, ging Caroline eben ſo gern zur Großmutter, als die Anderen von ihr fern blieben.

Für mich lag, ſo klein ich war, immer etwas Unheimliches in der kalten, finſteren Hinterſtube und in dem ganzen Weſen der alten Frau. Beſonders machte mir ein großer Schrank von Eichenholz, der allmälig ſchwarz geworden, die ganze eine Wand des Zimmers einnahm, den geheimnißvollſten Eindruck. Ich konnte meine Augen nicht davon abwenden, und fürchtete mich doch immer davor, daß die Thüren einmal aufgehen könnten, ohne daß mein armer kleiner Kopf ſich eine Vorſtellung davon zu machen wußte, was ich eigentlich hinter den geöffneten Thüren Entſetzliches erwartete.

Ich denke, es muß im Jahre achtzehnhundert drei geweſen ſein, als die Eltern mit uns am Neujahrstage zu der Großmutter gingen, ihr zum ſiebzigſten Geburtstage Glück zu wünſchen.

Es war des Feiertags wegen ſtill in der Fabrik, und es war auch heller als gewöhnlich in der Stube, denn der Wallnußbaum ſtand kahl und der Glanz des Schneelichtes fiel durch die Scheiben. Die Großmutter hatte ein ſchweres braun ſeidenes Kleid angezogen, und gegen ihre Gewohnheit ein Frühſtück von Kuchen, Wein und Chocolade hergerichtet, die in ſchönem altem Porzellan und ſchwerem Silber aufgetragen waren. So klein ich war, fiel mir doch der Gegenſatz zwiſchen dieſen Herrlichkeiten und der Stube auf, aber ich dachte, das müſſe wohl Alles aus dem Schranke

kommen, und er wurde mir dadurch nur noch mehr ein Gegenstand der höchsten Neugier.

Die Großmutter schmälte auf Niemand und auf Nichts an jenem Morgen. Sie war gerührt und sprach von Leben und Sterben, und daß sie nicht erwartet hätte, den siebzigsten Geburtstag zu erreichen. Ich verstand nicht genau, weshalb sie so feierlich und so besonders war, aber ich blieb diesmal nicht ungern bei ihr, als sie den Vorschlag machte, Caroline und mich da zu behalten, bis sie mit uns um zwölf zum Mittag kommen würde.

Sobald die Anderen fort waren, machte sie sich gleich selbst daran, das gebrauchte Silber und Porzellan zu säubern, wobei Caroline, der sie eine Schürze vorband, ihr zur Hand gehen mußte.

Um mich kümmerte sie sich weiter nicht, und es ist mir oft ein Räthsel gewesen, weshalb sie mich eigentlich zurückbehalten. Ich stand auf einem Bänkchen am Fenster und sah zu, wie die Sperlinge im Hofe sich ihr Futter suchten, wie die Katze auf dem Dache des Hundehauses lag und zwinkernd und lauschend auf die Sperlinge blickte.

Mit einem Male aber hörte ich im Zimmer Schlüssel klappern, und hörte wie die Großmutter zu Caroline sagte, sie wolle jetzt das Silber wegthun.

Der große Augenblick, in dem der Schrank sich öffnen mußte, war also da, und ich schlich leise von dem Fenster nach einem Platze, auf dem ich den vollen Anblick der geahnten Wunder zu genießen hoffte.

Wunderbar war nun freilich in dem Schranke Nichts, aber zu sehen hatte ich genug. Die ganze eine Seite lag voll von blendend weißer glänzender Wäsche, die mit rothen breiten Bändern schön in Päcke gebun-

den war, die andere ſtand von oben bis unten voll ſpiegelhellem Silberzeug, daß ſie ausſah, wie eines Goldſchmieds Ladenfenſter.

Caroline mußte das Alles wohl auch zum erſten Male erblicken, denn ſie that einen Ausruf der höchſten Ueberraſchung, aber die Großmutter faßte ſie bei der Hand und befahl ihr leiſe, ſtill zu ſein, während ſie ſich nach mir umſah und mich fragte, was ich thäte.

Ich huſchte erſchrocken in meine alte Fenſterecke, gab aber nur um ſo geſpannter Achtung auf Alles, was im Zimmer vorging, und ſo erinnere ich mich, als wäre es geſtern erſt geſchehen, wie die Großmutter die Schrankthüren von beiden Seiten etwas zuſammenſchlug, daß ſie und Caroline darin faſt wie in einem Schilderhäuschen ſtanden.

»Caroline!« ſagte die Großmutter, »weil ein Tag wie dieſer uns nicht wiederkommt, ſo ſollſt Du heute Alles wiſſen, damit Du mich im Angedenken hältſt, wie dieſen heutigen Tag.« Sie war dabei ganz gerührt, zeigte aber immer in den Schrank hinein, und ſprach danach immer leiſer und ſchneller zu der Schweſter.

»Sieh' Dir nur Alles an,« ſagte ſie, »und merk' es Dir, und halt's einmal in Ehren, wenn Du's haben wirſt. Mein Schweiß hat's Dir geſchaffen, und weil ich's erarbeitet habe mit meiner Hände Arbeit und erſpart mit meiner eigenen Entbehrung, darum hat Keiner ein Recht daran, und Keiner ſoll es haben als der, dem ich es gebe, ich allein.«

Die Schweſter ſelbſt ſchien erſt nicht zu wiſſen, was die Großmutter im Sinne habe, denn ſie ſtand ganz verſteinert und ſagte Nichts, bis die Großmutter mit einem Male zu lachen anfing. Ihr Lachen klang

immer wunderlich heiſer, und diesmal erſchrak ich ordentlich davor.

»Die Mama denkt wohl,« ſprach ſie, »ich wiſſe nicht, was ſchön ſei, die Mama denkt, ich verſtehe es nicht, Silber und Gold zu ſchätzen, und verſtehe nicht, Kanten und Brillanten auszuſuchen, ſo gut wie ſie? Ich verſtehe es wohl, und beſſer als die Mama, denn ich kaufe mit ſelbſtverdientem Gelde, und damit kauft man gut. Sieh' her, mein Kind, haſt Du derlei geſehen bei der Mama?« Damit holte ſie ganz hinten aus dem Schranke ein wunderſchönes rothes Etui hervor, öffnete es, hielt es gegen das Licht, und die Sonne funkelte auf einen ganzen, prächtigen Brillantſchmuck.

»Mein Gott, Großmutter!« rief Caroline, »wie kommſt Du dazu? Was machſt Du damit? Du trägſt ja keinen Schmuck!«

»Ich, nein Gott Lob! ſo thöricht bin ich nicht; aber Du ſollſt's haben, Du ſollſt's tragen, Liebling, Du ſollſt Alles haben, Du allein!« Sie nahm dabei die Ohrringe, das Halsband, die Armbänder und die Bruſtnadel von dem dunkelblauen Sammetboden auf, und fing an Caroline damit zu putzen, die in ihrer Freude ſich kaum zu faſſen wußte. Sie lief vom Spiegel zum Fenſter, vom Fenſter zur Großmutter, und je entzückter ſie zu ſein ſchien, deſto mehr holte die Großmutter aus dem Schranke für ſie hervor: Spitzen, Schmuck und Alles durch einander.

Caroline griff bald nach dieſem, bald nach jenem, probirte das Eine und das Andere an, bis die Großmutter es ihr wieder nahm und es weg that, und Caroline rief dabei, von Zeit zu Zeit die Großmutter

umarmend: »Alſo das iſt mein, das ſchenkſt Du mir, das iſt mein?«

»Ja, Dein! nur Dein, mein Herzchen!« ſagte die Großmutter, und lachte wieder. »Sie ſollen doch ſehen, daß ich meine Augen habe, Sie ſollen ſchon noch merken, wozu es gut iſt, was auf mich zu halten, Carolinchen!«

»Aber wann ſoll ich das bekommen, Großmama?« fragte Caroline.

»Wann? Zum Hochzeitstage, mein Herzchen! Zum Hochzeitstage! Mach' nur, daß Du heraus kommſt, unter Leute, und ſprich kein Wort davon, kein Wort, zu Niemand, hörſt Du, Carolinchen?« Sie redeten darauf noch eine Weile fort, bis die Großmama den Schmuck verwahrte, den Schrank verſchloß und wir mit ihr nach unſerem Hauſe gingen.

Es war mir, als hätte mir Einer ein Märchen erzählt. So lange die Großmama jedoch im Hauſe war, ließ ich mir Nichts merken; kaum aber hatte ſie ſich entfernt, als ich von den Ohrringen und von Carolinens Halsband zu ſprechen, und von dem Schrank und den Reden der Großmutter in kindiſcher Weiſe durch einander zu reden begann.

Anfangs achtete Niemand ſonderlich darauf, bis Caroline durch ihr abwehrendes Zwiſchenreden die Mutter aufmerkſam werden ließ, und nun durch Fragen und Ermahnungen endlich der ganze Vorgang zu der Eltern Ohren kam.

Beiden Eltern war es höchlich unlieb, daß die Großmutter in dem jungen Mädchen die Eitelkeit und Habſucht alſo weckte, mehr noch verdroß es ſie aber, daß ſie Caroline in ſolcher Weiſe ihren Eltern feindlich gegenüberſtellte, und nachdem noch lange und

viel davon gesprochen worden, bis am Abend Gäste zu uns kamen, beschloß der Vater, gleich am nächsten Tage zur Großmama zu gehen und sie darüber in allem Ernste zur Rede zu stellen.

Indeß waren die Eltern schon am Neujahrstage dadurch mißgestimmt gewesen, so wurden sie's am nächsten Tage nur noch mehr. Der Vater sprach kein Wort bei Tische, die Mutter war blaß und sah ihn ängstlich an, als halte sie ihn für krank. Niemand wußte was vorging, Alle aber hatten das Gefühl, als sei oder werde etwas Uebles geschehen, und so blieb es auch den lieben, langen Tag und auch den ganzen Abend. Am folgenden Tage war Alles wieder vorüber; aber erst nach langen Jahren habe ich erfahren, was damals sich ereignet.

Sobald mein Vater mit der Großmutter wegen Carolinens Bevorzugung und wegen des üblen Einflusses gesprochen hatte, den derselbe auf sie üben mußte, war die Großmutter sehr heftig geworden.

»Ich bin mein eigener Herr!« rief sie aus. »Du hast Dein Vatertheil erhalten, Du wirst auch bekommen, was Recht und Gesetz Dir von dem Meinen zuerkennen, was aber darüber ist, was ich erspart mit meinem eigenen Leibe all die langen Jahre, darüber hat kein Mensch ein Recht als ich, und wem ich das einst lassen will, der soll es haben, und es soll nicht verpraßt werden und nicht verschwendet.«

Der Vater war auch nicht der Gelassenste, und ungerechte Vorwürfe erträgt kein Mann, auch nicht von einer Mutter. »Ich verschwende nicht,« sagte er und wollte hinzusetzen, daß auch er und meine Mutter gearbeitet hätten, und daß sie ihr Vermögen selbst ver-

größert. Die Großmutter ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen.

»Nein!« rief ſie, »von Dir will ich Nichts ſagen, von Dir will ich Nichts geſagt haben. Aber Deine Frau, die thut's, die ſoll nicht — «

»Was thut meine Frau? was ſoll ſie nicht?« fragte der Vater. »Wer hat ſie zu beaufſichtigen, wer hat ihr zu befehlen außer mir? Und wenn ich billige, was ſie thut, wenn ich ſie liebe, zufrieden bin — «

»Ja,« meinte die Großmama mit ihrem böſen, leiſen Lachen, »wenn Du zufrieden biſt, wenn Du das Alles liebſt, da iſt's denn freilich gut. Da habe ich Nichts zu ſagen.«

»Aber was wollteſt Du auch ſagen, Mama, was könnteſt Du auch ſagen? Sprich es gerade heraus, dies Hinterhalten iſt mir grundfatal. Sprich's endlich einmal aus, was haſt Du gegen meine Frau, was willſt Du ihr?«

»Was ich gegen Deine Frau habe?« entgegnete die Großmutter, »das will ich Dir ſagen, weil Du's hören willſt. Ich habe was dagegen, daß ſie Deine Frau geworden iſt.«

Der Vater zuckte die Schultern. »Immer die alte Thorheit!« ſagte er wie zu ſich ſelbſt, aber die ſcharfen Ohren der Großmutter hatten es dennoch gehört.

»Nein,« ſprach ſie leiſe und ging dicht an ihn heran, »von der alten Thorheit habe ich ſchweigen gelernt, obſchon mein Sohn nicht der Mann war, zu dem man ſich ſo lange bitten und nöthigen laſſen mußte, wenn man ihm verlobt geweſen von Jugend an. Aber wer ſein Wort ſchon jung nicht hält, wo Vater und Mutter noch Macht haben, der hält's nach-

her erſt vollends nicht. Von alter Thorheit red' ich nicht, nur von der neuen. Aber wenn Du zufrieden biſt, dann freilich hab' ich Nichts geſagt.«

Der Vater hielt ſich nicht länger. »Mutter,« rief er, »nun iſt's genug, nun ſagen Sie das letzte Wort! was iſt's mit Joſephinen?«

»Nichts,« ſagte ſie, »Nichts! Du weißt es ja und biſt damit zufrieden. Aber wenn Du glaubſt, daß ich damit zufrieden bin, daß dieſer Herr Geheimerath Tag aus, Tag ein im Hauſe iſt, da irrſt Du. Es haben andere Leute Augen, wenn Du blind biſt!«

Alles Blut ſtieg dem Vater in's Gehirn. »Mutter!« rief er, »das vergebe Ihnen Gott!« — und er mußte ſich niederſetzen und das Haupt in ſeine Hände ſtützen, ſo gingen ihm die Gedanken durcheinander.

Wie er nun ſo da ſaß, trat die Großmutter an ihn heran. »Meinſt Du denn,« ſagte ſie, »der Geheimerath kommt um Deinetwillen alle Tage in das Haus? Meinſt Du, die Beiden haben's Dir vergeſſen, wie es zwiſchen ihnen war, und daß Du ihnen in den Weg getreten biſt? Was macht ſich denn ſo ein vornehmer Edelmann, ſo ein Geheimerath aus Zucht und Ehre in eines Bürgers Haus? Warum heirathet er nicht, wenn er Joſephinen nicht immer noch liebt? Was ſieht die Joſephine denn anders als Leichtſinn und wüſtes Weſen in der Geſellſchaft, in der Ihr lebt und auf die Ihr Beide ſtolz ſeid? Warum will ſie denn die Caroline nicht in die Geſellſchaft nehmen? Warum muß das große Mädchen, das ſelbſt Mann und Kinder haben könnte, wie ein Schulkind in der Kinderſtube ſitzen, als damit die Welt nicht ſieht, wie alt die Mutter iſt, damit der Geheimerath nicht bemerkt, wie lange es her iſt, daß er die Mutter liebte? Was ſoll der

Onkel auch im Hause? Was soll der Onkel Carolinen? Schafft dem Mädchen einen Mann, und schafft sie fort, daß sie's nicht länger anzusehen braucht!«

Jedes Wort bohrte sich dem Vater langsam und schmerzlich wie ein stumpfer Dolchstoß in die Brust. Er hatte die vollste Zuversicht zu meiner Mutter, er hatte auch gegen Schlichting bis jetzt kein Mißtrauen gehegt, aber manche von den Männern und Frauen, mit denen meine Eltern Umgang pflogen, nahmen es mit der Ehe und der Treue nicht genau, und über Verirrungen des Herzens dachte man in jenen Tagen anders als in dieser Zeit. Denkbar war es freilich, daß unserer Mutter Herz noch immer dem Geliebten ihrer Jugend anhing, auffallend war es, daß Schlichting sich nicht verheirathete. Und wenn es wäre? wenn es wäre? dachte er. Ihm schwindelte das Gehirn. Er konnte den lauernden Blick der Großmutter nicht so auf sich ruhen fühlen. Daß sie, daß seine eigene Mutter ihm dies höchste Leid mit solcher Wollust anthat, zerriß ihm vollends das Herz. Sie stand wie ein böser Geist an seiner Seite.

Mit einem Male erhob er sich. »Wohin gehst Du?« fragte die Großmutter erschrocken über seine plötzliche Entfernung.

»Ich gehe mir Trost holen bei meiner Frau für das Leid, das Sie — das meine Mutter mir gethan hat,« sagte er bewegt und kurz, und verließ die Stube.

Aber so fest und entschieden der Vater gehandelt hatte, so verstört sah es in seinem Inneren aus. Er konnte seine Zweifel nicht verbannen, und fühlte doch eine tiefe Scham, wenn er nur daran dachte, sie vor meiner Mutter auszusprechen. Sie sah es ihm beim ersten Blicke an, daß etwas Besonderes und Unheil-

volles ſich begeben haben müßte, ſie fragte auch gleich, was vorgegangen, was in Bezug auf Caroline geſprochen worden ſei, indeß ſie bekam keine Antwort. Er werde es ihr ſpäter ſagen, bedeutete der Vater. Das hatte die Mutter noch nicht erlebt, und ihre ſchweigende Sorge machte ſie ſtill und niedergeſchlagen.

Der Vater bemerkte es, und legte es ſich auf ſeine Weiſe aus. Sie wird ahnen, dachte er, was die Mutter mir geſagt hat, ihr Gewiſſen iſt erwacht. Sie liebt den Anderen! Sie hat mich alſo nie geliebt! — Wenn ſolch ein Gedanke aber einem vertrauenden Manne nach ſiebzehn Jahren ſeiner Ehe kommt, ſo iſt das etwas Anderes, als wenn ein Jüngling Eiferſucht empfindet. Es iſt ein Erdbeben mit all ſeiner ſchrecklichen Zerſtörung, denn der Boden wankt, auf dem man das eigene Leben und das Daſein der Familie aufgerichtet hatte.

Am Abende, als wir Alle ſchon zur Ruhe gegangen waren, ſaßen die Eltern noch allein beiſammen. Die Mutter pflegte in den ſpäten Stunden oft ein gutes Buch zur Hand zu nehmen, der Vater las dann ſeine Zeitung, und was ſie zu berathen hatten, wurde meiſt in der Zeit zwiſchen ihnen abgemacht.

Auch jetzt ſaßen ſie neben einander, aber obſchon ſie Beide laſen, war ihnen die Stille, die im Zimmer zwiſchen ihnen herrſchte, unheimlich und beängſtigend. Die Mutter wußte, daß der Vater Etwas auf dem Herzen hatte, und weil ſie nicht denken konnte, es ſei gegen ſie gerichtet, ſo legte ſie das Buch zur Seite und ſagte: »Laß mich doch nicht in ſolcher Ungewißheit, Anton! Was war es mit der Mutter, was hat Dich denn ſo ſehr verſtimmt?«

»Nichts, im Grunde — und doch! wir ſind nicht gut geſchieden. Laß es ruhen — das heißt für heute!«

ſprach er. Er that dann, als finge er wieder an zu leſen, die Mutter konnte ſich aber nicht damit beruhigen.

»Was ſoll denn nun mit Caroline werden?« fragte ſie. »Haſt Du der Mutter auch vorgeſtellt, wie ſie das Mädchen verdirbt? Caroline kommt ſich plötzlich wie eine Millionärin vor.«

»Warum führſt Du Caroline nicht in die Welt?« unterbrach ſie der Vater plötzlich mit einer Härte, welche der Mutter an ihm völlig fremd war.

»Wie kommſt Du zu der ſonderbaren Frage?« entgegnete ſie, »wir waren ja darüber einig, daß ſie in dieſem Jahre noch nicht in die Geſellſchaft ſollte.«

»Aber was haſt Du dagegen?« rief er. »Die Großmutter legt Werth darauf, ich ſelber habe Nichts dawider, Caroline iſt erwachſen, und Dir ſelber — Dir ſelber muß es ja doch auch willkommen ſein. Es giebt Dir einen Halt, und —« —

»Einen Halt?« wiederholte die Mutter, indem ſie ihn verwundert anſah. »Wozu ſollte mir ein Halt?«

Der Vater war ſelbſt erſchrocken, als er die Worte ausgeſprochen hatte, er ſchämte ſich vor ſeinem eigenen Gewiſſen, aber wenn einmal der böſe Geiſt über einen Mann gekommen iſt, da rennt er lieber mit dem Kopfe in ſein Unglück, eh' er einen Irrthum oder gar ein Unrecht eingeſteht. »Nun, Schlichting's wegen!« ſagte er mit dem Trotze eines Menſchen, der ſich auf einem falſchen Boden weiß, aber er konnte kein Auge aufheben und auch den Blick der Mutter nicht ertragen.

»Schlichting's wegen?« fragte ſie, und eine böſe Ahnung dämmerte in ihr auf. »Was ſoll's mit Schlichting was hat die Mutter Dir geſagt?«

»Die Mutter?« rief er, »wie kommſt Du auf die

Mutter?« Es verdroß ihn, daß seine Frau ihn abhängig von den Einflüssen der Mutter glaubte, und sich in seinem Wahne befestigend, setzte er hinzu: »Ich habe Augen, selbst zu sehen!«

»Du hast gesunde Augen und ein reines Herz, so Niedriges kommt nicht von Dir!« sagte die Mutter, und sah ihm dabei mit ihren großen, klaren Augen offen und ruhig in das Antlitz.

Diese Ruhe entwaffnete ihn plötzlich. Er war nicht mehr im Stande, sie anzuklagen, aber die Wunde, welche seine Mutter seinem Herzen und seinem Stolze beigebracht, blutete doch fort, und er wendete sich mit einem schweren Seufzer von seiner Gattin ab, während das Gefühl seines Unglücks in jedem seiner Züge zu lesen war.

Unsere Mutter hielt's nicht aus, ihn so zu sehen. Sie vergaß das Unrecht, das er ihr gethan. »Anton!« sagte sie, indem sie seine Hand ergriff, »ich bin seit siebzehn Jahren Deine Frau!« — und der Ton, mit dem sie das aussprach, ging ihm, weil er so wahr aus ihrer Seele kam, auch zu Herzen, doch er vermochte nicht zu sprechen, der Hals war ihm wie zugeschnürt. »Was hab' ich Dir und mir zu nahe gethan?« fragte sie wieder und noch bittender.

»O Nichts, Nichts!« rief er mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes. »Ich weiß, Du kannst nicht lügen! Du hast entsagt, gekämpft, ich habe Dich nicht anzuklagen — aber —« er hielt inne, als widerstrebe das Wort seinem Munde, als möge er vor sich selber nicht einmal aussprechen, was er denke. Indeß sein Schmerz verlangte nach Befreiung, und fast gewaltsam stieß er hervor: »Aber Du hast mich nie geliebt, Du liebst nur ihn!« — und beide Hände vor dem Gesicht zu-

ſammenſchlagend, rief er: »Sich das ſagen müſſen nach ſo langer Ehe —«

Die Mutter fühlte ſich wie gelähmt durch dieſe Worte, denn in ihr lebte die Zuverſicht der langen, feſt gewohnten Treue, die nicht mehr an die Möglichkeit des Zweifels und des Wankens denkt. Den Mann, den Vater ihrer Kinder unter dem Einfluß einer ſolchen Eiferſucht, voll entehrendem Verdachte gegen ſie zu finden, darauf war ſie nicht vorbereitet, dagegen wußte ſie ſich nicht zu helfen, und wie von einem Inſtinkte getrieben, eilte ſie in's Nebenzimmer, wo wir ſchliefen, als müßte ſie Schutz bei uns, bei ihren Kindern finden.

Der Vater ging ihr nach. Wir ſchliefen Alle. Die Mutter ſtand vor unſeren Betten und hatte die Hände gefaltet, die Thränen fielen ihr aus den Augen. Vor unſerem Anblick, unſerem ſanften Schlafe, vor dem Anblick unſerer weinenden Mutter löſte ſich die Starrheit auf, die ihm den ganzen Tag das Herz zuſammengepreßt hatte. Er trat an die Mutter heran und nahm ihre Hand. »Vergieb mir!« ſagte er, und in demſelben Augenblicke hing die Mutter auch an ſeinem Halſe, um ſich an ihm auszuweinen. Er küßte ſie, ſie küßten auch uns Schlafende, dann führte er ſie hinaus, uns nicht zu ſtören, und bat ſie, des Vorganges nun für ewig zu vergeſſen.

Aber die Mutter konnte nicht davon ſchweigen, bis Alles klar war zwiſchen ihnen, und die Rückkehr ſolchen Zweifels nicht mehr möglich. Sie hielt ihm ihr beiderſeitiges ganzes Leben vor, die ruhige, liebevolle Neigung, die zwiſchen ihnen aufgewachſen war, ſie erinnerte ihn an Alles, was ſie mit einander durchgemacht, an Alles, was ſie einander geworden waren, und ſie fragte ihn dann, ob er noch glauben könne,

ſie habe ſich einem Anderen zugewendet, einem Manne, dem er ſelbſt ſein Haus geöffnet?

Es war dabei von keiner Leidenſchaft die Rede, ſondern ſie hielt ſich an das einfache Empfinden, das Eheleute nach ſo langen Jahren an einander kettet, und ſie verlangte auch Nichts von ihm, als Glauben an ihre Wahrheit und Rechtlichkeit. Den konnte und mußte er haben, und ſo wurde die Verſöhnung zwiſchen ihnen eine wirkliche und dauernde, von der die Mutter die beſten Folgen hatte.

Der Einfluß, den die Großmutter ſtets auf den Vater ausgeübt, war damit ein- für allemal gebrochen. Sie kam noch ſeltener in das Haus, Caroline durfte nicht mehr allein zu ihr gehen, und Schlichting blieb der Mutter ein treuer, ehrenhafter Freund, der auch dem Vater mit jedem Jahre werther und endlich unentbehrlich wurde, je ernſter die Zeiten ſich geſtalteten.

Und ernſt genug ſah es bald in unſerem Vaterlande aus. Der Krieg hing über unſeren Häuptern in der Luft, ſelbſt in der Kinderſtube ſprachen die Mägde davon, und kamen wir in das Zimmer, in dem die Eltern waren, ſo hörte man immer nur von den ernſten und ſchweren Zeiten reden. Es kamen zwar noch Gäſte, aber man war nicht mehr ſo heiter wie zuvor, Alle ſchienen ſich geändert zu haben, und Niemand mehr als der Onkel, wie wir Schlichting Alle nannten. Er war viel auf amtlichen Reiſen, kam alſo ſeltener in's Haus, und war er da, ſo wurde erſt recht ſorgenvoll von der Zukunft und von der Zeiten Ernſt geſprochen.

Auf Kinder wirken die Mienen der Erwachſenen, wie die äußere Atmoſphäre auf dieſe ſelbſt einwirkt.

Wir wußten nicht, was eigentlich paſſirte, was geſchehen könnte, aber wir hatten doch nicht mehr den alten heiteren Himmel über uns. Wir ſollten lernen, uns Kenntniſſe erwerben, damit wir uns einmal ſelber helfen könnten in der Welt; wir mußten es oft hören, Niemandem werde ſein Schickſal an der Wiege vorgeſungen, es ſei Alles wandelbar, man dürfe ſich alſo nicht verwöhnen. Das klang Alles unheimlich und zog ſchattenhaft und trüb an uns vorüber, und da vollends zu Anfange des Jahres achtzehnhundertſechs die Großmutter verſchied, und wir Alle in die ſchwarze Trauertracht gekleidet wurden, dachte ich, nun ſei es mit allen bunten Farben und aller Luſt und Heiterkeit auch ein- für allemal vorbei.

Es wurden der Trauer wegen keine Geſellſchaften gegeben, die Mutter ging auch mit den großen Schweſtern nicht zu Bällen, und wir Kleinen fragten nur immer, was denn Caroline mit den Herrlichkeiten und den Diamanten aus dem großen Schranke machen würde, an welche ſich eine traditionelle Erinnerung unter uns erhalten hatte.

Aber der Krieg rückte immer näher, Handel und Wandel geriethen in's Stocken, der Vater hatte viele Verluſte zu erleiden, und im Herbſte war es mit allen heiteren Ausſichten in die Zukunft nun vollends für lange Zeit vorbei.

Die Schlachten bei Saalfeld und Jena wurden geſchlagen und verloren, der ſchöne Prinz Louis Ferdinand, den wir Kinder alle ſo oft geſehen und angeſtaunt, war umgekommen, die Feinde rückten in das Land, der König mußte fliehen, alle Miniſter und die zu ihren Bureaux gehörenden Beamten folgten ihm.

Ich erinnere mich noch deutlich jenes Abends,

an dem Schlichting Abschied nahm. Er war mit seinem Minister im Hauptquartier gewesen, und kam mit ihm noch einmal nach der Residenz, ehe sie nach Preußen gingen. Die Eltern weinten Beide, Schlichting war ernst und still. Wir Kinder klammerten uns schluchzend an ihn, denn wir hatten unsere Phantasie jetzt nur voll Krieg und Schlachten und Todesfälle, und meinten, da der Onkel fortgehe, werde er auch im Kriege sein Leben lassen müssen.

Am nächstfolgenden Abende aber mußte das Haus erleuchtet werden, denn der Kaiser Napoleon zog ein, und mitten in unserer Trauer um den Onkel fingen wir doch an, uns der Paraden und der Illumination zu freuen. Es wurden mit einem Male wieder Feste in der Stadt gegeben, die Wohlhabenden durften sich kaum davon entfernt halten, die Officiere, welche überall in den Familien einquartiert waren, brachten auch ein neues Leben in die Geselligkeit, indeß wir merkten doch, wie niedergeschlagen die Mutter war, wenn sie ihre Toilette für die Feste machte, und wie wenig die Gastfreundschaft für die fremden Officiere den Eltern von Herzen ging.

Wir hatten Alle von Kindheit an das Französische wie unsere Muttersprache reden lernen, denn unseren Eltern war es in der That angeboren, aber weder der Vater noch die Mutter mochten es mit uns oder mit einander sprechen, seit die Franzosen als Feinde unseres Königs im Lande waren; nur Caroline legte jetzt einen doppelten Werth darauf.

Sie hatte sich in einen französischen Jägerlieutenant verliebt, und schwärmte mit ihm für den Kaiser und für den Ruhm der großen Nation. Wenn die Eltern ihr das als ein Unrecht zum Vorwurf machten, so

ſagte ſie, wir wären Franzoſen und nicht Preußen; ſie habe nur franzöſiſches Blut in ihren Adern, und all ihr Sinnen und Trachten war auf Paris gerichtet.

Die Eltern hatten alſo neben den allgemeinen und neben ihren beſonderen Sorgen auch noch Kummer und Unfrieden mit dem eigenen Kinde zu beſtehen, und da Caroline wirklich die einzige Erbin der Großmutter geworden war und dadurch Ausſicht auf ein unabhängiges Vermögen hatte, machte das ſie nur noch feſter auf ihrem Sinn beharren. Ohne die Zuſtimmung, ja gegen den Willen der Eltern, gab ſie dem jungen Vernier ihr Verlobungswort, und als er mit ſeinem Regimente dann Berlin verließ, ſah ſie ſich als ſeine Braut an, und ſtand auch heimlich in brieflichem Verkehr mit ihm.

Ein paar Jahre gingen ſo hin. Des Lieutenants Regiment ward zu dem öſterreichiſchen Feldzug commandirt, Caroline war troſtlos darüber, denn ſie erhielt nun ſelten Nachrichten, und zu Hauſe ſah es im Uebrigen auch nicht heiter aus. Des Vaters Lage verſchlechterte ſich mehr und mehr. Die inländiſche Seidenfabrikation konnte mit der franzöſiſchen Einfuhr nicht concurriren, die Abgaben, die Kriegscontribution waren faſt unerſchwinglich und laſteten auf dem Gewerbtreibenden am ſchwerſten, weil ſeine Kapitalien nicht rentiren konnten und er doch nach denſelben abgemeſſen wurde; und Jeder von uns konnte es ſehen, daß meines Vaters Geſundheit dieſen ſchweren Sorgen nicht gewachſen war.

Die Mutter that, was ſie konnte, ihm das Leben zu erleichtern. Sie änderte und beſchränkte die ganze häusliche Einrichtung, ſo weit ſich dies ohne aufzufallen thun ließ, ſie ſchaffte einen Theil der Dienſtboten

ab, hielt die Schwestern zur Arbeit an, jedoch das Alles konnte nichts Wesentliches fruchten. Schon als der König endlich zum Weihnachtsfeste des Jahres achtzehnhundert neun in seine Residenz zurückkam, war unser Vater kränklich. Er konnte nicht mitgehen, das jubelnde und doch so thränenreiche Wiedersehen des Königs und seines Volkes mit zu feiern, und wenn er sich auch der Hoffnung hingab, es würden jetzt bessere Zeiten beginnen, so half das seinen Kräften nicht mehr empor, denn bald nachdem im Frühjahr die schöne, junge Königin gestorben war, legten sie auch unseren Vater in die Grube.

Ich war damals dreizehn Jahre alt und reifer geworden, als Kinder in diesem Alter sonst zu sein pflegten, denn die Ereignisse, welche man damals erlebte, waren der Art, daß die kindliche Sorglosigkeit davor entweichen mußte. Ich hörte nun obenein nach meines Vaters Tode unabläßig von den Geschäftsverhältnissen sprechen, und meine Mutter war als unsere Vormünderin wie ein Mann bemüht, den schwankenden Wohlstand ihrer Familie herzustellen. Sie übernahm die Oberaufsicht über das Geschäft, sie verhandelte täglich die nöthigen Angelegenheiten mit dem Disponenten, wobei die früher unter meines Vaters Leitung erworbene Einsicht ihr sehr zu Gute kam. Sie vermiethete den größten Theil unseres Hauses, die Familie, die sich sonst in freier Behaglichkeit darin ausgebreitet, mußte sich jetzt mit einer Hälfte des oberen Stockwerkes begnügen, und ich erinnere mich sehr deutlich, welchen Eindruck es mir machte, als wir Alle in der schwarzen Trauerkleidung um den Eßtisch des Zimmers saßen, das nun Wohn- und Speisestube und Salon und Alles in Allem sein mußte.

Meine Mutter klagte um dieſe Einſchränkungen niemals. Sie war zu ſehr beſchäftigt, hatte ihren Sinn zu ſehr auf die augenblicklichen Bedürfniſſe und auf die Zukunft ihrer Kinder gerichtet, um perſönlich an irgend eine Entbehrung zu denken, oder etwas Anderes zu betrauern, als den frühen Tod ihres Mannes, und ſelbſt die allgemeine Theilnahme und Achtung, welche ihr tapferes Weſen erregte, ſchien ſie wenig zu beachten.

Seit Schlichting mit dem Hofe nach Berlin zurückgekehrt war, kam er wieder täglich zu uns, und wir Alle wußten es, daß er der Mutter einziger Berather war. Er kümmerte ſich um alle unſere Angelegenheiten, jeder Einzelne von uns wendete ſich an ihn, und es war Keiner, dem der Onkel nicht in ſeinem inneren Weſen förderlich geweſen wäre. So war er es auch, der die Mutter zu beſtimmen ſuchte, ihren jüngeren Töchtern eine ernſtere, wiſſenſchaftliche Erziehung geben zu laſſen, aber in dieſem einen Punkte ſtieß er auf Widerſtand.

Die Mutter hatte ebenſowohl eine Abneigung gegen die Pedanterie, als gegen die falſche Genialität, denen man damals bei vielwiſſenden Frauen noch häufiger als jetzt begegnete, und da ſie ſich bewußt war, ohne beſondere Bildung doch allen ihren Pflichten im höchſten Sinne des Wortes zu entſprechen, ſo beharrte ſie dabei, uns ganz nach ihrem eigenen Weſen zu erziehen. Wir lernten eben nur die Elementarwiſſenſchaften, Franzöſiſch und ein wenig von Muſik und Zeichnen, das Uebrige ſollte nach der Mutter Anſicht uns eigenes Beſtreben und der Verkehr mit Menſchen erwerben.

Freilich habe ich bei dieſer Methode es nicht weit

gebracht, ja ich ſchrieb und ſprach das Deutſche ſelbſt nicht richtig, als ich mich verheirathete, aber das waren auch Dinge, welche man damals nicht als unerläßlich anſah, vorausgeſetzt, daß ein Mädchen oder eine Frau nur zu gefallen wußte. Denn grade weil das öffentliche Leben damals ſo ernſt und ſchwer geworden war, ſuchten die Männer Erholung und Troſt in der Familie, bei den Frauen, und das Beiſpiel der muſterhaften Ehe unſeres Königs hatte angefangen, die häuslichen Tugenden und das Familienleben zu einer Ehrenſache zu erheben.

Während aber dieſe ernſtere Richtung, dieſe Umgeſtaltung im Familienleben ſich ſtill entwickelte, ging die äußere Geſelligkeit der Hauptſtadt ihren rauſchenden Gang. Die ganze europäiſche Geſellſchaft war durch die Kriege aufgeregt und durch einander geworfen worden. Faſt Jeder hatte hinter einander unerwartete Glückszufälle und harte Schickſalsſchläge erleiden müſſen; Tauſende hatten ſchnell Freundſchafts- und Herzensverhältniſſe geknüpft, und Entfernung, Leichtſinn oder der Tod hatten dieſe dauerhaft geglaubten Bündniſſe zerſtört. Ein Hang zu ſchnellem Leben in dem raſchen Daſeinswechſel, und daneben wieder eine Sehnſucht nach Bleibendem und Ewigem hatte ſich der Menſchen bemächtigt, ſo daß ſchrankenloſe Genußſucht und ein Ringen nach innerer Selbſtvollendung, daß höchſter, verſchwenderiſcher Luxus und Rückkehr zu ſtrenger Einfachheit, daß ſinnliche Frivolität und tiefe Frömmigkeit, daß Begeiſterung für die franzöſiſche Weltherrſchaft und feuriger Patriotismus ſich überall dicht neben einander begegneten.

Ich glaube, keine Zeit in dieſem Jahrhundert hat ſo viel leidenſchaftliche Verhältniſſe, ſo aufgeregte

Männer und Frauen geſehen, als eben jene Tage. Bei der Ungewißheit aller Zuſtände gewannen alle Empfindungen einen leidenſchaftlichen Anſtrich. Romantiſche Liebesgeſchichten, Eheſcheidungen, Entführungen waren an der Tagesordnung, und wie denn die geiſtige Atmoſphäre der Zeit auf jeden Menſchen einwirkt, der in ihr lebt, ſo nahm das alte Attachement des Onkels für unſere Mutter nun allmälig auch eine andere und wärmere Geſtalt an.

Meine Mutter hatte es nach Beendigung des Trauerjahres für ihre Pflicht gehalten, ihre beiden erwachſenen Töchter wieder in die Geſellſchaft zu führen, beſonders weil Carolinens Geliebter in Paris eine reiche Frau geheirathet, und Caroline dadurch in eine ſo wilde Verzweiflung und dann in eine ſo menſchenfeindliche Bitterkeit verfallen war, daß die Mutter es als ihre Aufgabe erkannte, ihre Tochter zu zerſtreuen und einer milderen Stimmung zugänglich zu machen.

Sie hielt ihr jetzt ſelber vor, daß ſie ja jung und angenehm und obenein vermögend ſei, daß ſie eine neue Liebe faſſen, neuer Liebe begegnen könne; aber Caroline ging auf das Alles wenig ein, und es war, als ob ſie die Geſellſchaft und den Verkehr mit Männern ſich nur gefallen ließ, weil ſie dabei Gelegenheit fand, ihnen ihre herben Sarkasmen und ihre Geringſchätzung fortwährend kund zu geben. Unliebenswürdiger als ſie damals war, habe ich nie ein Frauenzimmer gekannt. Sie ſchmückte ſich auf das Aeußerſte, man ſah, ſie wollte gefallen, Eroberungen machen, aber es geſchah nur, um fortzuſtoßen, was ſich ihr näherte, um leiden zu machen, weil ſie ſelber litt. Sie war kokett geworden aus Herzzerriſſenheit. Die Mutter, die ſonſt ſtrenge gegen Carolinens Eitelkeit und Putzſucht ge-

weſen war, hatte jetzt Mitleid mit ihr und behandelte ſie mit weicher Schonung, das machte aber keinen Eindruck auf ſie, und wir Alle hatten von ihrer üblen Laune ſo viel zu dulden, daß ich glaube, Jeder von uns wünſchte die Verheirathung der Schweſter, um ſie nur aus dem Hauſe fort zu haben.

Eines Abends, als die Mutter mit Caroline und Antoinette auch zu einem Balle gehen ſollte, hatte ſie ſich ſchon früher angekleidet und war mit mir allein im Zimmer. Ich ſehe ſie noch vor mir, in ihrem ſchwarzen Atlaskleide mit dem hohen Stuartkragen, der ihren ſchönen Hals und ihre Brüſte theilweiſe frei ließ, und mit dem Netze von dunkelrother Seide, das ſich leicht gepufft durch ihre blonden Flechten und Locken zog. Sie war ſo ſchön, daß ich ſie küſſen mußte, und als in dieſem Augenblicke der Onkel eintrat, rief ich ihm entgegen: »Sieh einmal, Onkel, wie ſchön die Mama heute ausſieht, viel ſchöner als Caroline und auch als Antonie! Findeſt Du das nicht?«

»Sprich nicht ſo kindiſch, Julie!« verſetzte die Mutter tadelnd, band einen rothen Shawl um, der auf dem Sopha lag, und der Onkel ſagte gar Nichts. Ich ſah aber, daß er die Mutter unverwandt betrachtete, und hatte das ſichere Empfinden, er theile meine Freude über ihre Schönheit.

Nach einer Weile ging ich hinaus, als ich dann wiederkehrte, fand ich die Mutter noch auf dem alten Platze, aber der Onkel war fortgegangen, und ſie hatte offenbar geweint.

Ein dunkles Empfinden warnte mich, ſie um die Urſache ihrer Thränen, um des Onkels Entfernung zu befragen. Ich wußte ſelbſt nicht, was ich dachte oder

weshalb ſie mir ſo leid that, aber ich fiel ihr um den Hals und küßte ſie. Sie ſchloß mich mit großer Zärtlichkeit an ihre Bruſt, küßte mich auch mehrmals und ich fühlte ihre warmen Thränen auf meiner Stirn. Indeß ſie ließ mich ſchnell wieder los und indem ſie mich ſtreichelte, ſagte ſie: »Du biſt ein gutes, gutes Kind! Nun ſei aber ſtill, Julie, und gehe nachſehen, ob die Schweſtern fertig ſind.« Damit trat ſie an den Spiegel, netzte ein Tuch mit Waſſer, ihre Augen zu kühlen, und von dem ganzen Vorgange war nicht mehr die Rede.

Erſt als ich lange ſchon verheirathet und meine Mutter todt war, habe ich erfahren, was an dem Abend geſchehen, und wie meine Mutter ihre Zukunft und ihr Verhältniß zu dem Onkel ein- für allemal feſtgeſtellt, indem ſie es ausgeſchlagen, ſeine Frau zu werden. Auf ihre Ehe mit meinem Vater durch dieſe zweite Heirath einen Schatten zu werfen, Troſt und Freude in einer neuen Ehe zu ſuchen, während ihre älteſte Tochter eine unglückliche Liebe zu bekämpfen hatte, ſich als Neuvermählte neben meine Schweſter Antonie zu ſtellen, die ſelber Braut war, das widerſtand ihr Alles, und der Onkel wußte ihr Empfinden zu würdigen und zu ehren.

Die Mutter hat ſeit meines Vaters Tode nur für uns gelebt, und ganz allein unſer Daſein in ſchicklichſter Weiſe aufrecht erhalten, bis im Jahre eilf mein Bruder in das Geſchäft eintrat, der bis dahin zu ſeiner Ausbildung in Lyon geweſen war. Indeß zur Ruhe konnte ſie auch dann nicht kommen, denn Ruhe fand in jenen Tagen Niemand.

Der nächſte Sommer brachte den Krieg gegen Rußland, den Durchmarſch der großen Armee, und der

Winter die furchtbare französische Retirade mit ihrem Gefolge von Noth und tödtlichem Siechthum. Die ganze Stadt lag voll Verwundeter und Kranker. Jedes Haus, jede Familie hatte Blessirte zu pflegen, während man für das Leben der Seinigen zitterte. Auch unser Haus blieb nicht verschont.

Mein zweiter Bruder starb am Typhus wenige Tage nach Antoniens Hochzeit, und obschon wir durch die Einquartierung uns auf zwei Stuben eingeschränkt befanden, kamen dieselben uns doch leer und öde vor, nachdem die Schwester fort, und der Bruder uns entrissen worden war.

So oft ich jetzt die Menschen über den Mangel an Raum in ihren Wohnungen sprechen höre, oder wenn sie behaupten, das oder jenes gehe in ihrem Lokale, bei ihren Mitteln nicht, so denke ich an jene Zeit zurück, in der Alles ging und Alles möglich war, weil es eben gehen mußte, und weil es Größeres zu denken, Größeres zu verlieren und zu gewinnen gab, als äußere Bequemlichkeit des Lebens, die man in der langen ruhigen Friedenszeit zu überschätzen sich gewöhnt hat.

In dem ungeheuren Elende, in der riesigen Vernichtung, die man vor sich sah, verstummte der Schmerz des Einzelnen fast schamhaft. Wo so viel Tausende in gräßlichen Qualen untergegangen waren, wagte man kaum über den Tod des Einzelnen zu klagen, und vollends in Berlin waren die Zustände und Verhältnisse so wunderbar geartet und verwirrt, daß alle Gedanken in die Zukunft gerichtet waren, die endliche Entscheidung und Lösung der Verwirrung zu errathen.

Wir waren noch im Bündnisse mit Frankreich, es ging sogar die Rede, der Kronprinz werde sich mit einer französischen Prinzessin vermählen, und doch

knirschten Hunderttausende seit Jahren unter dem französischen Joche, doch sehnten Millionen das Ende der Fremdherrschaft herbei. Berlin war voll von Franzosen, am Hofe fanden sie die glänzendste Aufnahme, in der Stadt mußte ihnen eine zuvorkommende Gastlichkeit bewiesen werden, und doch wußte man, daß York die Fahnen des Kaisers verlassen hatte, doch konnte man den Jubel kaum unterdrücken, als die alten, treuen Ostprovinzen gegen die Franzosen sich erhoben. Es war wie im Frühjahre, wenn der Schnee noch die Erde deckt, und Jeder des ersten Sonnenstrahles harrt, weil er weiß, daß Alles zum Aufgehen und Hervorbrechen reif geworden ist unter der verbergenden Hülle der kalten, stillen Schneedecke.

Die Eltern und der Onkel waren von jeher mit ihrem ganzen Herzen bei der Sache des Vaterlandes gewesen, und auch wir hatten von Kindheit an gelernt, sie heilig zu halten. Jetzt, wo der erste Hoffnungsstrahl zur Befreiung Preußens aufging, war unsere ganze Seele darauf gerichtet, und selbst Caroline, die sonst allein unter uns diesen Empfindungen fremd geblieben, glaubte jetzt Deutschland zu lieben, weil sie den Franzosen haßte, der ihr seine Treue gebrochen hatte.

Wo man sich auch befand, im eigenen Hause, in der Gesellschaft oder am öffentlichen Orte, überall war man von Franzosen umgeben, überall sah man sich genöthigt, sein Inneres zu verbergen; aber überall suchten die Blicke nach Trost, überall trat man zusammen, um aus dem Munde Gleichgesinnter Nachrichten aus Königsberg, aus dem Hauptquartier York's, aus den aufgestandenen Provinzen zu erhalten. Wer dorthin gesendet wurde, den pries man glücklich, daß er die Erhebung mit eigenen Augen sehen sollte, wer von dort

kam, wurde wie der Träger göttlicher Offenbarung begrüßt.

Aber je größer die Theilnahme für die deutsche Sache wurde, je unverkennbarer die allgemeine Begeisterung für dieselbe sich kund gab, um so ängstlicher und drückender wurden wir vom Mißtrauen der Franzosen überwacht. Niemand war sicher in seinen vier Wänden, selbst den König glaubte man im Schlosse zu Potsdam gefährdet, obschon er es immer noch mit den Franzosen hielt, bis plötzlich sich die Nachricht in Berlin verbreitete, der König habe Potsdam verlassen, die königliche Familie sei ihm gefolgt, und Alle in Breslau glücklich eingetroffen. Die Rührung, die Freude, welche wir damals empfanden, den König frei und als Herrn seines Willens zu wissen, die fühlen unsere jetzigen Tage uns nicht nach.

Eine gute Botschaft folgte nun der anderen, und gut nannten wir Alles, was uns der Freiheit entgegenführte, auch wenn man es mit Blut und Thränen zu erkaufen hatte. Während die Stadt noch voll von Franzosen war, eilten die jungen Männer nach den Ostprovinzen, sich der neuen Landwehr zuzugesellen, und als am Ende Februar unerwartet die ersten Kosacken, unsere sogenannten Feinde, in Berlin erschienen, war der Jubel über ihre Ankunft so gewaltig, daß man einen Aufstand in der Stadt, daß die Franzosen eine sicilianische Vesper zu fürchten begannen.

Ich werde wieder jung, wenn ich jener Tage gedenke, wenn ich mich des Enthusiasmus erinnere, der uns belebte, als wir zum ersten Male die preußische Cocarde an dem Hute unserer Brüder und Väter sahen, wenn ich mich des Tages erinnere, da die Franzosen Berlin verließen, da der Aufruf des Königs an sein

Volk erſcholl. Es war eine heilige, eine große Zeit, die rechte Weihezeit des deutſchen Volkes, und Jeder von uns hat in ihr einen Stern gewonnen für ſein ganzes Leben, auf den er hoffnungsvoll zurückblickt, wenn die Tage um ihn trüb und trüber werden.

Alles eilte nun zu den Waffen, nicht Jung, nicht Alt wollte von dem Kampfe für das Vaterland zurückbleiben. Dreimal hatte mein Bruder es verſucht, zum Dienſte zugelaſſen zu werden, und immer war er wie ein Verurtheilter heimgekehrt, wenn die Aerzte ihn zu ſchwach gefunden hatten. Wir weinten um ſein Bleiben, wie man ſonſt das Fortgehen ſeiner Lieben zu beweinen pflegt.

Eines Morgens, als wir auch beiſammen ſaßen, es war im Februar, trat der Onkel ein. Er war trotz ſeiner fünfzig Jahre noch ein ſchöner Mann und hatte die hohe würdige Haltung ſeines alten adeligen Geſchlechts; aber an jenem Tage war es, als ob noch eine ganz beſondere Würdigkeit, ein ganz beſonderer Adel über ihm ſchwebten.

»Ich komme Abſchied nehmen,« ſagte er, da er ſich nahte, und ſein Geſicht leuchtete in hoher Freude.

»Abſchied nehmen?« fragte die Mutter, »wohin wollen Sie denn gehen?«

»Zum Könige nach Breslau. Es fehlt dem Heere an Officieren, ich war einſt Officier und will's jetzt wieder werden,« antwortete der Onkel, und während die Mutter mit plötzlich gefalteten Händen ſchweigend zu ihm, dem Stehenden, emporſah, fiel ich ihm in meiner Begeiſterung um den Hals.

»Onkel!« jubelte ich, »ich habe Dich immer lieb gehabt, immer ſehr lieb, aber daß Du nun gehſt, daß Du helfen willſt, wo Alle helfen müſſen, das vergeſſe

ich Dir in meinem Leben nicht. Dafür will ich Dich noch ganz anders lieben und verehren, wenn Du wiederkommſt.«

»Wenn ich wiederkomme!« ſprach der Onkel mir nach und ſeine Stimme klang bewegt. Ich ſah ihn, ich ſah meine Mutter an; daß er nicht wiederkehren könne, daran hatte ich in meiner Erregung nicht gedacht.

»O, Du wirſt nicht ſterben!« rief ich. »Siehſt Du, Onkel, ſiehſt Du, Mutter, ich habe die felſenfeſte Ueberzeugung, daß der Onkel geſund zurückkommt, daß ihm Nichts geſchieht. Gewiß Nichts, Onkel!«

Er lächelte und ſtrich mir mit der Hand leiſe über die Stirn. »Das gebe Gott!« ſagte er, »denn ich mag noch gern leben. Indeß habe ich ſeit Wochen meine Angelegenheiten darauf vorbereitet, daß ich gehe, und für alle Fälle vorgeſorgt. Komme es dann, wie's Gott gefällt.«

Er war ſo ruhig, daß ich plötzlich zu weinen anfing; auch die Mutter hatte die Augen voller Thränen und konnte gar Nichts ſprechen, nicht einmal fragen, wann er gehen werde. Er ſchwieg einen Augenblick, als habe er die eigene Bewegung zu beſiegen, dann hieß er mich das Zimmer verlaſſen.

Als ich hinaus war, ſetzte er ſich zu meiner Mutter nieder, und nahm ihre Hand, die ſie ihm willig überließ. Er ſchien nachzudenken, und doch nicht zu wiſſen, wie er es der Mutter ſagen ſollte, was ihm auf der Seele lag, und was geſagt und ſchnell geſagt ſein wollte, denn damals waren Jedem die Augenblicke zugezählt.

»Joſephine,« ſprach er endlich, und es war das erſte Mal ſeit den frühen Tagen ihrer Jugend, daß er meiner Mutter dieſen Namen gab, »Sie haben es vor

Jahren ausgeschlagen, meine Frau zu werden, mir die Sorge für Sie und die Ihrigen zu überlassen, und ich habe Ihre Gründe ehren müssen. In diesen Tagen aber hat mich vielfach der Gedanke beschäftigt, daß mein Vermögen, falls ich auf dem Felde der Ehre bleiben sollte, an Verwandte übergehen würde, welche reich und mir fast Fremde sind, während Sie, der die ganze Liebe meines Lebens zu eigen war, fortdauernd mit Sorgen und Beschränkungen zu kämpfen haben.« Er hielt inne, und fuhr dann wieder fort: »Ich habe daran gedacht, Ihnen testamentlich mein Vermögen zu vermachen, aber Sie werden dagegen dieselben Bedenken haben, wie gegen eine Heirath mit mir, und die Adoption Ihrer Julie wäre in Ihrem Sinne noch bedenklicher, obschon sie das einzige unversorgte von Ihren Kindern ist. Caroline hat eigenes Vermögen, für Antonie sorgt ihr Mann, und das Geschäft wird immer im Stande sein, Ihrem Sohne eine Zukunft zu bereiten.«

»O!« unterbrach ihn meine Mutter, »sorgen Sie nicht, mein Freund, Julie ist von meinen Töchtern die bedürfnißloseste und einfachste. Aufgewachsen in der Zeit der Bedrängniß, hat sie gelernt, sich zu beschränken, und ganz mittellos wird auch sie nicht sein, wenn uns nicht besondere Unglücksfälle treffen. Sorgen Sie nicht um uns — aber kehren Sie uns wieder.«

Diese Zwischenrede störte Schlichting. Er besiegte aber die Verwirrung, die sie in ihm erregte, und mit einem Entschlusse, der ihn, wie meine Mutter mir später erzählte, sichtlich Ueberwindung kostete, fragte er plötzlich: »Glauben Sie, daß Julie sich mit mir trauen lassen würde?«

»Schlichting!« rief meine Mutter, auf das Aeußerste betroffen, »wie kommen Sie auf diesen Einfall?«

»Ich weiß es selber kaum,« entgegnete er. »Als das liebe Kind sich vorhin mit solcher Hingebung und Freude an mich wendete, schoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, wie ich Julien mit schneller Entscheidung eine Stellung in der Gesellschaft, Unabhängigkeit an Ihrer Seite, und ein wohlbegründetes Vermögen geben könne, wenn ich sie mir antrauen ließe.«

Er brach ab und die Mutter schwieg. Die Vorstellung, mich verheirathet zu sehen, die nur eben eingesegnet, die immer noch wie ein halbes Kind behandelt worden war, und vollends mich an den Onkel, an den einst von ihr Geliebten verheirathet zu denken, war ihr so befremdlich, daß sie sich erst in dieselbe hineinfinden mußte, um sie zu verstehen.

»Julie ist fast noch ein Kind!« sagte sie endlich in halbem Selbstgespräch.

»Ja,« sprach der Onkel, »und ich bin ihr gegenüber mit meinen fünfzig Jahren fast ein Greis. Aber grade darum darf ich's wagen. Morgen Mittag breche ich auf. Willigen Sie ein, so unterzeichne ich heute den Ehecontract, der Julie zu meiner alleinigen Erbin einsetzt. Die Erlaubniß zu schneller Trauung bin ich zu erwirken sicher. Morgen früh lassen wir die Ceremonie vollziehen, und daß das Schicksal Ihrer Julie, des Kindes, das auf meinen Knieen aufgewachsen, mir, wenn ich einst zurückkehre, theuer und heilig sein wird, das wissen Sie.«

Meine Mutter konnte sich immer noch nicht fassen. Sie hatte in ihrer Jugend das eigene Herz zu besiegen und zu bekämpfen gehabt, als sie in eine Ehe ein-

getreten war, die nicht ihre Wahl geſchloſſen. Sie dachte, was aus mir werden ſollte, wenn ich einſt, zum vollen Bewußtſein herangereift, vielleicht eine Liebe fühlte, welche meiner Pflicht entgegen wäre, und ſie ſprach das endlich aus.

Der Onkel nahm ihre Hand. »Kennen Sie mich nicht?« fragte er. »Muß ich Ihnen ſagen, daß Julie mir theuer bleiben wird wie mein eigen Kind? daß einſt ihre Wahl neben mir ſo frei iſt, wie ich ſie meiner Tochter laſſen würde? Muß ich Ihnen ſagen, Joſephine, daß ich in einem Augenblicke, wie dieſer, an kein Weib, an kein Eheglück für mich gedachte?«

Meine Mutter war erſchüttert und entſchloſſen. Sie erhob ſich, öffnete die Thüre des Nebenzimmers, und rief mich herein. Ihre Erregung, des Onkels ernſte Ruhe fielen mir auf, mehr noch, daß Beide ſchwiegen. Jeder erwartete vom Anderen, daß er ſprechen würde, bis ich endlich mit einer mir unerklärlichen Befangenheit fragte, was die Mutter wünſche? Da trat der Onkel an mich heran, hob leiſe mit der Rechten, wie das ſeine Art war, meinen Kopf in die Höhe und fragte mit der unwiderſtehlichen Milde ſeiner Stimme: »Julie, könnteſt Du Dich entſchließen, mich zu heirathen?«

Ich dachte, es ſei ein Scherz und wollte lachen; aber ein Blick auf ihn und meine Mutter, deren Augen an mir hingen, zeigte mir, daß hier von einem Scherze nicht die Rede ſei. Mein Herz fing zu klopfen an, daß es mir den Athem nahm. Der Gedanke, einen Mann zu heirathen, der morgen ſchon zum Heere gehen ſollte, hatte bei der Begeiſterung, in der wir Alle uns befanden, etwas Bezauberndes, Ueberwältigendes für mich, und ich hatte den Onkel immer lieb gehabt, ich

hatte Niemand ſonſt geliebt, ein Kind wie ich es war. Alle dieſe Gedanken und Empfindungen zuckten, ich wußte ſelbſt nicht wie, auf einmal durch meine Seele, und ohne mich lange zu beſinnen, rief ich, wie von einer inneren Eingebung getrieben: »Ja, Onkel herzlich gern!«

Meine Mutter und Schlichting ſelber waren von meiner Freudigkeit betroffen.

»Aber Julie,« ſagte die Mutter, »der Onkel iſt ſo viel älter als Du biſt, er könnte Dein Vater ſein, mein Kind.«

»Ich liebe ihn auch, wie ich den Vater liebte,« antwortete ich.

»Du weißt es,« fuhr meine Mutter fort, »ich und der Onkel wünſchten uns zu verbinden, als ich in Deinem Alter war.«

»Ja,« rief ich, »darum hatte ich ihn ſtets ſo lieb, und darum, Onkel, liebſt Du mich ja auch.«

»Alſo, Du willigſt ein?« fragte der Onkel, »mein Alter ſchreckt Dich nicht?«

»Wenn ich Dir nur nicht zu gering bin,« ſagte ich, indem ich ihm die Hand, gab und mir die Thränen in die Augen kamen, denn ich fühlte mich der Ehre gar nicht werth, einem Krieger anzugehören, der wie der Onkel in das Feld zog.

»Nun denn, in Gottes Namen!« rief der Onkel, indem er mich umarmte, und gegen meine Mutter gewendet, ſagte er: »Geben Sie Julien getroſt Ihren Segen. Sie ſoll es nicht bereuen, daß ſie mir vertraut.«

Die Mutter legte mir ihre Hände auf das Haupt, der Onkel, ſie und ich waren Alle ſehr bewegt und Keiner von uns konnte ſprechen. Als wir uns dann

beruhigt hatten, verließ der Onkel uns, um die Schritte zur Trauung zu thun, von der Niemand erfahren ſollte, bis er der Traubewilligung gewiß war.

Die Mutter war nachdenklich und ſchweigſam, ich befand mich in einer wunderbaren Verfaſſung. Meine Gedanken hatten plötzlich eine neue und ganz unerwartete Richtung erhalten; ich kam mir gar nicht mehr wie dieſelbe vor. Alles, was ich für die Zukunft in unbeſtimmten Wünſchen und Träumen erſehnt, fiel in ein Nichts zuſammen. Ein Unerwartetes, Ungekanntes und doch Feſtbeſtimmtes ſtand mit einem Male vor mir. Mein Blick trug weiter als vorher, und doch fühlte ich, als wäre eine Schranke vor mir aufgeſtiegen. Ich malte mir aus, wie ich den Onkel begleiten, wie ich zittern würde, wenn er in die Schlacht ging, ich ſah ihn wiederkehren aus derſelben, ſah ihn dann verwundet auf dem Krankenbette. Es war, als bewege ſich ein Kaleidoſkop vor meinem Auge. Die Bilder wechſelten unaufhörlich, verſchwammen in einander, und ich konnte mir zuletzt keines mehr deutlich machen. Nur daß ich Braut ſei und der Onkel mein Bräutigam, das ſtand als wunderbares Räthſel in mir feſt.

Am Mittag kam der Onkel wieder. Es ſei Alles gethan, ſagte er, und als wir uns zu Tiſche ſetzten, erfuhren der Bruder und die Schweſter, was geſchehen. Ihr Erſtaunen, ihre Fragen machten mir die größte Luſt. Es kam mir vor, als erbleiche Caroline, und da ich oft von ihrer Härte, ihren Launen hatte leiden müſſen, freute mich der Gedanke, daß ſie vielleicht an meiner Stelle ſein möchte. Daneben gerieth das ganze Haus in Aufruhr. Die alte Kinderwärterin, welche die Mutter aus Dankbarkeit ſtets bei uns behalten, weinte vor Freude und küßte bald dem Onkel die

Hand, bald umarmte ſie mich. Sie und die Köchin dachten, nach Art dieſer Leute, an eine Hochzeit mit ihren Herrlichkeiten, an ein Gaſtgebot und deſſen Einnahmen für die Dienerſchaft, und Alle, die Dienſtboten ſowohl als die Geſchwiſter und ich ſelbſt, begriffen eigentlich kaum, daß morgen meine Trauung ſein ſollte.

Nach dem Eſſen kam ein Notar und mit ihm ein junger Mann, der ſeit wenig Tagen im Miniſterium unter Schlichting beſchäftigt war. Er hieß Klemenz, war armer Leute Kind, ſehr früh verwaiſt, und Schlichting hatte ihn erziehen laſſen. Er ſchätzte ſeinen Kopf und liebte ihn wie einen Sohn. Trotz ſeiner Jugend hatte Schlichting ihm die Aufſicht über die Verwaltung ſeines Vermögens und ſeines Gutes übergeben, einmal, weil er ihm vertraute, und dann auch, weil er den Jüngling damit vom Eintritt in das Heer zurückzuhalten wünſchte, denn derſelbe hatte eine ſchwache Bruſt, und war den Anſtrengungen eines Feldzuges in keiner Art gewachſen. Ich hatte Klemenz nur erſt bei einem flüchtigen Beſuche kennen gelernt, als in Gegenwart dieſes jungen Mannes und meines Bruders, die uns als Zeugen dienten, unſer Ehecontract vollzogen wurde. Schlichting entfernte ſich dann nach dem Acte wieder, um den Reſt des Abends noch ſeinen Angelegenheiten zu widmen.

Am anderen Morgen, es war ein Sonnabend und ſchönes, klares Wetter, hatte Alles einen ſonderbaren Anſtrich, wie mich dünkte. Es war Werkeltag und es ſollte Nichts im Hauſe ein Feſt verkünden, damit unſere Heirath und des Onkels Reiſe nicht zu früh verrathen würden, denn man mußte ſich damals noch vorſichtig auf weitem Wege zu des Königs Fahnen begeben. Aber obſchon anſcheinend Alles den gewohn-

ten Gang ging, war es doch feierlich und still in unserer Nähe. Man hatte frische Sträuße in die Zimmer gestellt, die Mutter selber bügelte das weiße Kleid, das ich ein paar Wochen früher zur Einsegnung getragen hatte. Dann flocht sie aus Myrthen, die sie groß gezogen, auch selbst für mich den Kranz. Ich sah ihr zu und träumte still vor mich hin. Die Aufregung des vorigen Tages hatte in mir nachgelassen und einem tiefen Sinnen Platz gemacht.

Um Mittag erschien der Onkel. Er trug seine Amtstracht, hatte seine Orden angelegt und kam mir fast wie ein Fremder vor. Grade als es zwölf schlug, wurden wir getraut, und ich gelobte mir mit ernsten Schwüren, dem Onkel anzugehören in Leben und Tod, in Glück und Noth, wie der Geistliche es sagte. Mit beiden Armen warf ich mich ihm an die Brust, und als er mich dort leise und linde festhielt, kam ich mir so geborgen vor, daß ich ihm die Hände dafür küßte.

Alle umarmten mich. Die Mutter weinte, wie ich sie niemals weinen gesehen, der Bruder, der Assessor Klemenz wünschten mir Glück, nur Caroline strich mir, da sie mich küßte, wie mitleidig die Wange, und sagte leise: »Du armes, armes Kind!«

Ich fuhr erschrocken zusammen, sie drückte mir still die Hand, und als ich sie ansah und ihre schwarzen Augen so finster und trübe auf mir ruhten, fühlte ich eine Art von Furcht vor ihr.

Wir blieben nur eine kurze Zeit beisammen, ehe wir zu Mittag aßen. Schlichting war ganz unverändert, nur noch ruhiger und freundlicher zu mir, während ich mich ihm entfernter und doch näher fühlte als zuvor. Man trank an der kleinen Tafel auf unser

Wohlsein, man sprach vom Kriege, vom Beginne des Kampfes, den man ersehnte, aber ich hörte von dem Allem Nichts mehr recht, den seit ich am Morgen erfahren, daß Schlichting ohne mich Berlin verlassen würde, hatte sich eine große Niedergeschlagenheit meiner bemächtigt.

Ich spreche nicht vom Abschiede. Jeder, der damals lebte, wird den Schmerz und die Erhebung solches Scheidens nicht vergessen haben, und wer den Abschied von einem zu Felde Ziehenden nicht zu tragen hatte, dem giebt die Schilderung doch kein Bild, weder von dem Schmerze, noch von jener begeisterungsvollen Zeit.

Als er fort war, als ich am anderen Tage erwachte, kam mir Alles wie ein Traum vor. Ich war verheirathet, mein Mann in den heiligen Krieg gegangen, ich führte einen anderen Namen als bisher, Klemenz brachte mir im Auftrage meines Mannes eine namhafte Summe, die ich vierteljährlich zur Bestreitung meiner Bedürfnisse erhalten sollte, und doch saß ich, wie immer, bei meiner Mutter an dem kleinen Nähtische, doch war in meinen äußeren Verhältnissen anscheinend Nichts geändert. Meine Mutter bestimmte, was ich thun und lassen sollte, meine Mutter erklärte den Freunden, die nach der erfolgten Bekanntmachung meiner Heirath mit Schlichting mir Glück zu wünschen kamen, wie dies Ereigniß sich gemacht, und ich stand oder saß verlegen dabei, ohne recht zu wissen, was ich dazu denken oder sagen sollte.

Erst als man von allen Seiten mein Geschick ein wunderbares nannte, als die Frauen mich fragten, wie ich es denn ertragen könnte, so plötzlich mich von meinem Manne getrennt zu finden, erst als meine bisherigen Freundinnen mich empfinden ließen, daß ich

nicht mehr zu ihnen gehörte, fing ich an, mich selber in meinen Verhältnissen zurecht zu finden, und es zu begreifen, daß ich eine Position, und eine ganz besondere Position in der Gesellschaft eingenommen hatte. Es wurde mir eine neue Garderobe bestellt, ich bekam Toiletten, wie ich sie nie gehabt, wie sie aber den Verhältnissen und dem Vermögen meines Mannes angemessen waren, und ich wurde in die Gesellschaft, die ich bisher noch nicht besucht, als Neuvermählte, als Geheimeräthin von Schlichting eingeführt. Der Titel mag mir wunderlich genug gestanden haben.

An Schlichting dachte ich oft, aber sein Bild wurde mir gleich unklar, als er uns verlassen hatte. Er war nicht mehr der Onkel für mich, und doch wußte ich ihm keine andere Gestalt zu geben. Alles, was mir an schönen Gaben gewährt wurde, kam mir von ihm, meine Mutter wies mich mit meinem Gewissen, mit meinem Thun auf ihn, ich mußte ihm häufig schreiben, ihm Rechenschaft von Allem geben, er antwortete mir immer gleich, war immer gütig in seinen Briefen, nannte mich wie früher stets sein Kind, und nur darin fand ich eine Aenderung, daß er mir befahl, Lehrer für die deutsche und für fremde Sprachen anzunehmen, und mich mehr mit ernster Lectüre, die er mir anwies, als mit Handarbeiten zu beschäftigen. Ich gehorchte ihm darin zu meinem Vortheil, indeß mit jedem Tage der Trennung wurde er mir mehr zu einem mythischen Wesen. Ich sah ihn, wie den lieben Herrgott, als den unsichtbaren Schöpfer meines Wohlbefindens, als meinen unsichtbaren Herrn und Richter an, ich betete für ihn und zu ihm, aber der menschliche Zusammenhang zwischen uns trat dadurch immer mehr und mehr in mir zurück.

Um so schneller und leichter fand ich mich in meine gesellschaftliche Stellung. Ich hatte so gut wie viele andere Frauen meinen Gatten nicht neben mir, auch sie waren allein, und wir Alle hatten um das Geschick unserer fernen Männer zu sorgen und zu zagen, wenn nicht äußere glückliche Ereignisse uns von dem Gegenstande unserer Befürchtung ablenkten und unsere patriotische Gesinnung und Freude erregten.

Solche Ereignisse waren die Entfernung der Franzosen aus Berlin, der Einzug der Russen, und vollends die Ankunft des Generals York mit seinen Truppen. Es war in der Mitte des Märzmonats, und nach dem Schrecken dieses eisigen Winters war die Rückkehr des Frühjahrs an sich schon ein Glück. Daß mit dem Frühjahre uns die Freiheit wiedergegeben würde, das berauschte alle Herzen, und die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Füßen, den Einmarsch der preußischen Truppen zu erleben.

Meine Mutter und wir hatten eine Einladung von Freunden erhalten, welche auf dem Schloßplatze wohnten, und obschon der Weg von unserem Hause am Ende der Brüderstraße bis zum Schloßplatze nur so klein war, so nahmen wir es bei dem Wogen der Menschenmassen, die sich grade hier zusammendrängten, doch dankbar an, als Klemenz sich erbot, uns hinzubegleiten. Mein Bruder führte die Mutter und Caroline, Klemenz hatte mir den Arm gegeben, und da ich zu Hause Etwas vergessen hatte, und danach umkehren mußte, kamen wir von den Anderen ab, so daß wir das Haus unserer Freunde nur grade noch erreichten, als die Spitze des einziehenden Heeres schon die Schloßbrücke berührte, wo das am Fuße des Stand-

bildes des Kurfürsten aufgestellte Musikchor sie mit jubelndem Klange begrüßte.

Wir eilten die Treppe hinauf in den ersten Stock, in dem sich der Gesellschaftssaal befand, aber schon an der Thüre rief der Herr des Hauses uns entgegen: »Hier sind alle Fenster besetzt, hier werden Sie Nichts sehen. Führen Sie die Geheimeräthin oben hinauf in die Stube meiner Töchter, lieber Klemenz.«

Im Nu waren wir oben und am Fenster, denn die Fanfaren schmetterten ihre Freudentöne durch die Luft, daß mir die hellen Thränen aus den Augen stürzten. Gerade uns gegenüber auf dem Balkon des Schlosses standen die Prinzen und die Prinzessinnen, den General und die Truppen zu begrüßen. Alle Tücher wurden ihnen zum Willkomm entgegengeweht, Ausrufe der Freude, der Hoffnung, Segenswünsche schallten ihnen entgegen, man fühlte sich erlöst und frei, nun man den Mann in seiner Nähe hatte, der zuerst die Fesseln der Knechtschaft gebrochen und von sich geworfen hatte. Man muß sein Vaterland verloren gegeben haben, wie meine Zeitgenossen, um zu verstehen, wie man um dasselbe leiden kann, und was das freie Vaterland dem Herzen eines Jeden ist.

Zu meiner Rechten und zu meiner Linken standen Damen, die ich nicht kannte. Ich wendete mich um, ein befreundetes Antlitz zu sehen, und erblickte mit Entsetzen die todtenbleichen Züge, die thränenvollen Augen des Assessors.

»Um Gotteswillen, was fehlt Ihnen, was haben Sie?« rief ich ängstlich.

»Nichts, Nichts!« sagte er, aber ich wußte, was ihm das Herz zerriß, ich wußte, wie seit Wochen der Gram ihn verzehrte, nicht mitstreiten zu können für die Sache, der

er mit Leib und Seele hingegeben war. Ein tiefes Mitleid ergriff mich. Ich reichte ihm die Hand, er drückte sie mir still, aber die rechte Festesfreude war für mich zu Ende, seit ich Klemenz so unglücklich in meiner Nähe wußte. Ich hätte ihm meine Gesundheit geben, für ihn krank sein mögen, damit er nur fortgehen könnte, für das Vaterland zu fechten wie die Anderen, und in meiner Lebhaftigkeit sagte ich ihm das. Eine schnelle Röthe flog über sein schönes, bleiches Gesicht, mit einer heftigen Bewegung fuhr er sich durch das blonde Haar und über die Augen, als wolle er mir ihren Ausdruck verbergen, und zu einem Lächeln sich zwingend, sprach er: »Denken Sie nicht an mich, Sie haben an Besseres, an einen Besseren zu denken, als an einen armen zurückgebliebenen Invaliden.« Indeß der gezwungene Scherz klang noch viel trauriger in seinem Munde als die Klage, und der Ausdruck seiner Augen kam mir nicht mehr aus dem Sinn.

Den ganzen Tag blieb man in einer Aufregung. Bis es dunkel wurde, gingen Männer und Frauen durch die Straßen, um sich an dem Anblicke der Wachtposten zu erfreuen, die seit Jahresfrist zum ersten Male wieder von preußischen Truppen bezogen worden waren. Wo man einem preußischen Soldaten begegnete, begegnete man einem neuen Anlaß zu gerührter Begeisterung. Man stritt sich um die Ehre, sie in seinem Hause zu bewirthen, und wer zum Abend ein Billet erhalten hatte, der Theatervorstellung beizuwohnen, in welcher General York und seine Gefährten erscheinen sollten, der kam sich wie ein Auserwählter vor, und war ein Gegenstand des Neides für hundert Andere.

Klemenz hatte von seinem Chef für mich eine Ein-

ladung in seine Loge erhalten, und obschon meine Mutter mich in der Gesellschaft sonst nicht ohne ihren Schutz erscheinen ließ, machte sie diesmal zu Gunsten des ungewöhnlichen Ereignisses eine Ausnahme. Der Minister war ein Freund meines Mannes und seine Gemahlin bewies mir eine wahrhaft mütterliche Güte. Auch diesmal, als ich in die Loge eintrat, nahm sie mich freundlich bei der Hand und nöthigte mich, mich in der ersten Reihe niederzulassen. Ich wollte es ablehnen, sagte, ich könne ja stehen und über die Sitzenden fort noch Alles betrachten, sie wies es aber zurück.

»Nein, nein!« rief sie, »wir müssen unseren Helden das Schönste bieten, was wir haben, und es werden nicht Viele im Theater sein, die sich heut mit Ihnen messen können.« Damit ließ sie mich vortreten, und kaum hatte ich mich in meiner Verlegenheit niedergelassen, als ich hinter mir eine Stimme fragen hörte, wer ich sei.

»Die junge Geheimeräthin von Schlichting,« sagte meine Beschützerin.

»Unmöglich!« meinte der Andere, »ich glaubte, es wäre die Braut des Assessors.«

»Wie kamen Sie darauf?«

»O, weil das Paar so schön ist.«

Ich wagte nicht mich umzuwenden, ich wagte nicht rechts, nicht links zu sehen. Eine quälende Verwirrung hatte sich meiner bemächtigt, das Herz schlug mir, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Ob Klemenz jene Worte vernommen, weiß ich nicht. Aber er näherte sich mir den ganzen Abend nicht ein einziges Mal. Als die Vorstellung beendet war, und die Ministerin mich nach Hause fuhr, sagte er mir flüchtig

gute Nacht, und es vergingen einige Tage, ohne daß er bei uns erſchien.

Um ſo mehr dachte ich an ihn, aber ich wußte nicht, daß er es war, deſſen Abweſenheit mich beunruhigte, deſſen Anweſenheit ich erſehnte. Weil der Lauf der Poſten damals langſam und obenein nicht ſicher war, hatte Schlichting ſeine Briefe an uns ſtets durch die Couriere geſendet, die unaufhörlich zwiſchen Breslau und Berlin beſchäftigt waren, und alle Nachrichten hatte ich durch Klemenz erhalten, der dieſelben im Bureau des Miniſteriums für uns in Empfang zu nehmen und uns zu bringen pflegte. So konnte es denn geſchehen, daß ich in dem Glauben, mit Ungeduld die Briefe meines Mannes zu erwarten, mich nur nach Klemenz ſehnte, von dem ich ſie erhielt, und daß meine Freude, ihn zu ſehen, von meiner Mutter auf die Nachrichten von Schlichting bezogen wurde. Die Aufregung und die Zerſtreuung, in welcher ſich Alle bewegten, waren ohnehin dazu geeignet, über die Empfindungen zu täuſchen, die der Einzelne in ſeinem Inneren hegte, wenigſtens waren ich und meine Mutter Beide überzeugt, daß meine Anhänglichkeit für Schlichting durch die Entfernung gewachſen ſei, und daß mir, wenn Gott ihm die Rückkehr vergönne, trotz der Verſchiedenheit unſeres Alters, eine glückliche Ehe bevorſtehe.

Je mehr meine Mutter dies wünſchte, je eifriger und zuverſichtlicher ſie mir davon ſprach, um ſo feſter glaubte ich es ſelbſt, und da ich, ſo oft von meinem wunderbaren und glücklichen Looſe die Rede war, an Caroline denken mußte, die es offenbar als eine Kränkung anſah, neben mir als alterndes Mädchen dazuſtehen, ſo lag der Wunſch, auch ſie verheirathet zu

wiſſen, für mich nur zu nahe. Sie war weniger hart und heftig als in früherer Zeit, aber traurig und gedrückt, und wenn ich daneben den armen Klemenz auch ſo niedergeſchlagen fand, ſo kam mir oftmals der Einfall, wie dieſe Beiden einander vielleicht ein Troſt, und wohl gar ein glückliches Paar werden könnten, vorausgeſetzt, daß ſie einander näher träten, als bis jetzt geſchehen war.

Klemenz war allerdings unbemittelt, aber Schlichting hatte ihm eine Carriere eröffnet, er bezog ſchon ein nicht unbedeutendes Gehalt, und Caroline hatte Vermögen. Es ſchien mir alſo, als ob beiden Theilen nichts Erwünſchteres als ihre Verheirathung begegnen könne. Ich erging mich in Vorſtellungen, wie die Güte und Sanftmuth von Klemenz Carolinens Herz immer weicher und milder, wie ihre Pflege ihn, den Pflegebedürftigen, geſünder machen würde, wie wir ſie und die Mutter einſt als Gäſte auf unſerem Gute bewirthen, und wie alle Theile, beſonders aber auch Klemenz, es mir danken würden, daß ich ihm in meiner Familie auch eine Familie und eine Heimath bereitet hätte. Man denkt es ſich mit ſechszehn Jahren ſo gar leicht, die Menſchen glücklich zu machen, und ich vollends, der eine ſchöne Zukunft ſo unerwartet bereitet worden war, hatte das natürliche Empfinden, Anderen zu vergelten, was ich ſelbſt empfangen.

Klemenz, den mein Mann immer als ſeinen Pflegeſohn betrachtet, kam mir ſelber dadurch wie ein Verwandter und wie ein Schützling vor, und ich konnte es mir in den ſchönſten Farben ausmalen, wie auch Schlichting es mir danken würde, wenn ich ihm bei ſeiner Rückkehr einſt den Pflegeſohn als ſeinen Schwager vorführte. Ich gelobte mir, Niemand ſolle von meinem

Plane Etwas erfahren, ich wollte ihn allein zu Ende führen, und Caroline, die mich in guten Stunden manchmal ſcherzend ihre Tante hieß, weil ich des Onkels Frau geworden war, ſollte mich noch halbwege als ihre Schwiegermutter anzuſehen haben. Ich hatte bei allen dieſen Planen eine wahrhaft kindiſche Freude und ein Gefühl der Wichtigkeit und Unabhängigkeit, die mich heute noch lächeln und auch wieder nachdenklich machen, wenn ich daraus erſehe, wie argliſtig wir uns ſelbſt zu täuſchen wiſſen.

Es ſchien mir für meinen Zweck das Wichtigſte, daß Klemenz Vertrauen zu mir faßte, aber es war mir aufgefallen, daß er ſtets nur von meinem Manne, nie von ſich ſelber mit mir ſprach. Ich nahm mir vor, durch Beweiſe der Theilnahme ſeine Verſchloſſenheit zu beſiegen, indeß dazu mußte ich ihn eben öfter ſehen, und dies zu bewerkſtelligen, war für mich nicht leicht, als die äußeren Verhältniſſe mir ganz unerwartet hülfreich wurden.

Grade in jenen Tagen hatten ſich unter dem Protektorate der Prinzeſſinnen die Frauenvereine für patriotiſche Zwecke gebildet, und meine gütige Beſchützerin, die Frau des Miniſters, war eine der thätigſten Theilnehmerinnen derſelben. Da ſie aber ſchon betagt war und der Andrang von freiwilligen Gaben ſo ungeheuer groß, hatte ſie mich aufgefordert, mit einer ihrer Verwandten bei ihr die Gaben zu empfangen und zu regiſtriren, und Klemenz und ein anderer junger Hülfsarbeiter aus dem Miniſterium hatten ſich erboten, die weitläufige Correſpondenz zu beſorgen, welche durch die vielen Anfragen und durch die Ablieferungen nöthig wurden.

Klemenz war unter den Erſten geweſen, die zu

Gunsten des Vaterlandes auf die Hälfte ihres Gehaltes verzichtet, und seit er sich für die heilige Sache Entbehrungen aufzulegen hatte, war er ruhiger und zufriedener geworden. So weit seine Amtsarbeit ihn frei ließ, war er von früh bis spät im Bureau der Ministerin beschäftigt, denn es hatte sich ein solches aus der Nothwendigkeit erzeugt, und die Säle, in denen sich sonst die leichtlebende Gesellschaft bewegte, sahen jetzt fast wie Waarenlager aus.

Zu entbehren, Opfer zu bringen, galt Allen als das höchste Glück, Schmuck zu tragen wurde von uns beinahe als eine Schande angesehen. Nachdem ich mit heiliger Freude fast das ganze mir von meinem Manne ausgesetzte Geld dem Vereine übergeben, ließ es mir keine Ruhe, bis ich auch die geringen Werthsachen, die ich besaß, auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte. Es waren einige Paar Ohrgehänge, eine schwere goldene Kette, das Taufgeschenk der Großmutter, und ein kleiner Ring mit blauem Vergißmeinnicht, den die Mutter mir am Tage meiner Einsegnung gegeben. Den Trauring zu opfern, wie so Viele thaten, und einen eisernen Ring vom Vaterlande dafür anzunehmen, hielt eine unbestimmte Scheu mich ab. Klemenz und sein Gefährte verzeichneten, was von Werthsachen abgeliefert wurde, und beförderten es in die Münze, die es einschmolz; ihm hatte ich also auch meine kleinen Schmucksachen eingehändigt, und hatte eine große Freude, als ich erfuhr, daß die Kette allein vierzig Thaler werth gewesen.

Da eine Masse Leinwand einging, beschloß man, sie im Hause der Ministerin zu Wäsche und Verbänden zu verschneiden, und sie den Damen zuzutheilen, welche sich erboten hatten, sie zu nähen; und da dies Alles in

höchſter Eile betrieben werden mußte, ſo entſtand eine fabrikmäßige Thätigkeit daraus. Caroline, deren praktiſches Geſchick und deren Schnelligkeit in dieſer allgemeinen Aufregung eine wahre Befriedigung fanden, maß im Salon die Leinwand und ſchnitt ſo lange und ſo eifrig zu, bis ihr die Hände faſt erlahmten. Aber ſie war dabei viel heiterer, als wir Alle ſie je geſehen, ſie ſchien ihre unglückliche Liebe mehr und mehr zu vergeſſen, und ihr trauriger Haß gegen die Franzoſen läuterte ſich und erloſch in der Liebe für das Vaterland, von der ſie ſich überall umgeben fand.

Da ſie nun ebenfalls täglich mit Klemenz beiſammen war, lernte auch ſie ihn ſchätzen, und war er müde oder angegriffen, ſo nahm ſie, die eine perfekte Rechnerin war, und wirklich das kaufmänniſche Talent der Düval's geerbt zu haben ſchien, ihm einen Theil ſeiner mühſamſten Arbeiten ab. Sie hatten alſo immer mit einander zu thun, und es war erreicht, was ich einzuleiten gewünſcht hatte. Indeſſen kam es mir vor, als gehe Caroline zu weit in ihrer Bereitwilligkeit zu helfen, als ſei ſie koketter und freier gegen Klemenz, als es einer deutſchen Frau gezieme. Ich hätte ihr das ſagen mögen, aber ſie war zehn Jahre älter als ich, und obſchon ich verheirathet war, hatte ich im Innern eigentlich noch Furcht vor ihrer Strenge, während ein mir unerklärliches Gefühl mich abhielt, meine Mutter auch nur zu fragen, was ſie von Carolinens wiederkehrender Heiterkeit halte?

So waren ein paar Monate vergangen, der Krieg hatte begonnen, die erſten Schlachten waren geſchlagen, und wenige Tage vor meinem ſiebzehnten Geburtstage traf die Nachricht von der Niederlage bei Lützen ein. Die ganze Stadt war in der tödtlichſten Sorge, von

Stunde zu Stunde harrten die Einzelnen auf Nachricht von den Ihrigen, Tag und Nacht fuhr man empor, sowie sich Etwas auf den Treppen regte, denn immer meinte man, es könne ein Courier angelangt, es könne eine Nachricht gekommen sein.

Ich hatte das Glück der Liebe noch nicht gekannt, als ich die Angst der sorgenden Liebe kennen lernte. Es war nach Mitternacht und wir hatten uns seit einer Stunde niedergelegt, als wir die Glocke unserer Wohnung läuten hörten. Meine Mutter, Caroline und ich sprangen empor und warfen uns in die Kleider, denn das Mädchen meldete, Klemenz sei da und fordere uns zu sprechen. Daß er selber kam, daß er uns keinen Brief sendete, ließ uns das Schlimmste fürchten, und von Angst gefoltert, trat ich in das Zimmer.

»Lebt Schlichting?« riefen wir Alle wie aus einem Munde.

»Ja, Gott Lob, er lebt!« antwortete Klemenz.

»Ach, sprechen Sie, sprechen Sie, sagen Sie Alles!« bat ich flehend, »er ist schwer verwundet, er liegt hoffnungslos darnieder?«

Klemenz zauderte, endlich sagte er: »Verwundet ist er allerdings.«

Ich schrie auf im Schreck, meine Mutter wendete sich leidensgewohnt still von uns ab, Klemenz selber war sehr ergriffen. Die Vorstellung, daß Schlichting, daß mein Mann, daß der Onkel, denn unter diesem Namen liebte ich ihn immer noch am meisten, krank, verwundet, schmerzgefoltert, fern von uns im Lazarethe liege, sträubte mir das Haar auf dem Haupte, und ohne mich zu besinnen, rief ich: »Ich muß fort, gleich fort! helft mir, daß ich zu ihm kann!« — und ich weinte bitterlich.

Da zog Klemenz einen Brief hervor, den ein Waffengefährte Schlichting's geschrieben hatte. Es hieß darin: »Auch Schlichting ist verwundet. Die rechte Schulter ist ihm über dem Arme durchschossen und er fiebert heftig. Doch ist er vollkommen klar, und keine Gefahr für ihn vorhanden. Er ersucht Sie, diese Nachricht seiner jungen Frau zu bringen, sie aber in seinem Namen ausdrücklich zu bitten, daß sie sich keiner unnöthigen Besorgniß überlassen, und unter dem Schutze ihrer trefflichen Mutter ruhig die weiteren Nachrichten abwarten solle, die sie baldmöglichst erhalten wird.«

Ich verstummte vor dem Befehle. Klemenz gab uns alle Auskunft, die er noch erhalten hatte, dann entfernte er sich und wir blieben allein, ohne daß wir mit einander sprachen, meine Mutter und ich. Nur Caroline konnte denken, fragen, Plane, Vorschläge machen. Wir Andere waren wie benommen.

»Wärst Du nicht solch ein Kind,« sagte Caroline endlich, »könntest Du allein reisen, ich riethe Dir dennoch zu gehen. Mich an Deiner Stelle, mich sollte kein Befehl und keine Macht der Erde fern halten von dem Krankenlager meines Mannes. Aber Du freilich, Du kannst nicht gehen — und im Grunde, was solltest Du auch dort, so unerfahren wie Du armes Kind es bist?«

Ich bin überzeugt, es lag ihren Worten nur der ehrliche Ausdruck ihrer Stimmung zum Grunde, aber hätte sie die Absicht gehabt, mich noch tiefer in Muthlosigkeit und Trauer zu versenken, sie hätte es nicht anders machen können. In jenen Tagen, in denen Alles zu helfen, zu nützen bemüht war, als ein Wesen bezeichnet zu werden, das dem eigenen Manne, dem

Wohlthäter Nichts zu leisten, Nichts zu sein vermochte, das schien mir das Schwerste, das mich treffen konnte.

Tag und Nacht fand ich keine Ruhe, keinen Schlaf. Wenn ich müde bis zur Erschöpfung Nachts im Bette lag, und vor meinen wachen Augen die entsetzlichsten Bilder wechselten, so sah ich wohl zum Lager meiner Mutter hinüber, und auch sie war wach und hatte die Hände still gefaltet im Gebete. Ich gab kein Zeichen, daß ich sie beobachtete, aber in meinem Innern rief es: warum hat die Mutter ihn nicht geheirathet, die er zu sich fordern, die zu ihm eilen und ihn pflegen würde? Ich sah es, wie sehr sie um ihn sorgte, obschon sie mir stets Muth zusprach. Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß ich Unrecht gethan, die Hand des Onkels anzunehmen, daß ich ihn nicht verdiene, nie verdienen könne, und daß er mit meiner Mutter, ja selbst mit meiner Schwester besser daran gewesen wäre, als mit mir. Das entwurzelte mich aus dem Boden der Sicherheit, auf dem ich mich bisher bewegt hatte, und meine Gesundheit wurde davon angegriffen. Ich verlor alle Farbe, wurde mager, und eines solchen Kummers nicht gewohnt, kam er mir unerträglich vor.

Alles, was ich bisher im heiteren Lichte der Sorglosigkeit betrachtet, erschien mir jetzt in düsteren Farben. Ich machte es im Innern meiner Mutter zu einem Vorwurf, daß sie sich dieser Heirath, in der ich das Unglück unseres treuesten Freundes werden mußte, nicht entschieden widersetzt hatte, ich war gegen Caroline erzürnt, die mich davor gewarnt, als es zu spät gewesen war, ich verargte es meinem Manne, daß er mich wie ein überflüssiges Spielzeug zurückgelassen hatte, als er

seinen ernsten Weg gegangen war, und neben dem Allen und über dem Allen quälte und ängstigte mich noch eine Unruhe, eine Rastlosigkeit und Beklommenheit, die ich nicht zu bannen, mir nicht zu erklären vermochte.

War ich zu Hause, so wollte ich in den Verein und an die Arbeit, hatte ich mich mit Caroline dorthin begeben, so fühlte ich mich noch mehr gepeinigt. Man behandelte mich mit jener herablassenden Nachgiebigkeit, die man kranken Kindern angedeihen läßt, das machte für mein Gefühl meine Lage nur noch schlimmer.

Die Ministerin meinte, man müsse meine Reizbarkeit auf meine eigenthümliche Lage schieben, Klemenz stimmte ihr darin bei, nur Caroline behauptete, ich wisse nicht, was ich wolle, denn wenn mich Schlichting zu sich rufen sollte, würde ich dadurch nicht beruhigt und nicht hergestellt werden.

Sie verwies es Klemenz in meiner Gegenwart, daß er mich viel zu sehr beachte, ich sah es auch, wie sie ihn abzuziehen, ihn zu unterhalten, zu beschäftigen strebte, wenn er sich mir nahte. Einmal hörte ich, wie er ihr auseinandersetzte, daß man nicht vergessen dürfe, welch ein Unglück es sei, so jung schon um den Verlust seines Gatten zu sorgen, und wie sie ihm mit Seufzen antwortete: »Ein Unglück nennen sie das? Ein Unglück ist es, Niemand zu haben, der uns liebt, Niemand, für den man sorgt und leidet. Julie hat ein beneidenswerthes Loos! Und Schlichting wird genesen, Julie hat mit Allem Glück.«

Ich konnte nicht verstehen, was er ihr darauf erwiderte, aber ich sah den forschenden Blick der Theilnahme, den er auf sie richtete, ich sah, daß sie ihm die Hand gab, daß er sie ihr küßte, und eilte davon. Es

fuhr mir wie ein Schnitt durch's Herz: Sie liebten einander! Sie liebten einander! das hatte ich ja gewollt. Und in bittere Thränen ausbrechend, rief ich: »Ja, ich habe Glück in Allem!«

Am folgenden Tage war mein siebzehnter Geburtstag. Mutter und Geschwister, Freunde und Bekannte hatten meiner liebevoll fürsorgend gedacht, aber Niemand schien freudigen Dank von mir zu erwarten, denn noch fehlten die weiteren Nachrichten von Schlichting. Von Stunde zu Stunde harrte ich auf Klemenz. Eine Art von Aberglauben ließ mich hoffen, heute werde ich Botschaft erhalten, gute Botschaft, und Klemenz werde sie mir bringen.

Ich hatte kaum die Ruhe, meinen Besuchen die nöthige Rede und Antwort zu geben. Ich ging vom Sopha zum Fenster, vom Fenster zur Thüre und wieder zurück. Niemand tadelte meine Ungeduld, Jeder fand sie natürlich. Nur Caroline lächelte darüber, und als ich wieder einmal an das Fenster trat, an dem sie saß, sagte sie leise: »Klemenz wird vergessen haben, daß Dein Geburtstag ist.«

Alles Blut schoß mir in das Gesicht, ich wußte nicht, wie mir geschah, aber in dem Augenblicke sah ich Klemenz von der anderen Seite der Straße unserer Wohnung zuschreiten, und eilte hinaus, die Treppe hinunter, ihm entgegen.

Auf der Hälfte der unteren Treppe erreichte ich ihn. Er sah mich kommen, griff in die Brusttasche und rief: »ich bringe einen Brief und von ihm selbst.«

Damit zog er den Brief heraus, aber weil er auch ein Bouquet in der Hand hielt und ich so heftig nach dem Briefe langte, stießen wir gegen einander, der Brief sank zur Erde, und als ich und Klemenz uns gleichzeitig

bückten, ihn aufzuheben, fiel aus seiner Brust ein Ring hervor, den eine goldene Kette festhielt. Er verbarg ihn mit Blitzesschnelle, aber ich hatte es gesehen, es war mein Ring, es war meine Kette.

Klemenz konnte keine Sylbe sprechen. Er war blaß wie der Tod, als er in das Zimmer trat, und wie ich hinaufgekommen, weiß ich selbst nicht mehr. Ich hielt das Rosenbouquet und den Brief in meinen Händen, ich lachte und weinte durch einander, ich fiel meiner Mutter, meiner Schwester, den anwesenden Damen um den Hals, drückte mein Gesicht in die Rosen — aber den Brief zu öffnen hatte ich vergessen.

Meine Mutter that es an meiner Stelle. Schlichting hatte selbst geschrieben. Es waren nur wenige Zeilen, aber sie trugen das ganze Gepräge seiner Güte. Auf dem Wege völliger Genesung bat er uns, nicht um ihn zu sorgen, und sogar meines Geburtstages hatte er in seiner Krankheit noch gedacht, und mir Glück dazu gewünscht. Er hoffte bald hergestellt zu sein, und in nicht zu langer Zeit seinem Regimente, das weiter vorgerückt war, nachfolgen zu können. Alle waren gerührt. Man nannte es einen schönen Zufall, daß der Brief grade an dem Tage eingetroffen war, man pries mich glücklich.

Und Gott weiß es, ob ich glücklich war! Wie mit einem Zauberschlage war ich umgewandelt, ich war voll einer stillen, ungekannten Seligkeit. Jedes Wort, das man zu mir sprach, preßte mir Freudenthränen aus, aber ich konnte nicht reden, sondern träumte nur so still vor mich hin, daß ich es kaum bemerkte, als Klemenz sich empfahl und fortging.

Mir war er anwesend, denn ich dachte nur an ihn. Was hatte ich denn noch an meinen Mann zu denken,

wenn er gesund war? Es stand ja Alles fest zwischen uns, ich wußte Alles — aber Klemenz!

Er hatte die Kette und den Ring gekauft, ich selber hatte die Bezahlung in den Registern vermerkt gefunden, und seine Mittel reichten jetzt kaum hin für das, was er nothwendig brauchte? Wie theuer mußten diese Sachen ihm gewesen sein, ihm, der alles Entbehrliche dem Vaterlande opferte. Sie waren ihm also unentbehrlich gewesen, er hatte sie haben, sie besitzen müssen — o, er war mir selber unentbehrlich!

Ich empfand das mit Entzücken, ich sagte mir es hundert- und tausendmal, daß ich ihn liebte, daß er mich liebte, — aber ich fragte mich nicht, was daraus werden solle, werden könne? Ich war versenkt in einen Wonnerausch, und den Abend und die Nacht, welche ich in dem Gedanken an diese erste Liebe hingebracht, nenne ich unbedenklich auch noch heute, wo ich aus weiter, stiller Ferne zurückschaue auf jene Zeit, die glücklichsten Stunden meines ganzen Lebens.

Am anderen Morgen, als die Mutter mich fragte, wann ich Schlichting schreiben würde, erschrak ich über diese Vorstellung. Ich hätte es aufschieben mögen, aber wie sollte ich diese Verzögerung erklären?

Ich nahm Papier und Feder, indeß es kam mir kein Gedanke. Zwei-, dreimal schrieb ich: Lieber Onkel! — und immer besann ich mich dann wieder, daß der Onkel ja mein Mann sei, daß ich ihn: Lieber Schlichting! genannt habe seit unserer Trauung, und daß ich ihn auch jetzt also nennen müsse. Ich saß und saß. Je länger ich nachsann, was ich ihm sagen solle, desto fremder kam er mir vor. Dem Onkel, den ich liebte, hätte ich Alles gestehen mögen, ja es wäre mir eine Wollust gewesen dies Geständniß

vor dem gütigen, treuen Freunde; aber meinem Manne davon zu ſprechen — die Feder fiel mir aus der Hand, alle meine goldene Freude verſank in dem Bewußtſein meiner Schuld. Wie ein Geſpenſt erhob ſich vor mir der Gedanke, daß ich dem Onkel Treue gelobt, daß ich ihm, meinem Manne, untreu ſei, daß ich einen Anderen liebe, und daß dieſer Andere eben Klemenz ſei, der Pflegeſohn meines Mannes, der ihm Alles, Alles dankte.

Niedergeſchmettert von dieſer Vorſtellung hätte ich mich meiner Mutter in die Arme werfen, ſie um Schutz, um Hülfe anflehen mögen, aber ich kam mir ſo elend, ſo gottverlaſſen vor, daß ich mich ſcheute, meine Verzweiflung auf die Seele meiner Mutter zu übertragen, und obenein kannte ich ihre Anſicht, daß man mit ſeinen Irrthümern am beſten ſchweigend fertig werde. Oftmals hatte ſie es im Geſpräche hingeworfen, daß die glückliche Zukunft jeder Ehe auf dem ſchweigenden Ertragen der Gatten gegründet ſei, und daß der treueſte, liebevollſte Vertraute ein Feind des ehelichen Friedens werden könne. Ich wollte alſo ſchweigen, aber es drückte mir faſt das Herz ab.

Man muß es wiſſen, mit welcher heiligen Verehrung damals Jeder auf die Männer blickte, die im Felde ſtanden, man muß die Frömmigkeit gekannt haben, mit welcher in unſerem Kreiſe Männer und Frauen nach ſittlicher Erhebung, nach untadeliger Reinheit ſtrebten, um die Größe meines Schmerzes annähernd zu begreifen. Während er auf dem Felde der Ehre ſein Blut verſtrömte für die deutſche Erde, für den deutſchen Herd und die Aufrechterhaltung deutſcher Zucht und Sitte in der Freiheit des Vaterlandes, ſprach ich in meinem Herzen dieſer Zucht und Sitte Hohn. Während

er krank an seinen ehrenvollen Wunden da lag, hatte ich, der er daheim seinen Namen anvertraut, mich eingewiegt in einen Selbstbetrug, zu dem meine strafbare Liebe mich verleitet.

In wenigen Minuten entwickelten sich diese Ideen furchtbar klar in mir, wenige Minuten reiften das unerfahrene Mädchen plötzlich zum Weibe, und mit dieser Reife kam die Kraft der gewaltigsten Leidenschaft über mich. Das Bewußtsein meiner Schuld war der Dämon, welcher meine sanfte, stille Liebe zu maßloser Heftigkeit entzündete. Ich schrieb schnell an Schlichting. Ich erinnere mich kaum, was ich ihm gesagt habe. Es waren Worte, von denen meine Seele gar Nichts wußte. Ich sah, ich empfand Nichts, als meine Leidenschaft, meine Schuld und das Bedürfniß, mich von ihnen zu befreien. Ich mußte Klemenz sprechen, ihm klar machen, auf welchem Pfade wir uns befänden, und dann ihn niemals, niemals wiedersehen. Das stand fest in mir, aber ich weinte blutige Thränen schon bei dem bloßen Gedanken daran.

Der Minister besaß ein Haus am Ende des Thiergartens und war vor einigen Tagen nach dieser Sommerwohnung gezogen. Seine Frau hatte mich eingeladen, dort hinaus zu kommen, und am Nachmittage jenes Tages machte ich mich auf den Weg in der Erwartung, Klemenz dort zu sehen. Und diese Erwartung trog mich nicht.

Als ich in dem Landhause ankam, fand ich meine Beschützerin nicht zu Hause. Sie war zu dem Frauencomité gefahren, der Diener hatte aber die Weisung erhalten, mich zum Bleiben aufzufordern. Er öffnete mir das Gartencabinet, und überließ mich mir selber,

der gefährlichſten Geſellſchaft, die ich damals haben konnte.

Das Herz hat ſeine unwiderleglichen Ahnungen. Kaum hatte ich das Zimmer betreten, als es mir zur unumſtößlichen Gewißheit wurde, daß ich Klemenz hier, grade in dieſem Raume ſehen würde, und es war mir, als hätte ich ſchon einmal hier geſeſſen, als hätte ich hier ſchon einmal irgend Etwas erlebt. Bald ſann ich darüber, was es denn geweſen, bald fragte ich mich, ob ich vielleicht von dieſem Zimmer einſt geträumt, aber das war unmöglich, denn ich hatte es nie zuvor betreten, und doch kannte ich Alles in demſelben auf das Genaueſte.

Dieſe Tapeten, zwiſchen deren grünem Weinlaube Liebesgötterchen hervorſahen, dieſe niedrigen Möbel von ſchwarzem Ebenholz mit Bronze verziert, dieſe Polſter von grünem Gros de Tour, und die Kupferſtiche, welche Scenen aus dem engliſchen Landleben darſtellten, dies Alles hatte ich ſchon geſehen. Vor dem großen Blumenkorbe in der Mitte des Zimmers, in welchem die damals noch ſeltenen Hortenſien blühten, hatte ich ſchon geſtanden, grade ſo war das Licht durch die Thüre gefallen und hatte die Blumen purpurn erglänzen laſſen, als —

Was geſchah nur damals? und wann war es? fragte ich mich immer und immer wieder, nahm immer und immer wieder eine der Hortenſien in die Hand, als müſſe ſich daran das Weitere anreihen, wie man nicht müde wird, die Verſe eines Gedichtes zu wiederholen, deſſen Fortſetzung man vergeſſen hat. Aber ich ſtand und ſtand, bis ich förmlich mir ſelbſt mit meinen Gedanken entrückt war und träumend hinausſchaute

auf den grünen Rasen, der sich hinter dem Hause ausbreitete.

»Störe ich Sie?« fragte plötzlich eine Stimme neben mir. Ich fuhr empor, es war Klemenz, aber ich konnte ihn nicht sehen, denn ich war geblendet von dem langen starren Schauen in das Licht. Goldene Kreise und Funken schwammen vor meinen Augen, daß mir eigentlich war, als träume ich noch immer, als sei auch die Stimme, welche ich vernommen, nur ein Erzeugniß meiner Phantasie. Der Kopf schwindelte mir, ich mußte mich an den Blumenträger stützen.

»Ich fürchte, ich störe Sie, gnädige Frau!« wiederholte Klemenz, und er mochte wohl betroffen sein durch den Zustand von Verwirrung, in dem ich mich befand. Doch ich raffte mich zusammen.

»Nein, ich erwartete Sie,« gab ich ihm zur Antwort. Er sah mich erstaunt an.

»Sie erwarteten mich?« fragte er.

»Ja, ja, fragen Sie mich Nichts, ich wußte, ich fühlte es, daß Sie kommen würden, kommen müßten!« sagte ich mit einer Schnelligkeit, die ihm meine Aufregung nur noch deutlicher verrathen mußte, — »ich mußte mit Ihnen sprechen.«

»Gnädige Frau!« rief Klemenz — aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen.

»Sprechen Sie Nichts, sagen Sie mir Nichts, ich weiß Alles, Klemenz, so kann es zwischen uns nicht bleiben!«

Wie ich die Worte hervorgebracht, ich begreife es nicht. Ich hätte sie mit meinem Leben zurückerkaufen mögen, denn kaum daß ich sie gesprochen, fühlte ich, was ich damit gethan. Indeß es war zu spät, und wie fortgerissen von einer unwiderstehlichen Macht, fuhr ich

fort: »Klemenz, Sie haben meine Kette, meinen Ring nicht abgeliefert, ich sah sie gestern an Ihnen. Ich weiß es, o ich weiß es! — Bei Allem, was Ihnen heilig ist, geben Sie mir die Sachen wieder, Sie dürfen sie nicht behalten, so gern — so gern ich sie Ihnen ließe. Schlichting ist mein Mann, er ist Ihr Wohlthäter — es muß anders werden, es darf so nicht bleiben — ich sehe Sie nicht wieder, niemals — und müßte ich daran vergehen.«

Ich konnte Klemenz nicht ansehen, während ich zu ihm sprach, ich weiß nicht, was er empfunden haben mag, bei dem verwirrten Geständniß, das meine Leidenschaft mir entriß, und dessen letzte Worte meine athemlose Angst verschlang. Ich wendete mich von ihm, denn mir fehlte die Kraft, diesen Zustand länger zu ertragen. Ich wollte das Zimmer verlassen, ich hatte ja Alles gesagt, Alles gethan, das entscheidende Wort gesprochen. Aber in demselben Augenblicke fühlte ich meine Kniee von seinen Armen umschlungen, er lag zu meinen Füßen und bedeckte mein Gewand mit seinen Küssen.

»Lassen Sie mich!« rief ich und versuchte mich loszureißen, aber er hielt mich nur um so fester.

»Nein, nein!« sagte er, »ich will ihn festhalten diesen Augenblick, der mir nicht wiederkehren kann. Sie müssen mich hören, ein Mal, ein einziges Mal muß ich es Dir sagen, wie ich Dich geliebt, von der Stunde an, da ich Dich zuerst gesehen, wie alle meine Gedanken nur auf Dich gerichtet sind, wie ich nicht von Dir lassen kann, so lange ich lebe, und wie ich es als einziges und letztes Glück erflehe, zu sterben, bald zu sterben mit Deinem Namen auf den Lippen.«

»Gott, Gott!« flehte ich in meiner Herzensangst,

»was ſoll ich thun? — Stehen Sie auf, Klemenz, ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie auf!« Ich neigte mich, ihn emporzurichten, da ſprang er auf, zog mich an ſeine Bruſt, und hingeriſſen von dem eigenen Herzen hing ich an ſeinem Halſe, fühlte ich ſeine heißen Küſſe auf meinen Lippen.

Aber der Taumel der Leidenſchaft währte nur einen kurzen Augenblick. Seine Arme ließen mich los, ich empfand die brennende Reue, welche er fühlte, ich trug die Schuld von Allem, denn meine Unbeſonnenheit hatte ihm das Geſtändniß entlockt, den ganzen Vorgang herbeigeführt.

Wie gelähmt ſtanden wir einander gegenüber. Ich befand mich wieder vor dem Blumenkorbe, noch ſchien die Sonne ſo purpurn auf die röthlichen Hortenſien, noch funkelte der Glanz draußen auf dem Raſen, aber ich ſah das Alles durch den Farbenſchimmer meiner Thränen, und jetzt wußte ich, was ich an dieſer Stelle erlebt, und daß ich dieſes Zimmer nicht vergeſſen würde.

Eine ganze Weile mochte dieſer Zuſtand gedauert haben. Es war ſtill in uns, wie nach dem Toben eines heftigen Sturmes. Endlich athmete Klemenz tief auf, nahm die Kette und den Ring von ſeinem Halſe und reichte ſie mir wortlos hin. Dann ging er fort. Unter der Thüre wendete er ſich noch einmal um und ſah mich lange an. »Leben Sie wohl, für immer!« ſagte er leiſe — und ich war allein — und wie allein! mit meinem Schmerze, mit meinem Schuldbewußtſein und mit meinen ſiebzehn Jahren.

Die Ankunft der Miniſterin zu erwarten, ſchien mir unmöglich. Ich ſagte, es werde mir zu ſpät, und ging nach Hauſe. Als ich in unſerer Wohnung anlangte, fand ich die Mutter und Caroline, die einen

Beſuch gemacht hatten, ebenfalls zurückgekehrt. Sie nähten Hemden für das Heer, und ich konnte Nichts thun, als mich mit gleicher Arbeit ihnen gegenüber niederſetzen. Sie fragten mich, ob die Miniſterin zu Hauſe geweſen ſei, ſie wollten wiſſen, ob das Landhaus ſchön eingerichtet, ich antwortete auf das Alles ſo gut ich konnte, und ich nähte auch ſo ſchnell und ſo gut ich konnte.

Aber wie ſchwer mir damals die Beſchränkung der Frauen, wie martervoll mir ihr enges Leben in der Häuslichkeit erſchienen iſt, das habe ich noch heute nicht vergeſſen. Die Stube kam mir wie ein Gefängniß vor, die Häuſer drüben, die ſchon grau im Schatten lagen, wie Steingebirge. Ich hätte, ich weiß nicht was darum gegeben, hinauslaufen zu können in das Freie, immer der ſinkenden Sonne nach, ohne Plan, ohne Ziel, nur vorwärts, nur fort, nur laufen, bis in die tiefe, tiefe Nacht, bis in die weite, weite Ferne! — Und ich wagte nicht, das Zimmer zu verlaſſen, aus Furcht vor der Frage, wohin ich gehe, weshalb ich nicht bei den Anderen bleibe? Die bürgerliche Erziehung birgt neben ihren Vorzügen ein Element der Sklaverei in ſich, von der jede Frau zu leiden hat.

Nach dieſem Abende gingen zwei Tage für mich ohne inneres Merkmal hin. Unter dem Vorwande der Krankheit blieb ich aus dem Hauſe des Miniſters fort, und ich war wirklich nichts weniger als geſund. Caroline, die täglich hinging, und die ich fragte, wen ſie dort geſehen habe und was dort vorgefallen ſei, berichtete Alles, nannte aber Klemenz nicht, und nach ihm zu fragen, fehlte mir der Muth.

Endlich am dritten Abende kam ſie früher als

gewöhnlich heim und trat mit dem Ausrufe in das Zimmer: »Denkt Euch, Klemenz iſt gefährlich krank!«

»Wer ſagte Dir's? Was fehlt ihm?« fragte die Mutter, der ſein mildes Weſen und ſein edler Sinn ihn längſt ſchon werth gemacht, und es war gut, daß meine Mutter die Frage ſtellte, denn ich wäre nicht fähig geweſen, ſie zu thun.

»Er hat einen Blutſturz gehabt, der Miniſter ſelber ſagte es.«

»Aber wann denn? wann iſt's geſchehen?« fragte die Mutter.

»Vor drei Tagen. Er iſt in der Sommerwohnung des Miniſters geweſen, ſchnell nach Hauſe gegangen und kaum dort angelangt, hat er den Anfall erlitten. Sie ſagen, er ſei ſehr, ſehr krank!« berichtete ſie, und brach dabei mit der ihr eigenen Heftigkeit in Thränen aus.

»Caroline!« rief die Mutter mit Erſtaunen, »was bedeutet das?«

»O, Nichts, Nichts! ich habe eben kein Glück auf der Welt!« — und ſie weinte noch heftiger. Ich ſaß ſprachlos da und hatte keine Thräne.

Ihr ganzer Zuſtand war mir unerklärlich. Ich hatte geglaubt, ſie allein habe meine Liebe errathen, ich hatte mich von ihr mehr, als ich wünſchen konnte, beobachtet geglaubt, und es längſt bereut, ſie gefliſſentlich mit Klemenz in Berührung gebracht zu haben, es war in den Augenblicken meiner Verblendung wohl auch meine Eiferſucht rege geworden gegen ſie, aber daß ſie ihn liebte, ſo heftig liebte, darauf war ich nicht vorbereitet geweſen.

Die Mutter ſprach ihr Troſt ein, indem ſie an Beiſpielen bewies, wie lange Menſchen oft nach ſolchen Anfällen geſund gelebt; aber kaum hatte ſie das

Zimmer verlaſſen, als Caroline ſich von dem Sopha aufrichtete, auf das ſie ſich geworfen, und mir um den Hals fiel.

»Julie,« redete ſie, »ich weiß es, Du biſt gut. Leiſte mir den höchſten Dienſt, den ein Menſch mir leiſten kann, und ich will ihn Dir danken, ſo lange ich lebe. Ich muß, ich muß ihn ſehen.«

»Du?« rief ich, »Du willſt Klemenz ſehen?«

»Verwundere Dich nicht, ſondern hilf mir lieber,« ſagte ſie mit der Strenge, die ſie gleich annahm, wo ihr ein Widerſtand entgegentrat. »Hilf mir, denn Du kannſt es. Klemenz iſt der Pflegeſohn des Onkels, Du kannſt den Pflegeſohn Deines Mannes nicht ſo auf dem Krankenbette liegen laſſen, Du darfſt es nicht, ohne daß Du ihn ſiehſt. Gehe zu ihm, nimm mich mit, die Mutter muß uns begleiten. Es wird ihm eine Wohlthat ſein, und mir — mir giebſt Du mehr als das Leben damit.«

Der Kampf in meinem Herzen war ſehr ſchwer. Ich wußte mir in meiner Todesangſt, in der Sorge um den Geliebten nicht zu helfen, nicht zu rathen. Sollte ich hingehen? —

Wie gern hätte ich das gethan, wie zog es mich zu ihm! — Indeß welche Wirkung konnte es auf ihn machen — und was würde Schlichting davon denken? Konnte ich, durfte ich den Eingebungen eines Herzens folgen, das ſich ſchon ſo weit verirrt? Sollte ich Klemenz ein Wiederſehen bereiten, da er ſelbſt mir Lebewohl geſagt für immer? Ich ſchwankte und rang, mehr als ich ſagen kann, bis ich endlich zu einem Entſchluſſe gelangte. »Ich will die Mutter bitten hinzugehen,« ſprach ich, »Du kannſt ſie dann begleiten.«

»Ich?« rief ſie, »wenn Du, wenn die Frau ſeines

Pflegevaters ihn nicht ſehen mag? Wie käme ich allein dazu? Was habe ich für ein Recht an ihn? Wen rührt es denn, daß ich ihn liebe? Wer hat denn ein Herz für das, was ich empfinde?«

Ich wurde immer unentſchloſſener, immer ſchwankender. Es koſtete mich nur ein Wort und ich ſah ihn wieder! Es war ſo natürlich, daß ich ihn beſuchte unter dem Schutze meiner Mutter. Die Erfüllung ſeiner Wünſche ſo nahe zu ſehen und ſie ſich verſagen zu müſſen, iſt ſehr hart, aber diesmal trug das Gefühl meiner Pflicht den Sieg davon.

Mit einer erheuchelten Ruhe, die anzunehmen ich mich kaum fähig geglaubt, ſagte ich: »Halte mich nicht für theilnahmlos, Caroline, aber mein Beſuch kann dem Armen gar Nichts nützen. Ein Beſuch von drei Perſonen iſt auch zu viel im Krankenzimmer, Du und die Mutter, Ihr könnt ja gehen.«

Caroline ſah mich forſchend an, ich hielt ihren Blick ſtandhaft aus, ſo ſchwer mir's wurde.

»Du biſt ſehr vorſichtig!« meinte ſie ſpöttiſch.

»Da ich meinem Manne nicht an ſein Krankenlager folgen ſollte,« entgegnete ich, »dünkt mich's auch nicht recht, wenn ich zu Klemenz gehe.«

»Du haſt ihn aber doch geſprochen an dem Nachmittage, ehe er erkrankte!« ſagte ſie und ſah mir wieder ſcharf in's Angeſicht.

»Ja, ich erzählte Euch ja gleich davon,« antwortete ich in dem früheren Tone.

»Und war er denn wohl? Was that er denn? Klagte er Dir Etwas? Sah er übel aus?« fragte ſie noch immer aufgeregt, aber nicht mehr mit dem früher kundgegebenen Argwohn.

Ich gab Beſcheid, ſo gut es möglich war, und als

unſere Mutter wiederkehrte, machte ich ihr den Vorſchlag, den ich als Bitte ausſprach, ſie möge doch mit Carolinen nach dem Kranken ſehen. Sie hatte für ihre Perſon ſchon ſelbſt daran gedacht, und es koſtete kaum eine Ueberredung, daß ſie Carolinen mit ſich nahm. Man war es damals ſo gewohnt, junge Frauenzimmer an dem Krankenbette und bei den Verwundeten zu ſehen, daß ſolch ein Beſuch als etwas ſehr Natürliches erſchien. Wir packten einige Orangen und andere Erfriſchungen zuſammen, dann machten ſie ſich auf den Weg, und ich genoß die einzige Wohlthat, für die ich in dieſem Augenblicke empfänglich war, — ich blieb allein.

Daß Klemenz ſterben würde, war mir außer allem Zweifel, daß ich ſeinen Tod herbeigeführt, daß Gott ihn zulaſſe zu meiner Strafe, das ſtand ebenſo unumſtößlich in mir feſt, und mit meinem blutenden, geängſtigten Herzen flüchtete ich zu ihm, der Alles weiß und die Quelle aller Gnade iſt. Im ſtrengen Calvinismus auferzogen, kniete ich zum erſten Male in meinem Leben zum Gebete nieder, und laut betend mit einer bis dahin nie empfundenen Inbrunſt flehte ich um Troſt und Rath.

Mögen die modernen Philoſophen auch das Daſein eines Gottes läugnen und den Menſchen als das Höchſte bezeichnen, wer ſich ſo herzzerriſſen und rathlos, ſo ohnmächtig und hülfsbedürftig fühlt, wie ich in jener Stunde, der vermag es nicht zu glauben, daß er das Letzte und das Höchſte ſein ſoll, der hat das unabweisliche Bedürfniß, ſich an ein allweiſes, allmächtiges Weſen anzulehnen und von ihm den Rath und die Hülfe zu erflehen, die er in ſich nicht findet

und die ihm zu Theil wird mit dem Glauben, daß dieſe Hülfe für ihn exiſtirt.

Mich hatte das Gebet in jener Stunde förmlich neugeboren. Ich wußte, was ich zu thun hatte, meinen Irrthum zu büßen, und mich vor weiterer Verſtrickung zu bewahren. Als meine Mutter nach Hauſe kam, war ich gefaßt und voll entſagender Kraft.

Sie ſtellte den Zuſtand des Kranken zwar nicht als unbedeutend dar, aber ſie ſagte, eine augenblickliche Gefahr ſei durchaus nicht vorhanden. Es laſſe ſich im Gegentheil eine baldige Herſtellung von dieſem Anfalle erwarten, und Klemenz hatte auch zu ihr davon geſprochen, daß er gleich nach ſeiner Geneſung an alle ſeine Geſchäfte zurückzukehren denke. Die Mutter hatte ihn gefragt, ob er Schlichting von ſeiner Krankheit unterrichtet habe, und da das nicht geſchehen, war ſie in das Nebenzimmer gegangen, um an ſeinem Schreibtiſch einige Zeilen für meinen Mann zu ſchreiben, welche ſie dann auf dem Heimwege ſelbſt in der Kanzlei des Miniſteriums zur Beförderung abgeben wollte.

Während die Mutter dieſes erzählte, ſah Caroline mich mit unverwandtem Blicke an, und kaum hatte jene ſich entfernt, als ſie ſich mit der Frage an mich richtete: »Und Du erkundigſt Dich nicht einmal, ob er Dir, der Frau ſeines Wohlthäters, keinen Gruß geſendet?«

»Ich dachte im Augenblicke nur an die Gefahr, in der er ſchwebte,« antwortete ich.

»Julie!« rief meine Schweſter, »warum verbirgſt Du Dich vor mir? Hältſt Du mich für ſo blind, daß ich nicht in Deinem Herzen geleſen hätte?« Ich war keiner Antwort mächtig, der Athem ſtockte mir faſt in

der Bruſt. Was ich aller Welt verborgen glaubte, das wußte Caroline, grade Caroline! Mein erſchrecktes Schweigen wurde ihr ein Zugeſtändniß. Sie nahm mich an der Hand und zog mich zu ſich. »Weißt Du es nun,« ſagte ſie, »wie es ſchmerzt? Begreifſt Du es jetzt, was ich gelitten habe?«

Ich verſtand ſie nicht recht, denn ich ſah keine Aehnlichkeit zwiſchen ihrem Schickſal und dem meinigen, aber ich hatte ſo ſehr das Bedürfniß, mir das Herz auszuweinen, daß ich erquickende Thränen an ihrer Bruſt vergoß. Sie hielt mich umfangen und ſtreichelte mir das Geſicht. Ich glaube, es war das erſte Mal in meinem Leben, daß wir uns ſo nahe kamen, daß ſie mir wie eine ältere, beſchützende Schweſter erſchien. »Weißt Du es noch,« ſprach ſie, »wie ich Dich beklagte, als ſie Alle ſo voll Freude waren über Deine Heirath?«

Ich erinnerte mich nur zu gut des unheimlichen Eindruckes, den ihre Worte mir an jenem Morgen gemacht, und hatte in dieſen letzten Tagen oft mit meinen Gedanken darauf verweilt.

»Armes, armes Kind!« ſagte ſie wieder wie damals, »und« — fügte ſie nach kurzer Pauſe hinzu — »und was würde erſt aus Dir werden, wenn Klemenz dieſe Liebe theilte!« Ich richtete mich auf, ich ſah ſie mit meinen weinenden Augen an, denn ich begriff ſie immer weniger. »Was hat Dir Klemenz denn geſagt?« fragte ich leiſe.

»Geſagt?« wiederholte ſie, »was brauchte er es mir zu ſagen? Ich fühlte, ſeit er zum erſten Mal zu uns kam, wie ſehr wir uns verſtanden, wie gleich wir dachten. Er, er und ich, wir waren auch die Einzigen, die Dich ſchweigend beklagten in der Trauungsſtunde.

Ich ſah den Blick, den er auf Dich richtete und der ſich dann zu mir wendete, gleichſam Verſtändniß ſuchend. Ein paar Tage ſpäter hatten wir an einem Abende, als hier Alles von Gratulationsbeſuchen für Dich voll war, im Cabinette eine lange und ernſte Unterredung über die Liebe und die Ehe. Alles, was er ſprach, war mir aus dem Herzen geſprochen, löſte die Starrheit des Schmerzes von meiner Bruſt. Gleichheit aller Lebensbedingungen, ſagte er, iſt die Wurzel der Liebe, wo dieſe Gleichheit fehlt, bleibt das Unglück der Ehe ſelten aus. Er that, als bezöge er es auf Dich und den Onkel, aber ich fühlte, daß er die Verblendung meinte, mit der ich mich einem Manne verlobt, der nicht meines Volkes, nicht meines Glaubens geweſen, und als ich ihm erſchüttert von ſeiner Theilnahme die Hand reichte, drückte und küßte er ſie mit ſolcher Liebe — ja, es war ſchon damals Liebe, ich weiß es jetzt! — daß mir das innerſte Herz erquickt ward, und — ſeit dem Tage lebe, hoffe, liebe ich wieder!«

Sie warf ſich mir bei den Worten um den Hals: »Vergieb mir, vergieb mir!« rief ſie, »daß ich Dir mein Glück, mein ſchmerzliches Glück auszuſprechen wage, wo Du ohne Hoffnung, wo Du voll Entſagung ſein mußt; aber ich habe ja auch ſo lange und ſo ſchwer geduldet.«

Mir war als verwirre mich ein wüſter Traum. Bald hörte ich die ſchärfſte Wahrheit, wenn Caroline mir erzählte, wie ſich in dem und jenem Zuge meine wachſende Liebe ihr verrathen, bald wieder glaubte ich meiner Sinne nicht mächtig zu ſein, wenn ſie die Verſuche, die ich früher gemacht, ſie und Klemenz einander näher zu bringen, als Begegnungen anſah, welche er

mit ſeiner Berechnung herbeigeführt. Einzelne Aeußerungen, die er gethan, über das Bedenkliche, welches eine reiche Heirath für den Mittelloſen habe, hatte ſie ebenfalls auf ſich bezogen, und daß er ſich mir oft ausſchließlich zugewendet, war ihr ein Beweis geweſen, daß er, ihrer Liebe ſich nicht ſicher fühlend, ſie nicht habe beunruhigen oder einer ihr nicht erwünſchten Beobachtung ausſetzen mögen. Sie erzählte mir das Alles in der höchſten Aufregung, ich hörte ihr ſprachlos zu.

»Den ganzen Tag über,« ſagte ſie, »hatte ich es überlegt, wie ich es machen ſollte, ihn nur einen Augenblick allein zu ſprechen, denn wo ich liebe, ſchwindet jede Rückſicht und vollends dieſem Herzen gegenüber! Aber ich ſah keine Möglichkeit dazu, als plötzlich Gott ſelbſt, glaube ich, es der Mutter eingab, an Schlichting ſchreiben zu gehen. Ich ſaß an ſeinem Sopha; als die Mutter ſich entfernt hatte, gab ich ihm die Hand.

»Ich hatte eine Ahnung, daß Sie kommen würden,« ſagte er, »daß der Himmel mir dieſen Troſt vergönnen würde.«

»Troſt?« fragte ich, »wozu bedürfen Sie des Troſtes, Sie werden geneſen und — Sie werden ja geliebt!« Ich ſagte das, weil ich es ſagen mußte, fuhr ſie ſich entſchuldigend fort, »aber ſo ergriffen ich auch war, Klemenz' Erſchütterung übertraf doch Alles, was ich erwartet hatte. Er hob beide Hände, wie in Ekſtaſe in die Höhe und ſagte: »Gott, das will verdient ſein, und ich will's verdienen, treu verdienen! Sagen Sie — « Da trat die Mutter ein und er verſtummte. Aber er hielt meine Hand feſt, und als wir dann gingen, als ich mich neigte, noch einmal

ſeine liebe Hand zu faſſen, drückte er die meine mit Leidenſchaft an ſeine Lippen und ſprach noch einmal nur mir vernehmbar: »Ich will's verdienen!«

Sie ſchwieg und ich — was konnte ich ſagen? — Es war unwiderleglich, Klemenz hatte ſich Carolinen genähert, weil er ſie für eine ſchweigende und theilnehmende Vertraute ſeiner unglücklichen Liebe angeſehen, und noch in dieſer Stunde hatte er ſie für einen Boten gehalten, den ich ihm zum Troſt geſendet. Was daraus werden, wie das enden ſollte, ſah ich nicht ein, aber ebenſo unmöglich war es mir, Carolinen zu ſagen, daß ſie ſich einer Täuſchung überlaſſen. Um meinet- und um ihretwillen konnte ich es nicht.

So ging der Abend hin und die folgenden Tage. Die Mutter ſchickte an jedem Morgen, um nach ſeinem Befinden fragen zu laſſen, und immer erfuhren wir, daß es ihm viel beſſer gehe. Der Arzt, den wir ſprachen, meinte ſogar, Klemenz erhole ſich ſo ſchnell und ſein Zuſtand habe ſich ſo weſentlich gebeſſert, daß ſich darin eine große Lebenskraft verrathe, und daß er vielleicht älter werden könne, als man bisher geglaubt.

Bei dieſen Mittheilungen ſtrahlte Caroline vor Freude, in mir blieb Alles dumpf und ſtill. Ich wußte nicht mehr, was ich wünſchen, was ich fürchten ſollte. Eine unbeſtimmte Ahnung lag beängſtigend über mir, ohne daß ich mir auch nur hätte klar machen können, worauf ſie ſich bezog.

Die Mutter hatte den Zuſtand meines Herzens längſt errathen, aber ihrem Grundſatze treu, ſprach ſie nicht mit mir davon. Sie blickte mich nur oftmals mit ihren treuen, ſchönen Augen voll ſtiller Sorge an, und einmal ſagte ſie: »Du ſiehſt recht ſchlecht aus Julie, Du ſchläfſt auch ſchlecht. Es wäre vielleicht

beſſer, Du betteteſt Dich für einige Zeit in die Hinterſtube, die iſt kühler, und Du haſt es dort ruhiger allein.«

Ich küßte ihr die Hand und nahm es an. Sie wollte mir die Erleichterung gewähren, mich wenigſtens einſam auszuweinen in der Nacht.

An demſelben Tage ſprach ſie auch mit mir von Carolinen. »Ich fürchte,« meinte ſie, »Caroline giebt ſich wieder falſchen Hoffnungen hin, Klemenz liebt ſie nicht. Ich habe ſie gewarnt, ſie wollte mich nicht verſtehen. Ich habe dann offen mit ihr geſprochen, das hat ſie erbittert. Das Mißtrauen, das die Großmutter ſo unglücklich in ſie geſäet, iſt nicht auszurotten. Sie ließ es mich auch diesmal wieder fühlen. Sie ſagte, Du wäreſt reich durch Deinen Mann, Antonie ſei ebenfalls vermögend, der Bruder habe ja das Geſchäft, es ſei alſo Niemand da, dem daran gelegen ſein könne, ſie zu beerben, und doch lege man es darauf an, daß ſie ſich nicht verheirathe. Man ſtreue Zweifel in ihr Gemüth, ſobald es ſich erſchließe, auch jetzt wolle ich ſie irre machen; ſie ſei freilich nicht ſo jung wie Du, indeſſen ſei es doch nicht unmöglich, daß ſie Liebe wecke und erwerbe. Sie war zornig, traurig, heftig, Alles mit dem Uebermaße ihres Weſens. Was macht man mit dem Mädchen?«

Unſer Zuſammenleben wurde immer melancholiſcher. Von meinem Manne erhielt ich öfter Nachrichten, er war hergeſtellt und wollte ſeinem Regimente folgen, das vorwärts gegangen war. Er ſchrieb mir immer mit der gewohnten ruhigen Güte, und wußte nicht, welchen Kummer grade dieſe Güte mir erregte. Ich wartete ſtets mit Scheu auf dieſe Briefe, jedoch mit noch größerem Bangen dachte ich des Tages, an dem

ich Klemenz irgendwo begegnen, an dem er etwa gar zu uns kommen würde.

Indeſſen ein Tag nach dem anderen verſtrich, und obſchon er ausgegangen war, vernahmen wir Nichts von ihm. Caroline verlor ſich in den unwahrſcheinlichſten Vermuthungen, ſie verletzte und kränkte die Mutter und mich unabläſſig, ſo daß ich oftmals auf dem Punkte ſtand, ihr Alles zu ſagen, um nur Ruhe vor ihr zu haben; aber bei ihrer Heftigkeit hatte ich die Folgen für ſie, für mich und auch für Schlichting zu bedenken.

Sie ging täglich in das Bureau des Frauencomités, in der Erwartung, Klemenz dort zu finden, aber er war nicht da. Sein junger College hatte ihn geſehen und meinte, er ſei noch zu angegriffen zu dauernder Thätigkeit. Endlich, grade vierzehn Tage nach der unvergeßlichen Begegnung, kam ein Brief von ihm an meine Mutter.

Er habe ſoeben, ſchrieb er, aus Feldingen, dem Gute meines Mannes, die Nachricht erhalten, daß ſeine Anweſenheit dort wünſchenswerth ſei, und da der Arzt ihm ohnehin gerathen, die Landluft zu genießen, habe der Miniſter die Güte gehabt, ihm einen Urlaub zu bewilligen. Er empfehle ſich ſchriftlich, um keine Zeit zu verlieren, und werde dem Geheimerathe auch ſogleich die Anzeige dieſer kleinen Reiſe machen.

Ich ſagte mir, es ſei eine Erleichterung, daß er die trennende Ferne zwiſchen uns lege, aber weh that es mir doch. Die Mutter lobte gegen uns ſeine Pflichttreue für meinen Mann, und lobte ihn in ihrem Herzen noch viel wärmer; Caroline aber ſagte mir unumwunden, Klemenz habe ſich entfernt aus Mitleid

mit meiner Schwäche, und um nicht jetzt, wo er noch angegriffen sei, die schmerzliche Verwirrung, die er unwillkürlich verschuldet, durchkämpfen zu müssen.

Damit gingen der Mai und der halbe Juni hin, wir warteten auf Nachricht von Klemenz, es kam keine. Am zwanzigsten Juni kam die Kunde von dem Waffenstillstande nach Berlin und verbreitete solchen Schreck, solche Entrüstung, daß wieder für eine Weile das persönliche Interesse in den Hintergrund trat bei Jedem, der nicht ganz erstorben war, wie ich, die der Gedanke an meine lange, öde Zukunft lähmte. Zugleich mit jener Kunde erhielten wir einen Brief von meinem Manne, indem er theilnehmend besorgt nach Klemenz fragte, von dem er seit längerer Zeit ohne alle Nachricht sei.

Da Feldingen nicht an der großen Straße lag, da alle Postverbindungen so unsicher waren, war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ein Brief von Klemenz verloren gegangen sei, und die Mutter setzte sich augenblicklich nieder, ihm zu schreiben, daß er Schlichting beruhigen möge. Aber am sechsten Tage kam der Brief zurück.

Der Verwalter meines Mannes schrieb, der Assessor befinde sich nicht in Feldingen und habe auch, als er vor drei Wochen zuletzt geschrieben, Nichts davon gesagt, daß er hinkommen wolle. Er habe vielmehr alle Verabredungen für längere Zeit getroffen, da er eine Reise vorgehabt, und ihn angewiesen, sich in besonderen Fällen an den Amtsrath K. zu wenden, dessen Domainenpachtung an das Gut von Schlichting gränzte und zu dem dieser in einem recht nahen Verhältnisse stand.

Diese Auskunft war nur eine neue Ungewißheit.

Wir verloren uns in Muthmaßungen, die Mutter schrieb an den Amtsrath, auch von ihm kam der Bescheid, er wisse nicht anders, als daß Klemenz eine Badereise unternommen habe. Der junge College von Klemenz war der Einzige, gegen den er die Aeußerung gethan, er werde vielleicht in Böhmen eine Badekur gebrauchen, und wolle sich deshalb für alle Fälle einen Paß geben lassen, um von Feldingen direct dorthin gehen zu können, wenn es ihm nöthig scheine. Man fragte bei den Behörden nach, der Paß war ausgefertigt worden, aber es war nicht abzusehen, weshalb er eine Badereise mit so heimlicher Eilfertigkeit betrieben habe, und in Allen tauchte die Ueberzeugung auf, Klemenz sei zum Heere abgegangen, obschon er Schlichting versprochen hatte, es nicht zu thun.

Caroline war die Erste, die es augenblicklich aussprach, aber sie äußerte es nicht gegen uns, sondern gegen eine Dame, mit der sie im Comité bekannt geworden war und eine intime Freundschaft geschlossen hatte. Ihr vertraute sie ihre Liebe für Klemenz. Sie erzählte ihr von dem Besuche, den sie ihm mit der Mutter gemacht, von dem Abschiede, den er genommen, und wie er mehrmals ausgerufen: das wolle verdient sein!

Die Liebe einer Frau durch seine Hingabe an das Vaterland zu bethätigen, lag ganz im Geiste jener Zeit. Schon nach zwei, drei Tagen sprach in unserem Kreise Jedermann offen davon, daß Klemenz um Carolinens willen in den Kampf gegangen, und es uns verheimlicht habe, weil er gefürchtet, wir würden ihn in meines Mannes Namen davon zurückzuhalten bemüht gewesen sein. Man pries seine Gesinnung, man nannte

es ein wunderſames Geſchick, daß Caroline, die einſt ihr Herz von der deutſchen Sache abgewendet, nun durch eine ſo heilige Neigung für ewig dem Vaterlande wiedergewonnen werde, und kaum hatte die Freundin meiner Schweſter ſich für dieſe Liebe begeiſtert, als auch die Anderen den lebhafteſten Antheil an derſelben zu nehmen anfingen. Caroline wurde von Allen als die Verlobte des Aſſeſſors angeſprochen, ſie nannte ſich ſelber ſeine Braut, man wünſchte mir, der Mutter dazu Glück, und wir befanden uns in der Lage, nicht ſagen zu können, daß dieſe hingebende Liebe, dieſe Verlobung nur in der Einbildungskraft meiner Schweſter ihre Wurzel hätten.

»Was ſoll ich thun?« fragte mich eines Tages meine Mutter.

»Laß ſie gewähren, es macht ſie glücklich,« antwortete ich.

»Aber wenn Klemenz wiederkehrt?« — Ich ſah meine Mutter an, ſie wendete ſich ab.

»Er wird nicht wiederkehren,« ſagte ich, und ich ſprach damit meine feſteſte Ueberzeugung aus.

Tag und Nacht kamen mir die Worte des Dichters nicht aus dem Sinne: man ſagt, er wolle ſterben! —

Bald bewunderte, bald tadelte ich ihn in meinem Herzen. Je länger er von mir fern war, deſto beſtimmter ſagte ich mir, daß man nicht zu ſterben brauche, um für einander todt zu ſein. Ich wünſchte, er ſollte leben, geneſen, wenn es möglich wäre. Die Zurückhaltung, das Schweigen, in die ich mich gebannt, kamen mir wie ein Unrecht gegen ihn, gegen Schlichting vor, der ihn liebte wie ſeinen Sohn, der uns kein ſtrenger Richter ſein konnte, da wir uns ſchon ſelbſt die Buße der nothwendigen Entſagung aufgelegt.

Mein unbesonnenes Geständniß hatte die Entfernung des Geliebten herbeigeführt, mein ehrliches Bekenntniß vor meinem Manne sollte Klemenz der Heimath, seinem Beschützer, dem Leben wiedergeben. Ich setzte mich zum Schreiben nieder und schrieb die ganze Nacht. Am Morgen siegelte ich den Brief, und trug ihn selber fort. Es war in den letzten Tagen des August und ein Sonnenschein, eine Helle, als ob die ganze Welt voll Wonne wäre.

Ich hatte lange Zeit an die Wirkung zu denken, welche mein Vertrauen auf meinen Mann machen würde, ich hatte lange Zeit, mir seine Antwort vorzustellen. Erst gegen das Ende des Monats traf ein Brief von Schlichting ein, doch war er nicht wie sonst an mich, sondern an meine Mutter adressirt, und die Aufschrift »eigenhändig« wies ihn ihr noch ganz besonders zu.

Sie ging in das Schlafzimmer, ihn zu lesen, Caroline und ich blieben zurück. Welche Unruhe folterte mich, wie zählte ich die Secunden bis zu ihrer Rückkehr! — Als sie wieder in das Zimmer trat, war sie bleicher, als ich sie je gesehen, und ihre Augen roth von Thränen.

»Mutter!« rief ich, »um Gottes willen, was ist geschehen, was schreibt Schlichting?«.

»Er sendet eine traurige Nachricht,« sagte sie leise. »Klemenz ist bei der böhmischen Armee und — «

»Todt?« riefen Caroline und ich, wie aus einem Munde, wie unter der gleichen Vernichtung. Die Mutter nickte kaum merklich mit dem Kopfe, auch sie weinte um ihn.

»Er ist bei Kulm gefallen,« sprach sie langsam.

Caroline brach mit einem wilden Schrei zusammen.

Ihr Schmerz kannte keine Gränzen, ſie verfiel in eine Art von Krampf, wir hatten nur mit ihr zu thun. Erſt als wir ſie ausgekleidet und zu Bett gebracht, kam ich zur eigenen Beſinnung und verlangte den Brief zu leſen, der das Härteſte gemeldet hatte, aber ich war ſtill und thränenlos.

»Mehr als einen Monat ohne alle Nachricht von Julien und von Ihnen, theure Freundin!« ſchrieb Schlichting, »erhalte ich heute aus Teplitz von dem Adjutanten des Major R. die Einlage, welche in traurigſter Weiſe Ihre Vermuthung beſtätigt, daß Klemenz heimlich zur Armee gegangen iſt. Er hat erreicht, was er erſtrebte. Im Siegesjubel der Schlacht von Kulm iſt er für das Vaterland geſtorben. Ein Brief, welchen er für den Fall ſeines Todes an ſicherem Orte zurückgelaſſen, ſoll mich tröſten über ſeinen Hingang und macht mir ſeinen Verluſt nur um ſo ſchwerer. Ich lege Ihnen dieſen Brief hier bei. Ich liebte dieſen Jüngling, ich hätte ihn ſo gern behalten! Sein Verluſt thut mir ſehr wehe.«

Ich konnte den Brief meines Mannes nicht weiter leſen, ich griff nach dem Briefe des Geliebten, des geſtorbenen Geliebten. Er lautete:

»Mein väterlicher treuer Freund! Wenn Sie dieſe Zeilen empfangen, bedarf ich die Vergebung nicht mehr, die es mich dennoch von Ihnen zu erbitten drängt. Ich, der ich Ihnen Alles danke, habe das Verſprechen nicht zu halten vermocht, das ich Ihnen bei dem Abſchiede gegeben.

»Es hat mir nicht Ruhe gelaſſen in der Heimath, während Sie Alle auf dem Felde der Ehre kämpften. Aber ich wollte mich beſiegen, ich wollte bleiben,

denn Sie verlangten es, und Sie hatten Rechte über mich erworben durch eine Liebe, die ich Ihnen nie vergelten konnte. Da erlitt ich jenen Krankheitsanfall, von dem ich Ihnen geschrieben, und ich wußte es jetzt mehr als je, daß mir kein fernes Ziel gesteckt sei.

»Sollte ich auch jetzt noch abwarten, bis der matte Strom des Lebens in kränkelnder Trägheit verrann? Was konnte der Kranke Ihnen, Anderen, sich selber sein? Hatte ich nicht das Recht, die Pflicht, mein Leben zu verwenden für die heilige Sache? Durfte, mußte ich es nicht einsetzen, wie Sie und all die Hunderttausende, die ein größeres Opfer damit bringen, als der Kranke, dessen armes, hoffnungsloses Dasein doch nur nach Tagen und nach Stunden zählte? — Gönnen Sie mir die Freiheit und das Glück eines schnellen, schönen Todes, der nicht mich allein befreit, und denken Sie meiner als eines Jünglings, der Sie liebte und verehrte als sein edles Vorbild, als seinen Wohlthäter und Freund.

»Ihrer Achtung nicht würdig zu sein, das allein hätte ich nicht ertragen können, und so lassen Sie mich morgen denken, wenn wir ausrücken gegen den stolzen, frechen Feind des Vaterlandes, daß Ihr Segen auf meinen Waffen ruht, daß Ihre Liebe mich in Kampf und Tod begleitet. Schütze Sie der Himmel im Kampfe und gebe er Ihnen einst seines höchsten Glückes Fülle in dem freien deutschen Vaterlande. Gott mit Ihnen und mit mir!«

Was nun weiter geschah, wie die nächsten Tage, Wochen, Monate entschwanden, dessen weiß ich selbst mich kaum noch zu erinnern. Es kam mir vor, als wäre mein eigenes Leben nun zu Ende. Ich kannte

damals die Kraft der Jugend noch nicht und nicht die Macht der Zeit.

Caroline ſchrieb, ſobald ſie zu ſich gekommen war, ihrer Freundin, daß ihr Bräutigam bei Kulm geblieben ſei. Sie legte Trauer an, man machte ihr Beileidsbeſuche, man beklagte ſie von Herzen.

Auf mich und auf die Mutter brachte das einen entſetzlichen Eindruck hervor. Die Schweſter erſchien uns wie eine Geiſteskranke, die man gewähren laſſen muß. Indeß übten der Schmerz, den ſie wirklich fühlte, und die Theilnahme, die ihr überall entgegenkam, einen ganz unerwarteten Einfluß auf Caroline aus. Sie kam ſich abgefunden mit dem Leben, und dadurch gleichſam verſöhnt mit ihrem Schickſal vor. Sie ſprach es aus, daß Niemand ſich zu beklagen habe, dem einmal eine ſolche Liebe zu Theil geworden, ſie pries ſich glücklich, dieſes höchſte, einzige Gefühl gekannt zu haben, und das gab ihr eine Weiche, eine Offenheit, die ſie förmlich verwandelten. Sie wurde ein vollſtändig anderes Weſen von dem Zeitpunkte ab. Die Stunde, welche mir den Geliebten meiner Jugend nahm, hatte mir in Carolinen eine Schweſter, unſerer Mutter eine Tochter wiedergegeben.

Leider aber ſollte unſere arme Mutter das Glück dieſer Wandlung nur ſehr kurze Zeit genießen. Sie ſtarb uns plötzlich, zu Anfang des Septembers, und auch ich deckte denn nun die ſchwarze Trauerkleidung über meinen eingeſtandenen und meinen verſchwiegenen, tiefen Kummer.

Meine Mutter war ſchon ein paar Wochen todt, als ich endlich nach langem, bangem Harren eine Antwort von meinem Manne auf den Brief erhielt, in dem

ich ihm meine Neigung für Klemenz eingeſtanden hatte und den geſchrieben zu haben ich nach dem Opfertode des Geliebten tauſendmal bereute. Mit ſchwerer Sorge öffnete ich das Couvert, der Brief enthielt die Entſcheidung über meine ganze Zukunft.

Ich las ihn in fliegender Eile. »Wo ein ſolches Opfer fiel,« hieß es nach den erſten einleitenden Worten, »wo eine ſolche Sühne dargebracht worden iſt, hört jedes Urtheil auf, und es bedarf jetzt meines Rathes, meiner Vergebung leider nicht mehr für Dich, für Klemenz.

»Ich habe Dir gegenüber, mein armes, theures Kind, Nichts zu beklagen, als die unglückſelige Verblendung, mit der ich, einer Eingebung des Augenblicks folgend, Dein Glück auf meine Weiſe zu begründen glaubte. Ich fordere von Dir keine Verzeihung dafür, ich habe auch Dir Nichts zu verzeihen. Jetzt, wo wir Beide blutenden Herzens den Tod des theuren Klemenz und der geliebten Mutter zu beklagen haben, bleibt uns nur die Aufgabe, an einander feſtzuhalten mit liebendem Vertrauen, und einander zu werden, was Jeder dem Anderen zu ſein im Stande iſt.

»Ich kann Dir weder die zärtlichſte der Mütter, noch den edlen Jüngling wiedergeben, den Dein Herz gewählt, und mit dem Du glücklich geworden ſein würdeſt, ohne mein Dazwiſchentreten. Aber ich verſpreche Dir, daß Du Ruhe und die Liebe eines Vaters und eines Freundes an meiner Seite finden ſollſt, wird mir es vergönnt, zurückzukehren. Dich ſelber mache ich zum Herrn über unſere Zukunft. Du ſollſt entſcheiden, was Du mir ſein willſt und kannſt. Dieſe

Freiheit ist der einzige Ersatz, den ich Dir zu bieten vermag, und auf diese liebevoll gewährte Freiheit rechne zuversichtlich.«

Wie dieser Brief mich beruhigte und rührte, wie sehr ich ihn dem Manne dankte, der Rechte an mich hatte, brauche ich nicht erst zu sagen. Seine Handlungsweise war aus der reinen Güte seines Charakters hervorgegangen, und wie immer war das wirklich Gute auch das Kluge und das Verständige.

Caroline und ich blieben noch in dem Hause meiner Eltern, das nun dem Bruder anheim gefallen war, bis er sich um Neujahr vermählte und wir eine eigene Wohnung nahmen. Wir lebten in derselben sehr zurückgezogen und fanden uns auch gut zusammen. Ich lernte es bald ertragen, wenn die Schwester von ihrem gestorbenen Verlobten sprach, weil es mich freute, seiner mit Liebe und Bewunderung gedenken zu hören, und für mich persönlich hatte ich Nichts zu wünschen, noch zu erstreben. Unsere Beschäftigungen im Frauenvereine gingen den ganzen Winter durch den gleichen Weg, Caroline wurde in den Vorstand gewählt, und fand darin Zerstreuung, weil es ihre Thätigkeit noch mehr in Anspruch nahm.

Im Frühjahre zogen die Alliirten in die Hauptstadt Frankreichs ein. Der Feind der deutschen Freiheit war besiegt, Deutschland gerettet.

Der Enthusiasmus, die Freude, der Jubel der Gesammtheit verbargen die zahllosen Thränen um die Opfer, welche diese Befreiung gekostet hatte. Caroline erhob sich an der großen Zeit, aber sie hatte Jahr und Tag weit über ihre Kräfte gearbeitet, sie war angegriffen, und man rieth ihr zu einem Aufenthalte in anderer Luft.

In Begleitung ihrer Freundin ging sie also in der Mitte des Sommers nach Böhmen. Sie wollte von Teplitz aus am Tage der Kulmer Schlacht die Stelle besuchen, auf der Klemenz gefallen war, und sie führte diesen Vorsatz der liebevollen Todtenfeier aus.

In Teplitz, das damals voll von Fremden und von Verwundeten war, welche dort Heilung für ihre Leiden suchten, fanden sie und ihre Freundin den Bruder der Letzteren, der bei Laon verwundet worden und die rechte Hand verloren hatte. Er war ein Mann von vierzig Jahren, und Besitzer eines Gutes in Ostpreußen. Caroline lernte ihn schätzen und hielt es, wie sie es nannte, auch für ihre Pflicht, ihr Leben einem Vertheidiger des Vaterlandes ganz zu weihen. Sie wurde also bald nach Beendigung unseres doppelten Trauerjahres seine Frau, und ihre Ehe ist eine sehr würdige gewesen, ihr Mann und ihre Kinder hatten die treueste und tüchtigste Versorgerin an ihr.

Als im August der König seinen feierlichen Einzug in die Heimath hielt, als das sieggekrönte Heer zurückkam nach Berlin, befand Caroline sich noch in Teplitz. Mein Bruder war mit seiner jungen Frau zu ihren Eltern an den Rhein gegangen. Ich war ganz allein.

Ich stand am Fenster im Hause einer Freundin, als die Truppen vorüberdefilirten, als Schlichting mit seiner alten, schönen Haltung vor seinem Bataillon einherritt. Er war sich völlig gleich geblieben. Der Feldzug, die Verwundung hatten ihn nicht angegriffen, nur sein Antlitz war gebräunter, und seine Orden standen ihm trefflich auf der breiten Brust, aber in die Freude, in die herzliche Freude, die ich empfand, mischte sich ein banges Gefühl bei dem Gedanken: das ist dein Mann!

Ich empfand das tiefer, als je zuvor, denn ich hatte die Liebe kennen lernen, ich war ein Weib von reifem Herzen und von reiferem Verstande geworden in der Trennungszeit.

Ich eilte in unsere Wohnung, Schlichting zu erwarten. Alles war mit Blumen verziert, Alles für ihn vorbereitet, aber nun er kommen sollte, befand ich mich inmitten dieser Blumen in meiner Trauertracht, und mein Herz war noch viel trauriger als meine Kleider.

Als ich seine Schritte hörte, eilte ich ihm entgegen, und da wir einander erreichten, da er nun in dem Zimmer vor mir stand, war's, als hätten wir uns nie zuvor gesehen, als hätten wir uns nicht von Herzen lieb gehabt. Es war ein wunderbares, ein trauriges Wiedersehen, das wir feierten, mein Mann und ich. Er kannte mich kaum wieder. Ich war gewachsen, daß ich hoch an ihm hinanreichte, aber er hatte ein fröhliches Kind verlassen an der Seite einer liebevollen Mutter, im altgewohnten Vaterhause, und er fand eine stille, bleiche, junge Frau in einsamen, ihm gänzlich fremden Räumen.

Das berührte ihn Alles auf einmal, und entrückte mich ihm in jenem Augenblicke so, daß er mir mit einer scheuen Förmlichkeit begegnete, die auch mich verwirrend umfing. Wir hatten uns in dieser Stimmung Nichts zu sagen, mein Mann umarmte mich zum Willkomm, ich küßte ihm die Hand. Es war still und bange zwischen uns, bis Schlichting sagte: »Was haben wir verloren, ich und Du, mein armes Kind!«

Da fing ich an zu weinen und meine Thränen thauten mir die Seele auf. Dennoch behielten die

ersten Tage etwas Beängstigendes für mich und ihn, so sehr er mich zu beruhigen bemüht war. Er sprach viel von meiner Mutter und von Klemenz, er erzählte von seinem Leben und Ergehen, ich von dem unseren. Es kamen viele Bekannte, wir mußten auch Besuche machen, aber die Spannung ließ in mir nicht nach, und ich sah's, daß auch Schlichting sich neben mir gezwungen fühlte.

Erst als ich ihm einmal mein ganzes Empfinden ausgesprochen, erst als er meine ganze Traurigkeit gewahrte, wurde seine Liebe frei und unbefangen. Wie ein Vater nahm er mich an sein Herz, wie ein gütiger Vater ließ er mich genesen neben sich, und neue Lebenskraft und neue Lebenslust gewinnen.

Schon nach wenig Tagen begaben wir uns auf das Land. Schlichting wollte mir mehr Freiheit gönnen, als das Leben in der Gesellschaft mir gestattet hätte. Er war um seinen Abschied eingekommen, nicht nur vom Militär, sondern überhaupt aus dem Staatsdienst, und nach wenig Wochen wurde ihm derselbe auf die ehrenvollste Art bewilligt. Er hat von da ab lange Zeit fast nur für mich gelebt.

Er heilte mein verwundetes Gemüth, er entwickelte und bildete meinen Verstand, er gewöhnte mich, mein Schicksal, mein Lebensloos mit dem anderer Menschen zu vergleichen, und er lehrte mich damit die Demuth und Bescheidenheit, welche die Quelle der Zufriedenheit in unserem Herzen sind. Er wies mich an, zu fragen: was habe ich gethan? was habe ich zu fordern? was bietet mein Dasein mir an Gütern, welche Millionen anderer Menschen fehlen? Er erzog mich zur Zufriedenheit, das heißt zur Lebenslust, er machte mir es zur

lieben Pflicht, ihm häuslich dienstbar zu sein, und gab mir damit den Anlaß zu täglich neuer Freude. Was ich wurde, was ich bin, das danke ich seiner weisen, treuen Liebe.

Nach Jahr und Tag hatte ich meine Ruhe wiedergefunden, und als mein Herz genesen und mein Gemüth zur Klarheit gekommen war, da leuchtete allmälig das edle, maßvolle Wesen meines Mannes hell in meine Seele. Ich lernte ihn schätzen und lieben, wie er es verdiente, ich wurde gern und freudig seine Frau und habe ein reines, stilles Glück genossen, so lange ich an seiner Seite lebte.

Ich war dreißig Jahre alt, als er mir, ach nur zu zeitig starb, und noch heute segne ich die Stunde, die mich in meiner Jugend ihm vermählte, noch heute blicke ich liebevoll zurück auf Alles, was ich ihm verdanke, selbst auf die Schmerzen meiner jungen Jahre.

Seit seinem Tode habe ich fortgelebt in seiner Weise und in seinem Sinne. Ihm danke ich es, daß ich die Ereignisse nicht kleinlich im Einzelnen betrachte, daß ich hinblicke auf den großen, ausgleichenden Zusammenhang der Dinge und der Verhältnisse, daß ich in jedem Augenblicke das Leben schön auszufüllen strebe, weil jeder der letzte unseres Daseins werden kann, und daß ich den Menschen, die ich liebe, meine Liebe gern bethätige, weil die Stunde kommt, in der wir's nicht mehr können. Leben und lieben, weil das Leben so kurz ist, das war seine Weisheit. Möge sie mir vorleuchten auch für die späten und vielleicht nicht mehr so schönen Tage meiner Zukunft.

Hier schloß das Manuscript der Tante. Es war schon zwei Jahre vor ihrem Tode beendet worden, und sie konnte sich in ihrer letzten Stunde sagen, daß sie sich in dem Sinne ihres Gatten treu geblieben war, bis sie von dannen schied. Friede ihrer Asche und ein freundliches Gedenken ihr und ihrer Güte!

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021827737

834St11

I

Ø92327Ø2

1936